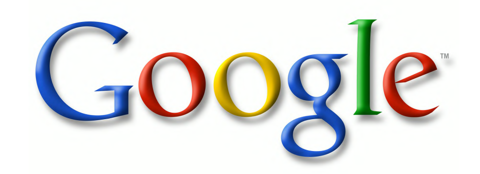
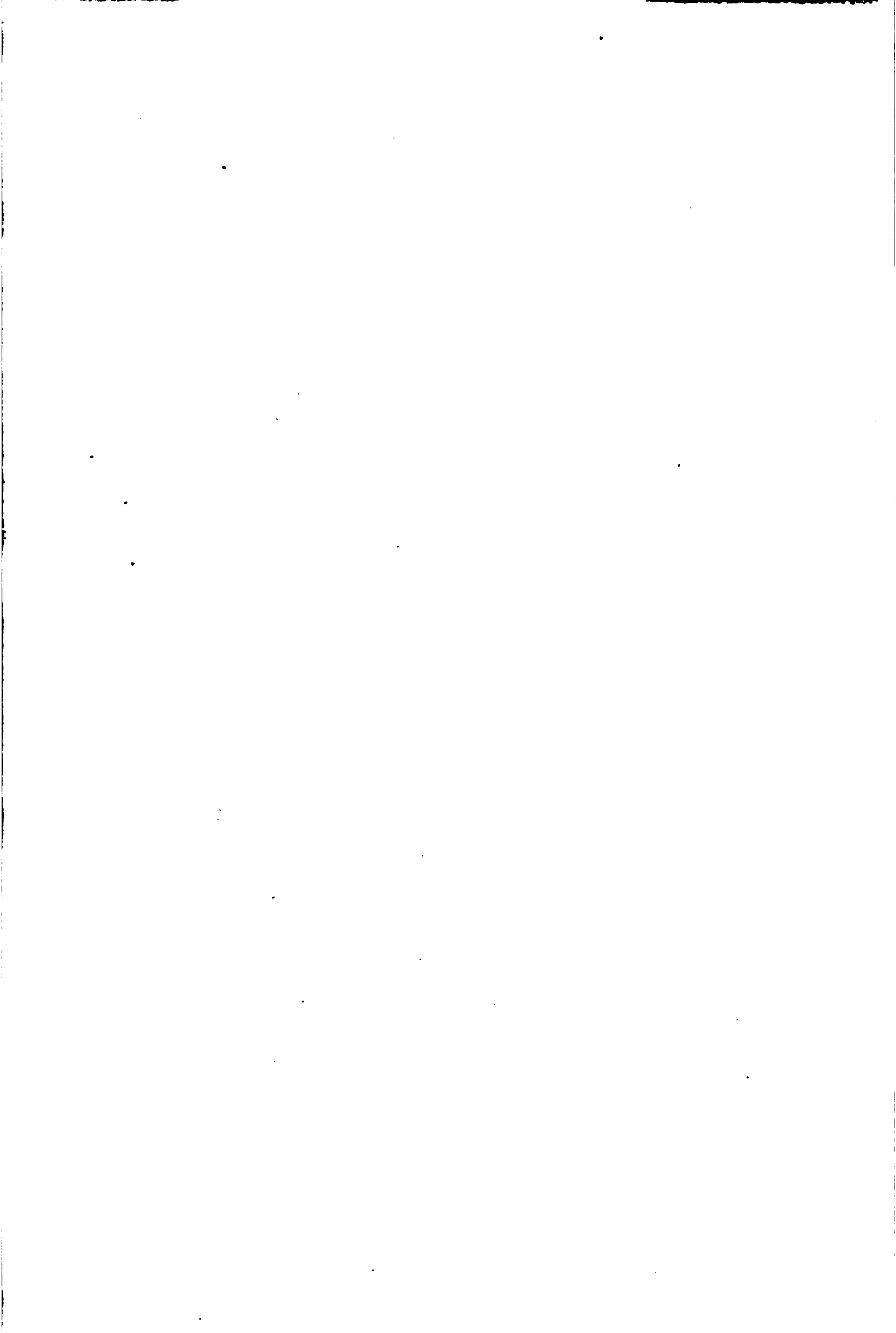
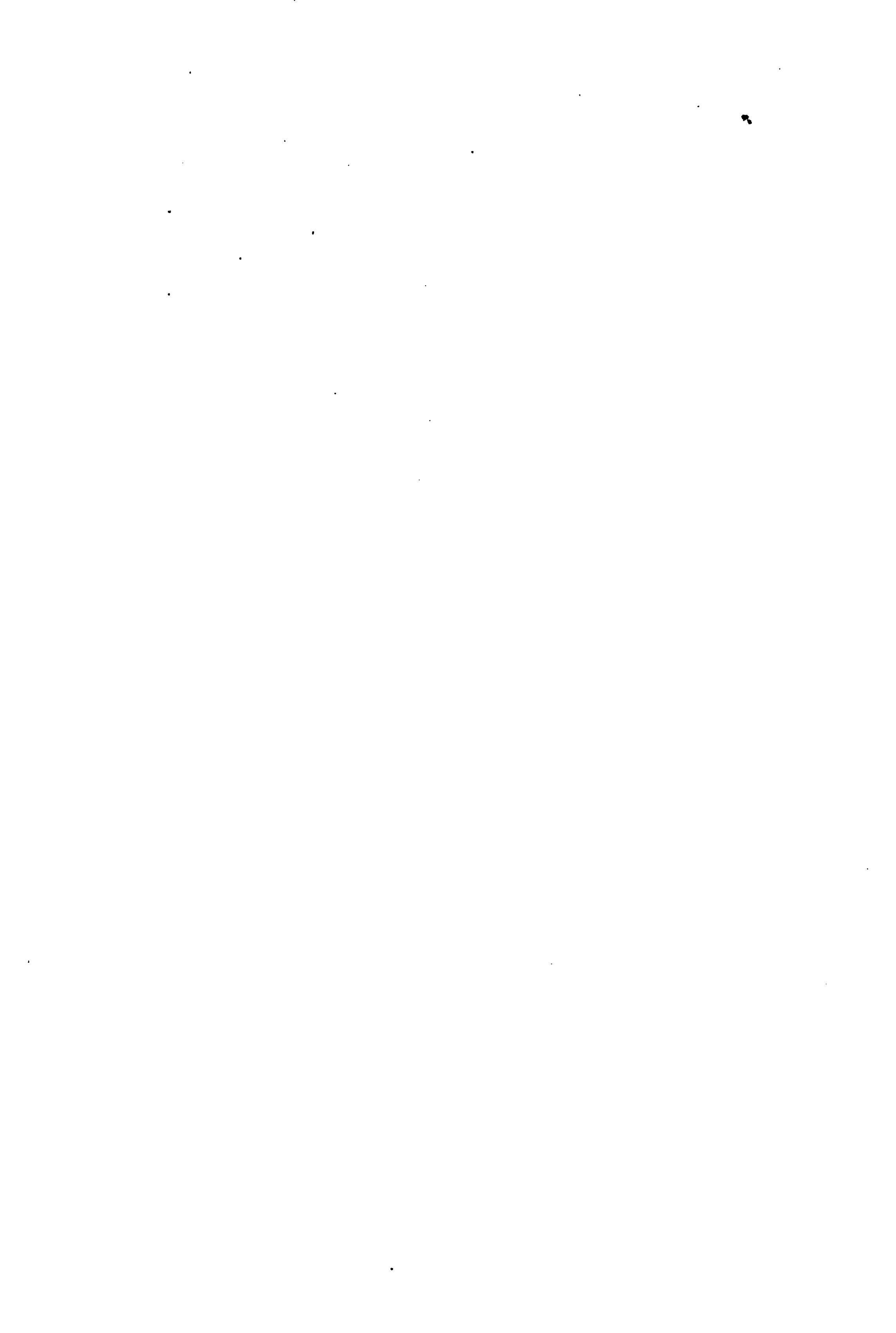










Gedruckt in einer Auflage
von 800 Exemplaren in
der Rossbergschen Druk-
Kerei zu Leipzig. Den Titel
und die Initialen zeichnete
Walter Tiemann

Emmanuel Rhoïdis

PAEPSTIN JOHANNA

Eine Studie aus dem Mittelalter



Übertragung aus dem Neugriechischen von Paul Friedrich

Verlag Julius Zeitler Leipzig
1904

INHALT.

AN DIE LESER.

Die vorliegende Antwort auf die Enzyklika der heiligen Synode hatte ich längst fertig, aber nach dem Erscheinen des Artikels in Nr. 985 der Zeitung Ethnophylax aus der Feder des Heiligen von Karystia, durch welchen er der Regierung kundtut, daß die heilige Synode, solange der Verfasser der Johanna nicht bestraft ist, „das Recht hat, ihren kirchenfeindlichen Anordnungen den Gehorsam zu versagen," vertagte ich die Veröffentlichung meiner Antwort aus Furcht, die hochwürdigsten Kirchenfürsten möchten daraus Anlaß nehmen, die ihnen mißliebigen Wahlen hinauszuschieben. Glücklicherweise jedoch gelangten die ehrwürdigen Synodalen zu der Ansicht, daß sie die Ehre ihres Standes durch ihren langen Widerstand genügend gewahrt hätten, und fügten sich schließlich den „Anordnungen der Regierung", indem sie zu den Wahlen verschritten; mich schienen sie einige Zeit lang vergessen zu haben. Der Waffenstillstand war aber nur kurz, und bald setzten sie dem Staatsanwalt wieder zu, daß er „den verbrecherischen Schriftsteller exemplarisch bestrafe"; neulich ist ihnen ein aus Deutschland zurückgekehrter Theologe zu Hilfe gekommen, welcher, um seine dort erworbene Weisheit und seinen lauteren Eifer für die Kirche zu zeigen, in der letzten Nummer der „Zeitung der Bildungsfreunde" ganze sechzehn Spalten voll Beleidigungen gegen mich ausarbeitete. Aus allen diesen Gründen sehe ich mich gezwungen, nach einer sechsmonatlichen Pause endlich mein Schweigen zu brechen und diese „Antwort" zu veröffentlichen, deren Autorschaft ich keineswegs abzuleugnen gedenke, wenn ich auch von mir in der dritten Person Singularis rede.

E. D. Rhoïdis.

AN

DIE HOCHWÜRDIGEN MITGLIEDER
DER
HEILIGEN SYNODE

DER GRIECHISCHEN KIRCHE.

Vae caecis ducentibus! Vae caecis sequentibus.
(Aus Skt. Augustinus.)

HOCHWÜRDIGSTE PRÄLATEN!



ndem ich mich anschicke, an Ew. Heiligkeiten einige demütige Bemerkungen über die Tadelskundgebungen, Denunziationen und Enzykliken zu richten, zu welchen Sie sich als unermüdliche Wächter der Orthodoxie gegen die „Päpstin Johanna" für berechtigt gehalten haben, fühle ich vor allem die Notwendigkeit zu begründen, wie ich mich unterfangen habe ein Buch zu lesen, welches Sie durch offizielle Enzykliken und von der Kanzel herunter als „strotzend von Unglauben und Gottlosigkeit", seinen Verfasser als „Werkzeug des Satans, Otter und Bösewicht", seine Leser als „Verworfene vor dem heiligen Geist" bezeichnet haben. Ich beabsichtige hierdurch nicht allein mich zu rechtfertigen, sondern auch das Gewissen vieler frommen Christen zu beruhigen, welche aus Neugierde sich derselben Zuwiderhandlung schuldig gemacht und sich nun in Wirklichkeit für Verworfene halten.

Jedesmal wenn die Kirche ein Buch verwirft, glaubt sie in ihm einen Irrtum oder eine Lästerung zu finden, welche sie verurteilt, und ein jeder gute Christ muß sich dann von diesem Irrtum abwenden und ihn meiden; keineswegs aber ist er verpflichtet zu glauben, daß sich dieser gerügte Irrtum auch wirklich in dem Buche vorfindet. Denn obschon die Kirche in allen Glaubensfragen unfehlbar ist, so ist sie trotzdem nicht auch hinsichtlich der Interpretation der Bücher für infallibel zu halten und tatsächlich auch nie gehalten worden. In diesem Punkte sind die Priester als Menschen Mißverständnissen und Täuschungen unterworfen, da der heilige Geist die Kirche nur in dogmatischen Fragen erleuchtet und inspiriert. Um recht deutlich zu machen, was ich meine, erinnere ich an das Beispiel des heiligen Basilius, der die Schriften des Dionysius von Alexandria als arianische Lästerungen verurteilte, während sie der heilige

Athanasius billigte, zwar nicht weil er die Irrlehre des Arius akzeptierte, sondern da er die Bücher des Dionysius anders auffaßte und darum keine Spur eines Irrtums in ihnen zu finden vermochte; beide jedoch, sowohl Basilius wie Athanasius, waren orthodox; denn jene Irrlehre lehnten sie in gleicher Weise ab. Ihr Gegensatz bestand lediglich darin, daß der eine die Bücher des alexandrinischen Theologen für häretisch hielt, der andre sie nicht als solche ansah, eine Frage, welche mit der Orthodoxie nichts zu tun hat.[1] *So habe auch ich das verurteilte Buch gelesen und lese es wieder, nicht etwa, weil ich weniger als Sie den Unglauben verwerfe (Gott behüte mich vor einer solchen Verblendung), sondern nur, weil ich bei der Art und Weise, wie ich die „Johanna" auffasse, weder einen Irrtum noch eine Lästerung darin finde, und weil es weder ein göttliches noch ein Synodalgebot gibt, welches mich zwänge, Ihre Auffassung für richtiger zu halten als die meinige. Oder dünken Ihnen neuerdings Ihre Interpretationen unfehlbar, so wie Sie im schreienden Gegensatz zu den apostolischen Kanones auch Bischofswürden für übertragbar erklärt haben?*

Als gehorsamer Sohn der orthodoxen Kirche habe ich es für gut gehalten, Ihnen, meine heiligen Väter, dies zu sagen; als ein

---

[1] Falls dies nicht genügen sollte, könnte ich noch sehr viele andere Beispiele einer solchen Zwiespältigkeit in der Beurteilung von Schriftstellern anführen. So wurden die Schrift des Origenes über die Dämonen und diejenigen von Theodoret gegen den heiligen Cyrill von der fünften Synode als häretisch verurteilt, und trotzdem haben sehr viele, besonders occidentalische, Theologen behauptet, es finde sich keine Spur von Irrlehren in ihnen und die Synode habe sich in der Interpretation geirrt. Das nächste ökumenische Konzil verdammte den Brief von Papst Honorius an den Patriarchen Sergius von Konstantinopel, weil er von der Irrlehre der Monotheleten befleckt sei, während ihn die späteren Theologen für orthodox erklärten; denn nach Bellarmin „unterliegt die Kirche in Sachfragen dem Irrtum," und das sechste Konzil „verurteilte Honorius als Ketzer, weil es den Inhalt seines Briefes nicht richtig auffaßte." Da sich also ganze ökumenische Konzile in der Interpretation der Bücher irren, so ist das Urteil einer dreigliedrigen Kommission über „Johanna" durchaus nicht als unfehlbar anzusehen, besonders da diese Kommission aus zwei Laien und nur einem Priester zusammengesetzt war, deren Namen, außer dem Staatsanwalt gegenüber, geheimgehalten wurden.

einfacher ehrlicher Mann erlaube ich mir auch zu bemerken, daß Ausdrücke, wie „Lästerer, Bösewicht, Gottloser, Werkzeug des Satans", nicht nur von den göttlichen Geboten nicht erlaubt und für Lippen, die den Schöpfer zu preisen bestimmt sind, unpassend erscheinen, sondern auch in Ihrem Munde eine wesentlich andre Bedeutung als die gewöhnliche haben; denn längst schon ist die Welt gewohnt, wenn sie solche Ausdrücke von Priestern hört, sie sofort durch die Bezeichnungen: wahrheitsliebend, aufrichtig, fortschrittlich u. dgl. zu übersetzen. Lästerer und Gottlose nannte man ja einen Galilei, Huß, Pascal, Koraïs, Vamvas und Pharmakidis. Der Zeitgeist ist taub gegen jede unbegründete Anklage und verlangt statt Beleidigungen und Verbote Licht, freie Forschung und Aufklärung. Dieser Geist heißt bei vielen Orthodoxen gottlos und antichristlich, und man wünscht, wie es scheint, das goldne byzantinische Zeitalter zurück, als Exkommunikationen, Ächtungen und Eunuchen die Säulen der Orthodoxie waren. Ich meinerseits halte jedoch den Geist der heutigen Zeit für sehr christlich und mit den evangelischen Überlieferungen übereinstimmend. Denn was verlangen wir, um überzeugt zu werden, von euch Priestern anders, als daß ihr nach dem Beispiel der Apostel und der ersten Kirchenväter handelt, welche den Angriffen der Philosophen die von Gott geoffenbarte Lehre und ihre beredte Verteidigung entgegenstellten und die ganze Welt bekehrten? Die „Päpstin Johanna" erscheint euch als ein lästerliches und gefährliches Buch, „geeignet die ganze Herde zu vergiften". Warum widerlegt ihr sie nicht dadurch, daß ihr uns den Unglauben verhaßt macht, wie eure Vorgänger unsern Vorfahren? Hermias schrieb den Diasyrmos gegen die Lehrsätze der Sophisten, Origenes die Anäresis gegen die Trugschlüsse der Epikureer, Tertullian seinen Apologeticus gegen die Verleumdungen der Heiden, der heilige Basilius seine „Briefe" gegen die Irrlehre der Arianer, und alle wurden durch ihre Gründe überzeugt, während niemand diesen göttlichen Vätern geglaubt haben würde, wenn sie sich, anstatt die Angriffe der Ungläubigen zurückzuweisen, darauf beschränkt hätten, sie „Werkzeuge des Satans, Ottern und Bösewichter" zu nennen. Aber ihr selbst fühlt recht wohl, wie ungenügend diese Benennungen für die Beseitigung

des Übels waren, und habt euch beeilt, die Hilfe des Staatsanwaltes anzurufen, um mangels der Gründe dem Unglauben der „Johanna" Polizisten entgegenzustellen. Diese Art und Weise, die Ungläubigen zu überzeugen, ist nicht neu; sie war im Gegenteil bei den Franken im Mittelalter als heilige Inquisition, Ablaßwesen und Autodafés im Schwange. Diese Methode jedoch anzuwenden ließen sich weder der heilige Clemens noch der heilige Basilius einfallen und meinten, daß Jesus, als er sprach: „Gehet hin und lehret alle Völker," damit nicht meinte, diese Belehrung müsse durch Denunziationen und Polizisten geschehen.

Vielleicht haltet ihr dem, meine hochehrwürdigen Prälaten, entgegen, daß der heilige Basilius und die andern Väter weise Männer waren und im Vollbesitz heiliger und profaner Bildung den Sophismen der Feinde des Glaubens evangelische Wahrheiten und beredte Einwände entgegenzustellen vermochten, während ihr nicht so glücklich gewesen seid, euch Wissen zu erwerben, sondern euch in solcher Unkenntnis der Glaubenslehren befindet, daß ihr gezwungen seid, zu Laien eure Zuflucht zu nehmen, damit diese entscheiden, ob die „Johanna" etwas Religionsfeindliches enthält; außerdem habt ihr, während ein Basilius und Chrysostomus keinen andern Gedanken als allein ihr Lehramt hatten und fast gewaltsam zur Annahme von Bischofswürden gezwungen werden mußten, im Gegenteil nach Beförderungen zu streben, bei Ministern zu antichambrieren, Feinde zu verleumden, Freunden Stellen zu verschaffen und andre Beschäftigungen, die euch keine Zeit zur Unterweisung der Gemeinde lassen; aus allen diesen Gründen gebt ihr der Polizei als dem bequemeren Auskunftsmittel den Vorzug. Da ihr also, heilige Väter, euren Beruf nicht kennt, da euch die unkanonischen Bemühungen um Versetzungen keine Zeit lassen, ein Buch aufzuschlagen, darum sollen also die Menschen eingekerkert und des Lichtes und der Sonne beraubt werden, die der allgütige Gott „über Gerechte und Ungerechte aufgehen läßt". Wenn diese Schlußfolgerung auch nicht evangelisch ist, so ist sie wenigstens originell und witzig. Nun aber sehet, welch eine Flut von Sarkasmen über eure heiligen Häupter hereinbrach, als ihr, nicht genug, Laien anzurufen, um euch, den Wächtern der dogmatischen Bundeslade, zu zeigen, wo

der Unglaube der „Johanna" liegt, es wagtet, vom Staatsanwalt die Heilung des Übels zu verlangen, welches zu heilen euch allein oblag, indem ihr die Gemeinde aufklärtet und „den ruchlosen Schriftsteller" selbst zerknirscht und reuig unter den Fuß des Kreuzes beugtet. Der Staatsanwalt gab nicht einmal eine Antwort; die Richter antworteten lachend, da das Buch einmal kirchlich verboten sei, dürften sie es nicht lesen, um darüber zu Gericht zu sitzen; die gesamte Presse fiel über euch her; die „Imera" bemerkte, es sei kein christliches Schauspiel, den bewaffneten Arm der Polizisten neben den unbewehrten, blutigen Armen des Heilandes zu erblicken, „Phos" schrieb Lucianische Totengespräche, zur Verspottung der Verbote und Enzykliken, die „Indépendance" gab euch den Rat, den heutigen Katholiken nachzuahmen, welche statt zu denunzieren widerlegen, die „Nea Genea" spottete über die „Gardinenpredigt" und selbst Herr Kalapodakis meinte, euer Verfahren erinnere an die finsteren Zeiten des Mittelalters; andere fragten, ob ihr das alles im Einverständnis mit dem Verfasser tut, um für das Buch Reklame zu machen. Als die Sache ein so großes Aufsehen machte und das Gelächter gar nicht enden wollte, hieltet ihr es für gut, die Verteidigung der Rechte der Kirche dem Anwalt des geistlichen Standes, dem Heiligen von Karystia, anzuvertrauen, der in Nr. 985 des „Ethnophylax" unter der Überschrift: „Die unverzeihliche Lauheit der Regierung" eine Philippika, oder, wie sie die Zeitungen tauften, eine donnernde Bußpredigt hielt, in welcher er die Regierung wegen ihrer Indolenz beleidigte; „das ist eine Gefahr, die alles bedroht, eine Erschütterung der Gesellschaftsordnung von Grund aus, eine Untergrabung der Dogmen unseres heiligen Glaubens" — gemeint ist die unglückliche „Päpstin Johanna" —, „welche vielen Tausenden von Gläubigen Ärgernis bereitet, alle Bande der Gesellschaft auflöst und die Allgemeinheit revolutioniert".

Nach einer derartigen Einleitung fordert der fromme Artikelschreiber die „exemplarische Bestrafung des ruchlosen Schriftstellers, die dauernde Verabschiedung des Staatsanwalts wegen Ungehorsams gegenüber den gesetzlichen Bestimmungen, die Verfolgung der gottlosen Buchhändler" usw. Aber auch darauf hielt die Regierung eine Antwort nicht für angebracht; durch ihr

Schweigen wollte sie wahrscheinlich ausdrücken, daß die Heilung des Übels Sache der Kirche und nicht der Regierung sei, daß die Wahrheiten der Religion nichts von dem Licht der Aufklärung und dem ehrlichen Kampf gegen den Unglauben mit der Waffe der Vernunft zu fürchten haben, daß die Anschuldigungen der Geistlichkeit von ihr selbst durch Tugenden am besten widerlegt werden, falls die Beschuldigungen falsch sind; sind sie es aber nicht, dann dürfte es wohl nicht der Gerechtigkeit entsprechen, die Menschen ins Gefängnis zu stecken, damit die Schändlichkeiten der Pfaffen verborgen bleiben. Dazu könnte man noch hinzusetzen, daß derjenige das Christentum verunglimpft, welcher von dem freien Wort Gefahren für dasselbe fürchtet; denn diesem verdankt es ja seine Existenz und seine Ausbreitung über die ganze Welt. Was waren wohl die „Episteln", mit welchen Sankt Paulus und die übrigen Apostel die Götzenbilder stürzten und die Welt zum Christentum bekehrten, anders als Proteste im Namen der Freiheit des Gewissens und des Wortes? Was waren die Verfolgungen der Bekenner und Märtyrer des Christentums anders als Vergewaltigungen dieser Freiheit?[1] Kurz darauf warf das Christentum die Sophisten zu Boden und triumphierte — wiederum durch die Freiheit des Wortes — über die Schulen von Athen, Alexandrien und Antiochien und kann auch fernerhin nur durch sie triumphieren; von einem Eingreifen der Staatsgewalt wollen die heiligen Väter nichts wissen: Sankt Athanasius sagt, das Wesen der Religion sei zu überzeugen, nicht zu zwingen, und der heilige Hilarius von Padua meint: „Sollte die weltliche Macht jemals versuchen, die Irrenden mit Gewalt zurückzuführen, dann wäre es Pflicht der Bischöfe, ihr in den Arm zu fallen und wie aus einem Munde zu rufen: ‚Jesus will nicht, daß man das Bekenntnis zu ihm mit Gewalt erzwinge. Deus non requirit coactam confessionem.'" „Wenn ihr also, hochehrwürdige Synodalen," so etwa würde die Regierung in einer Art Nachwort sagen können, „wenn ihr die Hilfe des Staatsanwalts anruft, dann würdigt ihr das Christentum herab, vergeßt die apostolischen

[1] Chateaubriand nennt den heiligen Paulus „den ersten Märtyrer der Preßfreiheit". *Mélanges, p. 108.*

Traditionen, erklärt euch selbst für unfähig, das euch anvertraute göttliche Heilsgut durch das Wort zu verteidigen, setzt euch dem Gelächter aus, mit einem Wort, ‚ihr wisset nicht, was ihr tut.'"

Und glaubt nur ja nicht, daß die Regierung durch ihre Nichteinmischung den Paragraphen des Gesetzes und den Bestimmungen der Verfassung zuwiderhandelt, trotzdem ihr sie mit solcher Unbarmherzigkeit auf den unglücklichen Schriftsteller angewandt wissen wollt. Wenn die apostolischen Traditionen mit euren Enzykliken nicht übereinstimmen, so stehen den letzteren die Staatsgesetze um nichts wohlwollender gegenüber. Was die Ausdrücke „Bösewicht, Otter" usw. anbetrifft, so halte ich es für überflüssig, hier ein Wort darüber zu verlieren; Beleidigung und Verleumdung sind ja, obwohl vom Strafgesetzbuch mit Ahndung bedroht, dennoch unveräußerliche Privilegien der Pfaffen, die ihnen niemand streitig zu machen beabsichtigt, da sie ganz ungefährlich geworden sind, seitdem die Welt ihren Worten nicht mehr glaubt und die Staatsgesetze das Recht zu denunzieren genau formuliert und eng umgrenzt haben. Der Artikel, kraft dessen ihr die „Päpstin Johanna" denunziert und „die exemplarische Bestrafung des ruchlosen Schriftstellers" verlangt, ist, wenn ich nicht irre, das in § 9 des Synodalgesetzes euch gewährte Recht der Überwachung des Inhalts „der zum Gebrauch der Schuljugend und des Klerus bestimmten Bücher über religiöse Gegenstände". Ich weiß nicht, wie ihr dieses Gesetz interpretiert; jedoch der greise und gelehrte Professor der Jurisprudenz, Herr D. Kyriakou, dessen Autorität in juristischen Fragen ich mit eurer Erlaubnis höher stelle als die eurige, erläutert diesen Artikel folgendermaßen: „Eine Konsequenz des in Artikel 1 der Verfassung ausgesprochenen Verbotes des Proselytismus ist auch das der heiligen Synode gewährte Recht zur Überwachung des Inhaltes der zum Gebrauch der Jugend und der Geistlichkeit in Griechenland veröffentlichten oder von auswärts eingeführten Bücher. Aber diese Aufsicht der heiligen Synode — merkt wohl auf, meine heiligen Väter — darf nicht auch auf die Bücher philosophischen oder historischen Inhalts ausgedehnt werden, welche, ohne für pädagogische Zwecke bestimmt zu sein, religiöse Stoffe behandeln, denn sonst wäre die freie Forschung ein-

geschränkt und die Gelehrten der Nation wären genötigt, sich nach der Auffassung der gerade die heilige Synode bildenden Prälaten zu richten." Verzeiht mir nun die Frage, hochwürdige Väter, ob die „Päpstin Johanna" als ein Buch zu betrachten ist, welches für eine andre Religion Propaganda machen soll, wenn sein Verfasser in dem Vorwort erklärt: „Nicht die Spur einer polemischen Tendenz findet sich darin; die Schändlichkeiten der Franken und der Orientalen, die Visionen der mittelalterlichen Mönche, die Träumereien der deutschen Professoren und überhaupt alle religiösen oder philosophischen Absonderlichkeiten werden mit derselben Leidenschaftslosigkeit dargestellt, mit welcher der Seemann die Richtung der Winde in seinem Tagebuche registriert." Aber auch zu den „für den Gebrauch der Schuljugend und der Geistlichkeit bestimmten Lehrbüchern" ist meines Erachtens die „Johanna" nicht zu rechnen. Mit welchem Rechte also mischt ihr euch in Angelegenheiten, die eurer Rechtsprechung nicht unterliegen, mit welchem Rechte denunziert, beschimpft und beleidigt ihr ein Buch, welches doch in keiner Weise die vom Gesetz auf die Lehrbücher beschränkte kirchliche Zensur angeht? Die Gesellschaft hat den Menschen nur so lange eurer Bevormundung unterstellt, bis er fähig ist, für sich zu denken, das heißt bis er ein Mensch geworden ist; von diesem Zeitpunkt an liegt es euch ob, ihn auf den Pfaden der Rechtgläubigkeit zu erhalten, jedoch nicht mehr durch Verbote und Zensur, sondern nach dem Beispiel der heiligen Väter durch den Nachweis, daß eure Lehren die besten sind. Dieses gute Beispiel geben euch in Frankreich eure Mitbrüder in Christo, welche — ob freiwillig oder wider Willen mag jetzt unerörtert bleiben — zur Methode der Apostel zurückgekehrt sind und, anstatt beim Erscheinen des Buches des ungläubigen Renan zu erschrecken, anstatt den Verfasser „Otter, Satan, Bösewicht" zu nennen, anstatt wie ihr zu schreien: „Herr Staatsanwalt, retten Sie das in seinen Grundlagen erschütterte Christentum!" — was, nebenbei gesagt, eine unverzeihliche Lästerung im Munde eines Priesters ist, der zu glauben hat, daß die Pforten der Hölle es nicht überwinden werden — welche statt alles dessen Gott im Gegenteil dankten, „daß er in der Fülle seiner Gnade ihnen Gelegenheit

gegeben habe, wiederum zu beweisen, wie schwach und leicht überwindlich die Bollwerke der Gottlosigkeit seien."[1] *Und das taten sie unter Anrufung der Hilfe des heiligen Geistes anstatt derjenigen des Staatsanwalts. Nach diesen Grundsätzen handelte die Geistlichkeit in Deutschland gegenüber Strauß, in England gegenüber Darwin und in Amerika gegenüber Parker; im allgemeinen betrachten heutzutage die Gesetzgebungen aller zivilisierteren Staaten die Beschützung der Religion für überflüssig, ja strafbar, und meinen, daß ihre natürlichen Beschützer die Priester selbst sind, die als einzige Waffen ihre Tugend und ihre beredte Zunge ins Feld führen.*[2] *Mit Priestern ohne Zunge aber rechnet das Gesetz nicht, denn man wählt solche nirgends mehr, ebensowenig wie man Krüppel zum Militär aushebt.*

Ihr seht daraus, meine heiligen Väter, daß eure Enzykliken und Denunziationen nicht nur vernunft-, sondern auch gesetzwidrig sind, da sie weder mit dem Geist des Evangeliums noch

---

[1] Siehe die im 5. Band der Kirchengeschichte von Migne am Anfang veröffentlichte Widerlegung des Renanschen Buches. Was meine obige Bemerkung betrifft, so meine ich in Wirklichkeit, daß die Geistlichkeit nicht etwa aus eigenem Antriebe die apostolische Methode der logischen Diskussion annahm, sondern erst weil sie nach dem Versagen der mittelalterlichen Kampfmittel, der Exkommunikationen, Denunziationen usw. infolge der ablehnenden Haltung der Regierungen zu dem geraden apostolischen Wege zurückkehrte.

[2] Der zweite Vorsitzende des französischen Senates, Delangle, sagte gelegentlich der Beantwortung von Anträgen auf Beschränkung der Preßfreiheit in der Sitzung vom 18. März 1861: „Es ist nicht unsere Sache, über die Rechtgläubigkeit der Schriftsteller zu urteilen; wir sind eine politische Körperschaft und kein Konzil; die politische Macht hat sich jeder Einmischung in solche Streitfragen zu enthalten und der Wahrheit den Weg freizulassen, um durch sich selbst zu triumphieren." Kurz nachher sprach sich der Minister Rouher folgendermaßen aus: „Die Wahrheit muß heutzutage stets und in jeder Angelegenheit gesagt werden; dies ist auch die Meinung des Kaisers." Ebenso dachte der berühmte Jurist Royer-Collard: „Der Kirche und nicht den Richtern kommt es zu, den Ungläubigen zu antworten, und die Diskussion schärft den Geist und festigt die Überzeugungen. Lassen wir also einen jeden das Seinige tun und behelligen wir das Gesetz nicht mit Fragen, die nicht in seine Domäne gehören." Eliphas Levi aber sagt: „Selbst die Lüge wird zur Wahrheit, wenn man sie verfolgt."

mit demjenigen der heutigen Gesetzgebung in Einklang stehen; ich zweifle sogar ernstlich, ob sie im Mittelalter selbst Anklang gefunden hätten. Die damalige Hierarchie verdammte zwar die Theologen, die dogmatischen Irrtümern anheimgefallen waren, und verbrannte zuweilen ketzerische Neuerer, sie ließ aber alle Literaturwerke unbehelligt, die nicht geradezu den Abfall von der Kirche predigten. In ihnen konnte ein jeder als vernünftiger Mensch über Konzile, Wunder, Heilige und dergleichen reden, und die Priester lachten meist zu allererst darüber, besonders wenn der Verfasser keinen ernst dogmatischen Ton anschlug. Die ausgelassensten und gottlosesten Werke der Literatur sind gerade zu der Zeit ans Licht getreten, wo Papsttum und Inquisition die christliche Herde mit Füßen traten und während die Scheiterhaufen der Ketzer in Menge aufflammten. Und das war kein Wunder; denn die damaligen Schriftsteller, welche die Religion nur durch das Medium des mönchischen Aberglaubens und der Unsittlichkeit der hohen Geistlichkeit sahen, waren zu dem Glauben gelangt, es gäbe weder einen Gott im Himmel noch eine Moral auf Erden, so wie man heute an der Sanftmut und Mäßigung des Christentums zweifelt, wenn man die Enzyklika liest, in welcher der Heilige von Karystia die ganze Welt beleidigt und bedroht. Doch um zum Mittelalter zurückzukehren, so bemerkt, ich bitte euch, daß weder Boccacio[1] *noch Ariost, weder Pulci noch Macchiavelli, weder Erasmus noch Rabelais oder sonst ein andrer Dichter oder Schriftsteller jener Zeit wegen Gottlosigkeit verfolgt ward; denn von den Theologen allein verlangte man Orthodoxie, während die übrigen Gelehrten schrieben, wie sie wollten, ohne von den kirchlichen Behörden belästigt zu*

---

[1] Boccaccio schrieb seine Erzählungen unter Papst Klemens VI., Chrysoloras' Schüler Poggio Bracciolini verspottete Göttliches und Menschliches in seinen Satiren, während Huß vor seinen Augen verbrannt wurde, der zu behaupten gewagt hatte, Gott habe die Macht, die vom Papste ungerechterweise Gebannten zu erlösen. Kurz darauf behauptete Ariost, Jesus verdanke seine Göttlichkeit den Evangelisten, wie Achill seinen Ruhm dem Homer, Pulci parodierte das Evangelium in seinem komischen Gedicht Morgante, andere noch Gottlosere schrieben unter dem Schutze der Päpste und Kardinäle, welche nur die gottesfürchtigen und tugendhaften Neuerer ihre Abneigung fühlen ließen.

werden, welche, abgesehen von ihrer Gefräßigkeit, Trunksucht, Simonie, Schändlichkeit und ihrer Monomanie, Ketzer zu verbrennen, sonst ganz gute Menschen waren, lachlustig, witzig und Förderer der Wissenschaften. Wäre einem heiligen Makarius jener Epoche der seltsame Gedanke eingefallen, Ariost oder Rabelais wegen Unglauben zu denunzieren, so hätten ihm seine Mitbrüder mit den Worten des Jesuitenpaters Lemoine lachend zur Antwort gegeben: Les erreurs de ce pays-là n'appartiennent pas à la juridiction de la Sorbonne (Peintures morales, chap. I), was soviel bedeutet wie: Priester und Literatur haben nichts miteinander zu schaffen. Bisher habe ich mich, hochwürdige Hierarchen, darauf beschränkt, euch fühlbar zu machen, daß, für wie unchristlich man auch die „Johanna" halten mag, eure Beleidigungen, Drohungen und Anrufungen des Staatsanwalts noch tausendmal unchristlicher sind; nunmehr will ich, mit eurer gütigen Erlaubnis, untersuchen, ob der Verfasser des verurteilten Buches wirklich die Religion oder etwas anderes verspottet hat. Bei dieser Untersuchung würde mir gewiß die Begründung seitens der von euch niedergesetzten Kommission nicht wenig förderlich sein, die ihr jedoch geheimzuhalten beliebtet, weil ihr, wie es scheint, gute Gründe dazu hattet. Da ich eines solchen Wegweisers entraten muß, ist anzunehmen, daß ich in der Irre gehe; aber mein Fehler wird dann auch euch zur Last fallen, heilige Väter, die ihr, statt das Wort, das heißt eure Begründung, den Gläubigen als ihres Fußes Leuchte und ein Licht auf ihrem Wege mitzugeben, es lieber im Dunkel zwischen dem Staatsanwalt und dem Untersuchungsrichter hin und her wandern laßt.

Zunächst erlaubt mir die Frage, was ihr unter dem Wort Religion versteht. Der französische König Ludwig XIV. pflegte zu sagen: „Der Staat bin ich." Ebenso scheinen auch viele derzeitige Kirchenfürsten das Christentum aufzufassen, wenn sie auch nicht wagen, offen zu erklären: „Die Religion sind wir." Definiert man nach dieser Auffassung die Religion, dann ist notwendig alles darin enthalten, was mit der Geistlichkeit zusammenhängt. Dann bilden einen Teil der Religion das Blutbad auf der Synode von Ephesus, die Fußtritte des Dioskouros, die

Mordbrennereien des Nestorius, die Fälschungen des heiligen Cyrill, die Ermordung der Hypatia, das Rädern der griechischen Philosophen in Skythopolis, die Greueltaten der Irene und überhaupt alle Taten der Priester, welche die Chroniken von Byzanz zieren. Außerdem müßte man als integrierenden Bestandteil der Religion die Erzählungen des „Heils der Sünder", die Gemeinheiten des Nikodemus, das Näseln in der Kirche, die Verbrennung des Judas in Chalkis, die Wallfahrten auf Tinos und schließlich wohl auch die Enzykliken des Heiligen von Karystia ansehen. Wenn ihr dem Wort Religion eine so umfassende Bedeutung unterlegt, dann, meine heiligen Väter, ist auch der Verfasser der „Johanna" in Wirklichkeit „ein Werkzeug des Satans, eine Otter und ein Bösewicht", weil er dies alles unbarmherzig verspottet und verhöhnt hat. Aber ich nehme mir die Freiheit zu bemerken, daß diese Definition veraltet ist; heute, wo wir allmählich zur antiken Einfachheit zurückgekehrt sind, verstehen wir unter dem Wort Religion die Lehre Jesu, die Erklärungen derselben durch die ersten Väter und die Bestimmungen der Konzile, soweit nicht bei ihrer Abfassung Fußtritte und Schlächtereien mitgewirkt haben und soweit nicht die Beschlüsse dieser Konzile dem Geist des Evangeliums und den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes offenkundig zuwiderlaufen.

Indem ich hierauf allein mein Glaubensbekenntnis beschränke, glaube ich, meine heiligen Väter, orthodoxer als ihr selbst zu sein, die ihr aus niedriger Selbstsucht aus dem Christentum sogar die apostolischen Bestimmungen verbannt, welche die Versetzung der Bischöfe verbieten. Wenn wir aber das Christentum nach der zweiten Definition auffassen, welche mit dem Evangelium, der gesunden Vernunft und den Traditionen der apostolischen Väter im Einklang steht, während die erste nur mit den Inquisitoren und der Hierarchie des Mittelalters übereinstimmt, dann ist der Unglaube in der „Johanna" schwerlich nachweisbar, man müßte denn die lächerlichen Ansichten mittelalterlicher Theologen oder moderner deutscher Philosophen dem Verfasser in die Schuhe schieben, der sie doch nur deshalb anführt, um sie zu verspotten, und sie sowohl im Texte wie in den Anmerkungen

am Schluß ausdrücklich verwirft.[1] *Durch solches Verfahren tritt er aber heiligen Dingen gewiß nicht zu nahe; denn zweierlei ist in der christlichen Religion wohl zu unterscheiden, heilige Väter, einmal ihre göttliche Wahrheit, welche sie verehrungswürdig macht, und andrerseits die Torheiten der Menschen, welche sie zum Gegenstand des Spottes gemacht haben. „Man verspottet die Religion durchaus nicht, wenn man die Wunderlichkeiten geißelt, mit welchen sie die Pfaffen entehren." Diesen Ausspruch des göttlichen Pascal trägt die erste Seite der „Johanna" als Motto; um euretwillen ist es nur zu bedauern, daß der Verfasser ihn nicht aus dem Französischen übersetzt hat. An einer andern Stelle aber sagt er selbst: „Liebst du, teurer Leser, den edlen Wein des Glaubens, wie der gelehrte Albinus die Religion genannt hat? Wenn du ihn wirklich liebst, dann hassest du gewiß jene gewissenlosen Krämer, die dieses göttliche Getränk verfälschen, indem sie Wasser, Farbstoff und Gifte daruntermischen und statt göttlichen Nektars deinen durstigen Lippen ein schales oder betäubendes Gesöff bieten." Nur diese mittelalterlichen Krämer hat der Verfasser bekämpft oder lächerlich gemacht nach der Anweisung des heiligen Augustin: haec tu irride, ut eis ridenda ac fugienda commendes. Wenn er an einer andern Stelle sagt, daß nach Albertus Magnus „das Zeichen des Kreuzes auf dem Rücken des Esels sichtbar blieb, welchen der Heiland bei seinem Einzug in Jerusalem ritt," oder etwas später, „daß die frommen Vögel von Jerusalem in der Passionswoche freiwillig fasten," dann will er nicht etwa Jesus verspotten, heilige Väter, sondern die einfältigen Theologen, die nicht zufrieden mit den Wundern des Evangeliums sich herausgenommen haben, durch solche und andre lächerliche Züge das göttliche Bild des Heilands zu entstellen und ihn zu einem zweiten Apollonius von Tyana zu machen. Aber auch Dogmen verspottet der Verfasser der „Johanna" nicht, wie mich dünkt, wenn er die darüber Diskutierenden wegen ihrer Messerstechereien, Fälschungen und Fuß-*

[1] Derartig ist auf S. 186 die Ansicht von Strauß über den Heiland und ebenda die Erklärungen der Euhemeristen über die Geheimnisse der Inkarnation, welche der Verfasser in der Anmerkung auf S. 231 als „weder die Gläubigen noch die Kritiker befriedigend" zurückweist.

tritte geißelt, oder jene müßigen Theologen durchhechelt, die sich in Zoten ergehen, um auseinanderzusetzen, was im Magen des Kommunikanten aus dem Leib des Herrn wird und wohin er nachher kommt, die aber auch den Orient mit Blut überschwemmten, als sie über die zweifache Natur Christi stritten, nach der Meinung des gleichzeitigen heiligen Isidor von Pelusium, um fettere Pfründen zu bekommen. Der letzterwähnte Autor meint, daß die damaligen Prälaten sich nur aus Herrschsucht gestellt hätten, als wären sie über irgendeine göttliche oder überhaupt nennenswerte Sache uneins. Was soll ich über die Legenden, die Kalokärini, das „neue Paradies", die „Rettung der Sünder", vor allem aber über das abscheuliche „Beichtbuch" des Nikodemus ein Wort verlieren, die bis heute die Ohren des Volkes beleidigen und seine Moral verderben, indem sie ihm die Stifter des Christentums als Dummköpfe oder Schwindler hinstellen? Bilden etwa die Legenden einen Bestandteil der Religion, die abgesehen von ihrer Schmutzigkeit auch noch von Anfang bis zu Ende durch Pfaffenirrtum besudelt sind? Die Katholiken selbst wollen nichts mehr von dem Martyrologium des Ouzouard oder den Legenden des Mavrolykos wissen und berufen erfahrene Fachmänner, um, wenn auch nicht einwandfreie, so doch wenigstens dezentere Legendenbücher zusammenzustellen.[1] Das heutige Christentum, hochwürdige Väter, kann man mit einem schönen Gemälde von Raffael vergleichen, welches spätere Generationen von unwissenden Malern durch geistlose Überpinselungen entstellt haben. Niemand kann denjenigen einer Verunehrung Raffaels zeihen, der die aufgetragenen Farben abkratzt, um das Bild des Meisters in seiner unverfälschten Einfachheit und Schönheit zu bewundern, noch viel weniger aber ist die Handlungsweise eines Mannes als christentumfeindlich zu tadeln, der die Religion von den Schmutzflecken des Mittelalters zu säubern be-

[1] Solcherart ist die im Jahre 1868 herausgegebene *Vie des Saints par une société d'Ecclésiastiques et de gens de lettres sous les auspices du Clergé de France,* und die zweibändige in Belgien erschienene Fortsetzung der Vollandschen Sammlung, deren Herausgeber von einigen Journalisten wegen ihrer allzu großen Konzessionen gegenüber dem kritischen Zeitgeist getadelt wurden.

strebt ist. Ein unwiderleglicher Beweis aber, daß der Verfasser der „Johanna“ nur die Abscheulichkeiten und nicht das Heilige verspottet, dürfte darin liegen, daß ihr wohl kaum wagen würdet, etwas von dem, was er geißelt, offen in Schutz zu nehmen, weder die Roheiten noch die Mißbräuche, weder die Völlerei noch den Aberglauben der mittelalterlichen Pfaffen; und darum ist auch der Tenor eures Urteils nicht veröffentlicht worden.

Was soll ich weiter über den Vorwurf sagen, welchen ihr von der Kanzel herunter gegen den Schriftsteller erhoben habt, er beschimpfe „die Religion durch die beständige Vergleichung der Sakramente, Dogmen, heiligen Zeremonien und Gebräuche der orthodoxen Kirche mit unheiligen Dingen“ (gemeint sind die Gebräuche, Zeremonien usw. des Heidentums)? Dieser Vorwurf verrät eine solche Unkenntnis der Kirchengeschichte und der Schriften der Väter, daß ich ihn durch einige Zitate widerlegen muß. Ihr allein wißt vielleicht nicht, daß die meisten, um nicht zu sagen alle Zeremonien des Christentums nach dem Zeugnis der heiligen Väter aus dem Heidentum herübergenommen wurden, viele davon wurden sogar wider den Willen derselben in der Kirche eingeführt. So sprechen z. B. Tertullian (Apolog. § 30) und der heilige Lactantius mit Unwillen von der heidnischen Sitte des Abbrennens von Weihrauch und verbieten den christlichen Kaufleuten das Feilhalten desselben, Minutius Felix (Octav. XXXVII.) erklärt sich gegen den Gebrauch der Fackeln und der eben erwähnte Lactantius fragt (Instit. div. VI, 11) diejenigen, welche diese Sitte in der Kirche einführen wollten: „Wie dürfte man es wagen, dem Schöpfer der Sonne und der Sterne schlechte Kerzen darzubringen, wie die Heiden ihren Götzen, welche als Götter der Finsternis Kerzen brauchen, um zu sehen?“ Die Weihe der Häuser durch Besprengen mit Wasser ist nach Tertullian (De baptismo, gegen Ende) eine Nachahmung einer heidnischen Sitte, und die Prozessionen sind nichts anderes als die Festzüge der Alten (De jejuniis, S. 553).

Die geweihten Brote wurden nach Sankt Justinus (Apolog. II, S. 98) von den Ägyptern entlehnt, die Wallfahrten sind eine indische Sitte, ja selbst die Taufe ist nach Tertullian eine von den Heiden überkommene Einrichtung, welche durch dieselbe die

Neophyten in die Mysterien der Isis einweihten (De baptismo V); dieser Meinung ist auch der heilige Justinus (Apolog. II, S. 62) und der durch und durch christliche Lamennais (De l'Indif. VI, S. 7). Und nicht bloß diese Gebräuche, sondern sogar die Dogmen und Sakramente der christlichen Religion, die heilige Dreieinigkeit (siehe Justinus A, S. 60), die Inkarnation, die Beichte,[1] *die Kommunion*[2] *usw. existierten vor und eine Zeitlang neben dem Christentum, wie die heiligen Väter zugestehen, welche nur darin uneins sind, daß die einen durch diese Identität das hohe Alter dieser Dogmen und die Übereinstimmung aller Völker der Welt hinsichtlich der Wahrheit des Christentums zu beweisen suchen, die andern im Gegenteil meinen, daß Satan, welcher die Dogmen und Zeremonien der künftigen Religion vorauskannte, sie den Heiden offenbarte, damit sie diese schon vorher parodierten. „Der Teufel, dieser Affe Gottes," sagt Tertullian, „bewog die Heiden zur Nachahmung der Zeremonien des Christentums; und darum sehen wir sie taufen, wallfahren, Weihgeschenke an den Altären darbringen" (Evangel. Markus § 14). Die modernen Kritiker und Archäologen bestätigen durchaus diese Ansicht der heiligen Väter, indem sie durch Vergleichung der Denkmäler besonders des indischen und ägyptischen Altertums nachweisen, daß alle Dogmen und Gebräuche der christlichen Religion schon vorher im Orient existierten.*[3] *Aber auch die heutigen west-*

---

[1] Siehe Allgemeine Biographie von Michaud, Bd. 54 unter dem Worte *Krichna,* wo Parallelstellen aus dem Evangelium und den heiligen Schriften von Indien nebeneinander gestellt werden. Vgl. Plutarch: Über Isis und Osiris.

[2] Tertullian *(De Praescript. XI)* und Justinus (Apolog. II, 98) geben bei der Erklärung des Wortes Christi: „Das ist mein Leib" zu, daß die Kommunion auch im Mithrasdienst existierte (vgl. auch *A. Murray, La Magie, p. 37).*

[3] Siehe *Duperron, Zend Avesta; A. Maury, Leg. de l'Antiquité;* Humboldt, Amerikanische Denkmäler; *Dubois, Moeurs et Institut. de l'Inde; B. S. Hilaire, Le Boudha* usw. Der im 17. Jahrhundert lebende hochgelehrte Bischof Wett hat in einem seiner Werke alle bei den Alten, den Evangelisten und den Kirchenschriftstellern vorkommenden Parallelstellen zusammengestellt. Siehe auch das Werk von Picart: *Cérémonies religieuses de tous les peuples de la terre.* Chateaubriand, der fromme Christ, sagt in den „Historischen Studien": „Das Räuchern, die Gold- und Silbergeräte,

europäischen Apologeten verhehlen diese Gleichheit nicht, die sie im Gegenteil nachdrücklich als Argument für die Wahrheit der christlichen Religion bezeichnen, da dieselbe alle übrigen Religionen in sich schließe.[2] *Dies halte ich für vollkommen hinreichend, meine hochwürdigen Hierarchen, um euch zu überzeugen, daß, wenn der Verfasser der „Päpstin“ die Gleichheit der Zeremonien und Gebräuche des Christentums und des Heidentums behauptet, er sich in Übereinstimmung mit der Geschichte, den Ergebnissen der modernen Wissenschaft und, was noch mehr ist, mit den heiligen Vätern befindet, deren Schriften ihr in eurer Unwissenheit zugleich mit der „Johanna“ mit dem Bannfluch belegt habt. Doch seid gutes Muts; diese Heiligen sind nicht rachsüchtig; vielleicht bitten sie in dieser Stunde den Höchsten für euch und sagen: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.*

Noch ein Punkt bleibt uns zu untersuchen übrig, ob nämlich der Verfasser der „Johanna“ wirklich das evangelische Gebot der Nächstenliebe übertreten hat, indem er die Torheiten der mittelalterlichen Theologen verspottete und lächerlich machte, statt sie ernsthaft zu widerlegen mit Berufung auf das Gesetz und die Propheten. Ich meinerseits würde als Mensch ohne Galle Hohn und Spott als unchristlich bereitwillig wegwerfen, wenn es eine andere Waffe außer dem Gelächter gegen die Dummheit gäbe. „Die Liebe zum Nächsten nötigt uns oft, seine Torheiten zu verspotten, um sie ihm und anderen zu verleiden,“ schrieb der heilige Augustinus zur Rechtfertigung der Ironie, mit der er gegen die von ihm spöttisch „Kometen“ genannten Theologen in Afrika vorging. Derselben Meinung waren, soviel ich weiß, auch die übrigen Väter. Der heilige Hieronymus, der in seinen „Briefen“

---

die Leuchter, die Fackeln, die Decken, die Lieder, die Prozessionen, die alljährlich wiederkehrenden Feste wurden aus den zusammenstürzenden Tempeln in die Kirchen übertragen. Das Christentum legte den Schmuck des überwundenen Heidentums an. Mehr hat der Verfasser der „Johanna“ auch nicht gesagt.

[2] Siehe das Werk von Lamennais: *De l'indifférence* usw. sowie Bd. I der glücklicherweise von Braila ins Griechische übersetzten „Studien“ von Nicolas.

die Häretiker unbarmherzig verhöhnte; der heilige Basilius, der seinen Spott gegen die Ungebildeten richtete, welche von Theologie redeten; der heilige Irenäus, der sich in Witzen über die Gnostiker erging, und endlich sogar der ernste, gar nicht scherzhafte Tertullian, welcher einmal sagt: „Wenn sich in meinen Büchern Stellen finden, welche Lachen erregen, so kommt dies von der Natur der Dinge selbst, welche lächerlich waren; derartiges darf auch nur durch Lachen bekämpft werden, damit ihm nicht durch ernsthafte Widerlegung eine größere Bedeutung beigelegt wird, als es verdient." Ihr seht daraus, meine hochehrwürdigsten Prälaten, daß die Bekämpfung der Unvernunft durch Spott keineswegs dem Geiste des Evangeliums widerstreitet, da ihn ja die heiligsten von den Vätern angewandt haben. Der Verfasser der „Johanna" hat sich damit begnügt, die Stellen aus den Schriften der mittelalterlichen Theologen, meist ohne weitere Bemerkungen, anzuführen; wenn das Lachen erregt wurde, „so kommt dies von der Natur der Dinge selbst, welche lächerlich waren." Und was gibt es wohl Lächerlicheres als zu sehen, wie die Religion, von der wir alle unser künftiges Heil erwarten, so elendiglich von den lächerlichen Einfällen unwissender Mönche kompromittiert wird, indem sie darüber diskutieren, was aus dem Leib des Herrn im Magen des Kommunikanten wird. In welchem Tone soll man von Konzilen reden, die berufen werden, um die Frage zu entscheiden, ob die Weiber zum Menschengeschlecht gehören oder nicht? Konnte der Verfasser anders als spöttelnd von derartigen Dingen sprechen, wenn nach den Vätern „die Dummheit nur durch Lachen bestraft wird," und wenn nach der Schrift „derjenige, welcher Wahrhaftiges redet, den Mund mit Lachen erfüllet"? Nur einen berechtigten Tadel kann man gegen den Verfasser der „Johanna" aussprechen, daß er in seinem Buche nichts Neues gesagt hat. Wenn er nachzuweisen sucht, daß die meisten Priester des Mittelalters abergläubisch, habgierig, unsittlich und blutdürstig waren, so gleicht er einem Menschen, der auf die Rednerbühne steigt, um dem Publikum mitzuteilen, daß die Skorpione giftig und die Schlangen falsch sind, sowie daß die Wespen schlimme Stacheln besitzen. Lacht, wenn ihr wollt, über die Einfalt dieses guten Menschen, spottet über seine Offenbarungen;

aber versucht es um Gottes willen nicht, ihn ins Gefängnis zu bringen; denn das wäre eine Gewissenlosigkeit.

Ihr aber, meine heiligen Väter, sagt nicht, ihr hättet die Absicht des Schriftstellers mißverstanden, welcher die lächerlichen Priester und nicht die Religion verspottet. Die Stellen, an denen er seine Absicht ausspricht, sind zahlreich und unzweideutig, und seine Zitate deutlich und überzeugend, so daß ein Mißverständnis kaum denkbar, ja rein unmöglich war. Sagt lieber offen, daß ihr über ihn zornig seid, weil er im Vorwort gesagt hat, daß von allen christlichen Völkern der Jetztzeit wir Griechen allein keine religiöse Unterweisung haben, daß, während überall, sogar im orthodoxen Rußland, die äußere Gottesverehrung sich analog den Forderungen der fortgeschrittenen Zivilisation entwickelt hat, wir allein uns an die mittelalterlichen Formen anklammern, wie die Austern an die Felsen, indem wir die Diener des Höchsten aus den Analphabeten heraussuchen, byzantinische Sudeleien küssen und zwei Stunden lang das Näseln anhören, von welchem der heilige Basilius selbst nichts wissen will.[1] *Wahrscheinlich seid ihr auch über das unzufrieden, was der Autor über unsere griechische Geistlichkeit sagt: „Während die westeuropäischen Priester scharfe Nägel und giftige Zähne bekamen, wurden sie bei uns im Gegenteil immer unschädlicher und zahmer, wie die Aale des Kopaissees," und um ihn Lügen zu strafen, wenn er euch für gute Menschen hielt, zeigtet ihr schleunigst, daß ihr ebenfalls Zähne habt.*

Erlaubt mir jedoch zu bemerken, meine heiligen Väter, daß alles oben Erwähnte mit der Religion nichts zu schaffen hat, in deren Namen ihr den Schriftsteller beleidigt, denunziert und verleumdet. Vielleicht werdet ihr einwenden, daß der heutige Bildungsgrad des griechischen Volkes, welches die wahren Grenzen der Religion noch nicht zu unterscheiden vermag, Abwehrmaßregeln gegen die „Johanna" notwendig machte, da dieselbe die Überzeugungen der Gläubigen wankend machen konnte, welche die Religion noch mit ihren Dienern verwechselten. Aber selbst

[1] Siehe die in der Zeitschrift „Aeon" veröffentlichte und im Athenäum gehaltene Rede des Herrn Pallis über die Schönheit.

dies zugegeben, welchen vernünftigen Zweck hatten eure Verbote und wen erwartetet ihr dadurch von der Lektüre des Buches abzuhalten? Gewiß nicht diejenigen, welche nicht lesen können und darum nicht in Gefahr waren, und noch weniger die Gebildeten, deren Zahl und Neugierde durch derartige Verbote verzehnfacht wird. Dies wußtet ihr besser als jeder andre, meine ehrwürdigen Hierarchen, aber gleichzeitig wußtet ihr auch, daß dank dem gänzlichen Mangel christlichen Religionsunterrichts bei uns „die Rettung der Sünder" Leser findet; alte Weiblein, die der heiligen Paraskevi Weihrauch spenden, und fromme Wallfahrer, welche glauben, die Madonna auf Tinos sei barmherziger als die anderswo vorhandenen, wie jene Megarer bei Plutarch, welche behaupteten, der Mond in Megara sei größer als der in Athen. Diese hofftet ihr durch euer Geschrei gegen den Autor, seine Großmutter, Schaffnerin und Diener einzunehmen! Das „Licht der Welt" gründetet ihr auf die Finsternis der Unwissenheit, um euch an dem Schriftsteller zu rächen, indem ihr ihn als Feind der Religion verleumdetet, der nur gegen die Mißbräuche der Pfaffen vorging und die Gebote des Heilands im Evangelium mit solcher Gewissenhaftigkeit befolgte, daß er fünf Monate lang bedroht, verfolgt, Otter, Bösewicht, Werkzeug des Satans, Schmutzfink, Umstürzler genannt, doch kein Sterbenswörtchen antwortete, während eine Antwort so leicht gewesen wäre. Ich sehe zwar vollständig ein, daß er in Schimpfwörtern mit dem Heiligen von Karystia nicht wetteifern konnte, denn die Siegespalme in dieser Art literarischer Betätigung wird jedermann ohne weiteres den Kuttenträgern zuerkennen, aber der Autor hätte auf diese Verunglimpfungen mit Tatsachen dienen können, daß es z. B. euch, meine ehrwürdigen Hierarchen, nicht zukommt, andere Leute als Umstürzler anzuklagen, während ihr schon seit drei Jahren die göttlichen Gebote und die Gesetze des Staates umstürzt und mit Füßen tretet, indem ihr auf Avancement Anspruch erhebt, daß es euch viel weniger zukommt, andere als gottlos hinzustellen, während ihr den Namen des Herrn so gering achtet, daß ihr an Sonntagen antikanonische Legenden verlest, und die Heiligen so wenig ehrt, daß ihr die Namen derselben je nach den politischen Umständen verändert, indem ihr sie bald zu Ottonisten bald zu

Aufständischen macht;[1] *ja selbst euer priesterliches Gewand ehrt ihr so wenig, daß ihr an Privatleute beleidigende Briefe richtet, wenn sie Dienste nicht genügend bezahlt haben, die ihr unentgeltlich zu leisten verpflichtet seid.*[2] *Dies und tausend andere Dinge hätte er sagen können, wozu ihm die Zeitungen den Stoff lieferten, in denen ihr einander tagtäglich als Simonisten und Übertreter der Kirchengesetze beleidigt. Aber um alles dies kümmert sich der Autor wenig. Wenn er nach dem Gebot und Beispiel Jesu und der heiligen Väter die Religionskrämer haßt, so verabscheut er doch den Skandal so sehr, daß er, um bei der Darstellung des aus solchen Mißbräuchen entstehenden Schadens alles Persönliche zu vermeiden, auf eine entlegene, fast unbekannte Epoche des Mittelalters zurückgeht, statt seinen Blick auf die unmittelbare Vergangenheit zu richten. Da er keiner der bei uns existierenden kirchlichen Parteien angehört, weder der russisch-orthodoxen noch der biblischen Propaganda, so hat er mit seinem Buche keinen polemischen Zweck verfolgt, sondern über alles die Wahrheit gesagt, indem er unterschiedslos das Schlechte und Lächerliche brandmarkte, wo er es auch finden mochte, bei den Orthodoxen, Katholiken oder Protestanten, unter der Kutte des Mönches oder dem Mantel des Philosophen; da er aber weiß, daß die Beseitigung von Mißständen auf dieser Welt nicht den Theoretikern und Gelehrten zukommt, so verbringt er seine Tage*

[1] Als ein exaltierter junger Mensch auf die Königin Amalia geschossen hatte, wurde in der Metropolitankirche ein Bild des heiligen Sozon geweiht, welcher die Kugel des Mordbuben von dem Haupte der fleckenlosen, reinen, untadelhaften Königin abgewendet hatte, wie der Metropolit Amalia damals nannte. Als kurz darauf der Regierungswechsel eintrat, wurde der heilige Sozon zum heiligen Eleutherius umgetauft, zur Erinnerung an den Aufstand, welcher das Vaterland vom Tyrannenjoch befreit hatte. Siehe darüber den damals in der Zeitung Avgi erschienenen Artikel.

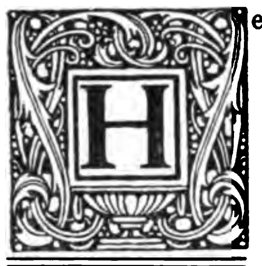
[2] Der heilige Leo bestimmte: *Nullus pro mortuis sepeliendis pecuniam capiat.* Ein solches Gesetz gab es meines Erachtens auch in der griechischen Kirche. Aber der Heilige von Karystia, welcher sich anscheinend wenig um die Kirchengesetze kümmert, schrieb, als er für seine Anwesenheit beim Begräbnis der Elena Tositsa 50 Drachmen als Entgelt erhalten und weil ihm diese Summe seiner Würde nicht angemessen vorkam, einen unverschämten Brief an die Verwandten, in welchem er verlangte, „anständig" bezahlt zu werden.

über seinen Büchern. Laßt ihn nun endlich in Ruhe! Dies rate ich euch mehr in eurem als des Schriftstellers Interesse, der, wenn er sich auch nicht allzusehr über die unchristlichen Äußerungen betrübt haben mag, zu welchen sich Diener des Höchsten hinreißen ließen, sich jedenfalls über die Popularität gefreut haben wird, zu welcher diese seinem Buche verholfen haben. Die „Päpstin Johanna", welche wie alle in Griechenland herausgegebenen Bücher nur auf ein kleines Lesepublikum rechnen durfte, wurde dank den Verketzerungen in den Salons, den Cafés und den Läden gelesen, manchmal sogar vorgelesen, damit sie auch die Leseunkundigen zu hören bekämen. Der heilige Nazareth und der Prior von Sankt Savas mußten sich sogar von Syrien Exemplare verschreiben. Das sind heutzutage die Wirkungen priesterlicher Verbote: Das Jahr des Heils 1866 war abgesehen von anderen Eigentümlichkeiten für Exkommunikationen und Verfolgungen von Schriftstellern nicht günstig. Das Gebäude der Hierarchie ist überall erschüttert; der französische Senat proklamiert die Freiheit des Wortes; ein allgemeiner Wissensdrang und ein nicht zu unterdrückender Trieb nach freier Forschung beherrscht alle Völker; mitten in all diesem Wallen und Wogen erhebt sich das religiöse Gefühl, schüttelt das Joch der mittelalterlichen Theologie ab und opfert den Buchstaben, um sich an den Geist des Christentums zu klammern. Allen ist es augenscheinlich klar geworden, daß man, um die leck gewordene Arche des Glaubens vor dem Untergang zu bewahren, allen hierarchischen Ballast ins tosende Meer werfen muß. Eine Menge kritischer Philologen, unabhängiger Theologen und fortschrittlich gesinnter Priester beschäftigen sich unausgesetzt mit der erneuten Musterung und Wertung der Denkmäler des Christentums, heben auf, was wertvoll ist, und werfen den Plunder ins Feuer. Männer wie Reuß, Channing, Parker, Keim, Schenkel, Quinet und andre halten das Banner und rufen: „Vorwärts", in diesem Fall soviel wie: „Zurück zu den Zeiten des apostolischen Christentums. Die uns trennenden mittelalterlichen Scheidewände müssen fallen, und der unseren Augen den Himmel verhüllende hierarchische Schleier muß reißen." Dieser Geist religiöser Wiedergeburt, welcher die ganze christliche Welt erfüllt, wird mit seinem Hauch früher oder später auch euch berühren.

Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo auch die Griechen sagen werden: „Wir wollen nicht mehr Byzantiner, sondern Christen sein." Und dann, meine heiligen Väter, wenn das Morgenrot auch über euch aufflammt, wenn ihr dann noch darauf besteht, den Verfasser der „Johanna" als einen Dämon der Tiefe anzusehen, so werdet ihr wenigstens gezwungen sein, ihn statt Satan Lucifer zu nennen.

VORWORT

1



Herodot hat es für gut gehalten, am Anfang seiner Geschichte die Gründe darzulegen, die ihn dazu bewogen haben, die Triumphe des Miltiades und die Liebesabenteuer der ägyptischen Frauen mit Böcken zu erzählen. Diesem guten Beispiel des Vaters der Geschichte sind die späteren Historiker, Thucydides, Tacitus, Sankt Lukas, Gibbon und Guizot, gefolgt, so daß den stereotypen Anfang aller Geschichtswerke die Rechtfertigung des Verfassers bildet, wie denjenigen der epischen Gedichte die Anrufung der Muse. Diesem löblichen Brauch der Geschichtsschreiber will auch ich mich anschließen und beeile mich auseinanderzusetzen, wie ich dazu gekommen bin, die Ruhe der seit so vielen Jahrhunderten in Frieden schlafenden Päpstin Johanna zu stören, damit man mich nicht etwa als einen wunderlichen Grabschänder beschuldigt.

Als ich vor ungefähr zwanzig Jahren als junger Bursche nach Italien übersiedelte, war das religiöse Gefühl noch stark in Westeuropa; denn es gab Menschen, die am Freitag Hummer aßen und den Gürtel der Mönche küßten. Mehrere Monate des Jahres brachte ich nach der dortigen Gewohnheit, in die Sommerfrische zu gehen, auf dem Lande zu und saß oftmals an den langen Herbstabenden, während die Schnecken auf den abgeernteten Weinranken herumkrochen und die Pilze unter den Kastanien wuchsen, am Feuer der Winzer, von denen ich nichts anderes zu hören bekam als Wunder von Heiligenbildern, Geschichten von Gespenstern, die aus dem Grabe heraufstiegen, und von armen Seelen, welche dem Fegefeuer entkommen waren; durch diesen bäuerlichen Umgang war ich ziemlich abergläubisch geworden. Von dem Papste, der nach den Erzählungen meiner Gesellschafter die Pforten des Himmels öffnete und schloß, mit dem heiligen Geiste freundschaftlich verkehrte und seine hochheiligen Füße den Königen zum Kuß hinhielt, hatte ich die Vorstellung eines außerordentlichen,

fabelhaften Wesens, etwa eines Luftballons, der zwischen Himmel und Erde schwebt.

In dieser geistigen Verfassung befand ich mich und wohnte in Genua, als plötzlich die Revolution von 1848 ausbrach, welche ganz Italien erschütterte. Die Priester und die Religion wurden, wie es bei allen politischen Reibungen im Occident geschieht, in das Anathema gegen die Könige und die Tyrannei eingeschlossen. Schon seit einigen Jahren ging auf der unglücklichen Halbinsel ein böser Geist um, der allen Herzen Unzufriedenheit, Ungehorsam und unauslöschlichen Freiheitsdurst einflößte.

Laut krachten die Throne, als wollten sie einstürzen, noch lauter aber klapperten die Könige vor Angst mit den Zähnen. Übelklingende und für italienische Ohren ungewohnte Worte, Verfassung, Nationalgarde, Preßfreiheit, Gütergemeinschaft, ertönten überall wie das Zischen von Vipern. Der blinde Glaube, seit so vielen Jahrhunderten gewohnt mit den Blinden zu sympathisieren und ihnen zu schmeicheln, wurde wie ein lästiger Bettler fortgejagt und floh ängstlich in die Berge, wo er unter dem Dach der Bauern ein Asyl suchte und oft selbst deren Tür verschlossen und uneinnehmbar fand. Aber während er bei jedem Schritt strauchelnd im Dunkel umherirrte, regten sich die Könige, die ihre Macht auf ihn stützten; das aufständische Genua wurde belagert, die Bomben zerschmetterten die Dächer der Häuser, und die unglücklichen Bewohner, welche fürchteten, dasselbe zu erleiden wie ihre Dächer, flüchteten sich dahin, wo die zerbrechlichsten Gefäße, die Flaschen, unter der Erde aufbewahrt werden. In einem solchen Weinkeller suchte auch ich gegen Mitternacht Schutz zusammen mit den Hausgenossen und Nachbarn, welche gekommen waren, um ein Asyl unter dem griechischen Banner zu suchen. Mehr als fünfzig Personen, Männer und Weiber, Patrizier und Fischweiber, Gräfinnen und Kohlenträger drängten sich in jenem engen Gelaß zwischen Flaschen und Krügen, Zwiebeln und getrockneten Feigen. Die mordgierigen Kugeln Viktor Emanuels, die ihr Tyrannenziel verfehlten, zerstörten statt der gesellschaftlichen Ungleichheit die alten Wälle und vereinigten seine bleichen Untertanen zu einer demokratischen Brüderlichkeit der Furcht.

Grabesstille und Trauer herrschte anfangs in dieser Versammlung

unter der Erde. Aber das Haus war fünfstöckig und das Gewölbe des Weinkellers stark und bombensicher; daher bekamen die Gesichter meiner Leidensgenossen, die anfangs grün wie das Glas der ringsherum stehenden Flaschen waren, allmählich wieder eine menschlichere Farbe. Beinahe ohne Angst hörten wir dem gräßlichen Getöse über uns zu, sicher, daß der oben drohende Tod nicht so tief eindringen könne, mochte er sich auch noch so sehr bücken. Da die Furcht abnahm, lösten sich allmählich die Zungen der Italiener; das Echo des Gewölbes wiederholte unzusammenhängende Reden, Gelübde der Stiftung von Kerzen an die Madonna, Gegenvorstellungen von Männern, Anrufungen von Heiligen und schauderhafte Flüche gegen den Bombardatore. Aber wie in den Schlachten des Ariost, wenn zwei berühmte Recken handgemein werden, die übrigen Kämpfer die Waffen senken und still dem Kampfe zuschauen, so verstummten auch nach und nach diejenigen, welche sich im Keller befanden und zankten, als der grauköpfige Abbé von Sankt Matthäi und der greise Redakteur der Gazetta di Genova, auf Fässern einander gegenübersitzend, über Freiheit und Herrscher, über Fortschritt und Papsttum zu streiten anfingen. Das sich über unsern Köpfen abspielende Drama machte die Debatte zu einer besonders zeitgemäßen; beide Gegner waren für einen solchen Kampf wohl gerüstet, und die Zuhörer umringten sie wie die Karthager den Äneas, während sie Mund und Ohren aufsperrten. Der Journalist behauptete, daß das Furchtbare, was wir jetzt durchmachten, vom klerikalen Einfluß herrühre; der Abt aber beharrte darauf, das Bruderblut, welches rings um uns floß, als ein dem Höchsten dargebrachtes Sühnopfer anzusehen. Unterdes rückte die Nacht vor, und die Diskussion schien immer noch kein Ende zu finden. Die Reden kreuzten sich spöttisch und scharf wie die Klingen von Duellanten; ich, der ich mich allmählich an das Stimmengewirr gewöhnt hatte, verfiel nach und nach einer unwillkürlichen Müdigkeit und ließ meinen sechzehnjährigen Kopf auf die Kniee meines Nachbars sinken, als plötzlich sonderbare Reden den Schlaf von meinen Wimpern vertrieben. Der cholerische Journalist verlor schließlich die Geduld gegenüber der Hartnäckigkeit des Abtes, welcher auf die schlagendsten Argumente nur immer Mönchsphrasen und Stellen aus Bonald

und de Maistre zu erwidern wußte, und änderte seine Taktik. Da er daran verzweifelte, diesem guten Christen die Augen zu öffnen, der das Licht fürchtete wie die Fledermäuse die Sonnenstrahlen, hörte er auf, zu streiten und versuchte die Idole seines Gegners verächtlich und lächerlich zu machen. Er nahm die schmutzigsten Blätter aus der Geschichte des Papsttums, faßte aus denselben alle Schande und Gemeinheit zusammen und spie damit förmlich dem armen Priester ins Gesicht. Er zeigte uns Benedikt IX., Gregor VI. und Sylvester III., drei gleichzeitige Päpste, einen dreiköpfigen Cerberus, die einander in den Bann taten und Italien mit Blut überschwemmten; Zacharias, der die Geographen zum Feuertode verdammte, welche das Vorhandensein von Antipoden lehrten; denn in der Fülle seiner Weisheit meinte er, damit Antipoden existierten, müsse es zwei Sonnen und einen doppelten Mond geben; Stephanus VIII., einen infamen Grabschänder, der den Leichnam seines Vorgängers Formosus ausgraben ließ, den verwesten Körper vor ein Konzil schleppte und einem zugleich lächerlichen und abstoßenden Verhör unterwarf; Johann XXII., der sein Leben mit dem Suchen nach dem Stein der Weisen zubrachte und ihn schließlich auch wirklich fand . . . in Gestalt eines Tarifs, auf welchem der Preis für die Vergebung jeder Sünde verzeichnet war, eines Mordes, eines Diebstahls, der Notzucht, der Giftmischerei und was es sonst noch geben mochte; Julius III., einen zweiten Caligula, der inmitten von Bechern und Dirnen seinen Affen zum Kardinal ernannte, und Johann XII., der die Decke des Abendmahlstisches seiner Geliebten als Fußteppich gab, sich mit ihr aus den heiligen Gefäßen betrank und schließlich von dem Mann dieses Weibes überrascht und ermordet wurde, oder auch von dem Teufel, wie die Chronographen wollen; allerdings muß man sagen, daß der Teufel und ein betrogener Ehemann wirklich ein gewisses charakteristisches Merkmal gemeinsam haben.

Alles dies sagte der Alte inmitten einer tiefen Stille, die manchmal von einer in der Nähe platzenden Bombe oder einem einstürzenden Dache unterbrochen wurde. Die einen von den Zuhörern machten das Zeichen des Kreuzes, andre spitzten die Ohren, und die Frauen verbargen ihre Gesichter in der Schürze;

wie aber ward mir, als der unerbittliche Redner, der mit der Schande der männlichen Päpste noch nicht zufrieden war, auch die Geschichte der Päpstin Johanna zu erzählen begann? Die Liebschaften eines Papstes, die Mutterschaft und die Entbindung auf offener Straße!

Kurz nachher brach der Tag an; die Explosionen wurden seltener und hörten allmählich ganz auf. Das uneinnehmbare Genua kapitulierte nach einer dreitägigen Belagerung und lieferte den Klauen des Tyrannen, wie man damals Viktor Emanuel nannte, die Führer der Revolution aus, die am nächsten Tage Revolte hieß. Die als Nationalgardisten verkleideten Kaufleute, die Tenöre und Baritons der Oper, welche die Schminke von den Gesichtern abgewischt, mittelalterliche Schwerter umgeschnallt und in den Straßen „Freiheit oder Tod“ gesungen hatten, die Studenten, die renommiert hatten, sie würden bloß mit ihren juristischen und medizinischen Lehrbüchern bewaffnet imstande sein, die Scharen des Tyrannen in die Flucht zu schlagen, all diese Helden verschwanden beim ersten Blinken der königlichen Bajonnette wie die Nachteulen, wenn die Sonne aufgeht. Und selbst die Italienerinnen, die so viele Fahnen gestickt und dreifarbige Bänder genäht hatten, erinnerten sich wieder der Anweisungen ihrer Beichtväter, und so oft sie ein Offizier mitten auf der Straße küßte, boten sie auch die andre Wange der Beleidigung. Nach wenigen Tagen waren die roten Fahnen, die Freiheitslieder, das vergossene Blut, die Kugeln und die Trümmer vergessen. Aber die Päpstin vermochte ich nicht zu vergessen. Die sonderbaren Nebenumstände, unter denen ich von ihr gehört hatte, der merkwürdige Habitus des Redners, der unterirdische Raum, die Angst, das Blutbad oben auf der Erde, dies alles machte jenes Bild in meinem Herzen unauslöschlich, wie die Fußspuren des Heilands in dem Felsen von Judäa.

Gar oft erschien mir seitdem der traurige Schatten Johannas im Traume, mit einem totgeborenen Kinde in den Armen, und tagsüber suchte ich auf verschiedene Weise etwas über diese in ihrer Art einzige Heldin zu erfahren. Ich fragte bei den Professoren, den Bedienten, dem Landmann, der die Scholle grub, und dem dicken Kapuziner, welcher mich um ein Almosen ansprach;

stundenlang brachte ich bei den Buchhändlern zu und stöberte im Staube wurmzerfressener Bände umher in der Hoffnung, von meiner Päpstin Spuren zu entdecken, welche indessen die Pfaffen in Italien mit solcher Sorgfalt verwischt hatten, daß nach langer Verfolgung derselben und nachdem ich oft wie der Papagei Cäsars gerufen hatte: *Tempus et labor abeunt,* meine Neugierde Hungers starb, da sie nicht einen einzigen Brocken zu finden vermochte.

Einige Jahre später hielt ich mich in Berlin auf, und da ich weder den Genuß der Tabakspfeife noch des Bieres und der öffentlichen Bälle kannte, war ich infolge davon einsam und unbeschäftigt unter den vielbeschäftigten fremden Studenten. Langeweile und Untätigkeit sind, wie ich seitdem oft zu bemerken Gelegenheit hatte, die Haupttriebfedern der Liebe und gar wohl imstande, beim Mangel neuer Leidenschaften die alten wiederzubeleben. Dies passierte mir auch mit der Erinnerung an die Päpstin Johanna. Am Morgen eines Feiertages, als der Himmel von Berlin anscheinend das mosaische Wort rechtfertigen wollte und seine Schleusen öffnete, flüchtete ich mich in die Einsamkeit einer öffentlichen Bibliothek, und während ich meine gähnende Langeweile von einem Saal zum andern spazieren führte, befand ich mich plötzlich in der ungeheuren Halle, wo die theologischen Bücher des Mittelalters von einer dicken Schicht weißen Staubes bedeckt, wie die Toten in ihrem Sterbekleid, in tiefem, ungestörtem Schlaf ruhen. Der Geruch des Käses ruft bei den Schweizern im Ausland die Erinnerung an das Vaterland wach, derjenige des Strohes bei den Eseln das Andenken an ihren Stall und der Blumenduft mahnt den Liebenden an seinen Schatz; bei mir weckte der Geruch des alten Papiers sofort die Erinnerung an die Päpstin; „hier," sagte ich mir, indem ich jenen staubbedeckten Bücherhaufen betrachtete, „hier liegt die Lösung des Rätsels, das mich so sehr beschäftigt." Ich holte mir vom Bibliothekar die Erlaubnis, diese mächtigen Folianten aufzuschlagen, und einen Lappen, um sie abzustäuben, und fing an, von Band zu Band und von Blatt zu Blatt die Spuren meiner Heldin zu verfolgen. Mit Hilfe der Sammlung Rerum Germanicarum, der Kataloge von Dufresnois, der Studien von Bayle und Spanheim vermochte ich im Verlauf

weniger Monate *veterum volvens monumenta virorum* das meiste von dem, was seit acht Jahrhunderten für oder wider die Existenz eines weiblichen Papstes geschrieben worden ist, durchzulesen und in zwei dicken Heften zu sammeln. Aber damals war meine Unerfahrenheit in derartigen Forschungen so groß, daß ich oft gezwungen war, ein ganzes Kapitel oder gar einen ganzen Band *in folio* durchzulesen, ehe mein Blick auf der Stelle ruhte, die ich suchte; jedoch lernte ich auf diese Weise, ohne es zu wollen, sehr viele merkwürdige Einzelheiten über die Religion, die Moral und die Sitten während jener dunklen Jahrhunderte kennen.

Dies ist die Entstehung meines Buches über die Päpstin Johanna. Ungefähr fünf Jahre habe ich es unter der Presse meiner Phantasie gelassen, dann:

Verutomi innanzi
Un che di stampar libri lavora
Dissi: stampami questo alla malora. (Berni.)

Als ich mich ans Werk machte, merkte ich sofort, wie trocken und unerfreulich für die meisten die einfache Erzählung des Lebens Johannas sein würde, deren Existenz sogar der Mehrzahl von ihnen unbekannt ist. Daher habe ich diesen Teil meines Werkes in die Einleitung verwiesen und den Rest des Buches zu einer erzählenden Enzyklopädie des Mittelalters, speziell des neunten Jahrhunderts, gestaltet.

Dank den Dichtern, Schriftstellern und Künstlern ist jede Epoche seit Erschaffung der Welt und ein jedes Land mehr oder weniger allgemein bekannt. Jedes Zeitalter und jedes Volk hat uns ein Denkmal hinterlassen, welches die damaligen Menschen charakterisiert, die Juden die heilige Schrift, die Ägypter die Pyramiden und die Griechen die Ilias. Von Eva an, deren Liebe Moses und Milton besungen haben, bis auf Cymodocia, welcher Chateaubriand den Märtyrerkranz gewunden, ist die Reihe fast lückenlos. In welche Epoche kann der Wanderer zurückgreifen oder an welcher Küste vor Anker gehen, ohne bekannte, lachende Gesichter und Freunde vorzufinden, die ihm die Hände entgegenstrecken? Da trifft er Rahel, die seinen durstigen Lippen Wasser bietet, dort Nausikaa, welche ihn unter ein gastliches Dach geleitet. Aber steigen wir von unserm Pegasus ab, bevor er die

Hufeisen verliert, und bemerken wir, daß einem jeden die Bärte der Patriarchen, die Mäntel der griechischen Philosophen, die Phalanx der Mazedonier, die blonden Perücken der römischen Kurtisanen, die buntbesetzten Pelze der nordischen Barbaren, die Knotenstricke der christlichen Märtyrer mehr oder weniger bekannt sind, und was sonst noch die Dichter und Schriftsteller beschrieben haben, was man in der Schule studiert oder in einer Übersetzung gelesen hat. Viel bekannter aber sind die am Ende des Mittelalters auftretenden gepanzerten Ritter und die weißgekleideten Frauen, ein Amadis, Tristan, Richard Löwenherz, die Tempelherren, die Abencerragen, eine Jolanthe, Herminia und Armida. Ihre Wappenschilder und Rüstungen, ihre Liebesabenteuer und Erfolge kennt jedermann aus den Werken von Walter Scott, Victor Hugo, aus den Sammlungen der Museen und den Opern von Rossini und Meyerbeer. Aber vom sechsten bis zum neunten Jahrhundert, vom letzten römischen Kaiser bis zum ersten Ritter, was für Menschen waren es, die unsern Planeten bewohnten? was taten sie? was aßen sie? woran glaubten sie? wie kleideten sie sich? Auf diese Fragen kann nur der Historiker von Fach antworten, der sich der undankbaren Mühe unterzogen hat, die unendlichen Sammlungen der mittelalterlichen Chronizisten, die breitspurigen Legenden, die Großfoliobände voll von den unverdaulichen Schwätzereien der Mönche, die Schriften von Kassiodor, Cäsarius, Alkuin, Sankt Agobard, Rhabanus Maurus und tausend andre Bücher zu durchblättern, die nur den Gelehrten und den Würmern bekannt sind und die Muratori *sterili steppe della letteratura del medio evo,* unfruchtbare Wüsteneien der mittelalterlichen Literatur, nennt. In diese Einöden habe auch ich mich auf der Suche nach den Spuren Johannas verirrt. Wie der Reisende, welcher ferne, schwer zugängliche Gegenden besucht, aus jeder eine Erinnerung an seine Wanderfahrten mitzunehmen pflegt, ein Blatt von dem Baume, welcher den Wüstenquell beschattet, eine Muschel von der den Seefahrern unbekannten Küste, oder eine Blume, welche auf unbetretbarer Höhe sproßt, so habe auch ich aus jedem der zu ewiger Vergessenheit verurteilten Bände als Erinnerung irgendeine Stelle herausgegriffen, welche uralte Gewohnheiten, sonderbare Anschauungen, populäre Vorurteile, Reste des Heidentums

veranschaulicht, und was ich sonst noch finden konnte, das der Aufmerksamkeit der neueren Historiker entgangen ist; denn diese, ganz in allgemeine Theorien versenkt, verfolgen keinen andern Zweck, als die ihnen zusagende Parteitendenz zu verfechten, und haben für derartige Einzelheiten weder Zeit noch Raum übrig.

Aus diesen Steinchen, welche ich an den trüben Quellen des Mittelalters aufgelesen, habe ich ein Mosaikbild zusammengesetzt oder vielmehr zusammenzusetzen versucht, in der Absicht, eine möglichst genaue Darstellung jener dunkeln Zeit zu geben, wie sie meines Wissens noch nie in einem allgemein zugänglichen, gewissenhaft geschriebenen Buche unternommen worden ist. Mein Buch verfolgt die Tendenz, möglichst breiten Schichten des Publikums eine so genaue Kenntnis jener Epoche zu vermitteln, wie die „Abenteuer Telemachs“ von dem Griechenland der Heroenzeit, die „Märtyrer“ von dem Rom des Verfalls und Ivanhoe vom englischen Rittertum. Da ich aber sofort bemerkte, wie unzureichend meine Kräfte für ein derartiges Werk seien und wie sehr ich hinter denen zurückstand, welche solche Arbeiten unternehmen, so setzte ich meinen Ehrgeiz darein, wenigstens in der historischen Treue nicht hinter ihnen zurückzustehen. Jeder Satz in der „Päpstin Johanna“, ja fast jedes Wort, stützt sich auf das Zeugnis eines gleichzeitigen Schriftstellers. Die Mönchsanekdoten sind aus den Chroniken der damaligen Klöster genommen, die Wunder aus den mittelalterlichen Legenden, die Beschreibung der Zeremonien aus den Briefen Eginhards und Alkuins und aus der Kirchengeschichte Gregors von Tours, die wunderlichen theologischen Glaubensmeinungen aus den Schriften der gleichzeitigen Theologen, des Sankt Agobard, Inkmar, Rhabanus und andrer; jede Beschreibung einer Stadt, eines Bauwerks, eines Kleidungsstücks oder einer Schrift ist bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein genau, wie zum Teil aus den an das Ende des Werkes verwiesenen Anmerkungen ersichtlich wird, die ich leicht noch hätte vervielfältigen können. Ehe man jedoch sein Buch umfangreicher macht, muß man zunächst wissen, ob es Anerkennung finden wird oder nicht. Ich führe dies alles hier an, nicht um mit Kenntnissen zu prunken, sondern um zu zeigen, wie sehr ich das Publikum achte. Diese Achtung vor dem Leser, die bei uns

Griechen etwas vollständig Neues und Fremdes ist, wird, meine ich, gerechtfertigt sein, wenn sie die freundliche Aufnahme findet, die alle wohlerzogenen Menschen den Fremden bereiten.

Aber obgleich die Achtung vor dem Publikum eine ebenso schätzbare Tugend ist wie ein Familienvater, der die Uniform der Nationalgarde trägt, so genügt sie doch für die Leser nicht, welche von dem Verfasser außerdem noch verlangen, daß er sie nicht einschläfert. Auf die Griechen üben bedruckte Blätter dieselbe narkotische Wirkung aus wie die Blätter der Saubohne, und darum mögen sie die meisten nicht einmal aufschneiden, sondern sie hinterlassen die Produkte unserer zeitgenössischen Literatur den kommenden Geschlechtern jungfräulich und unberührt. Ein englischer Schriftsteller, ich glaube Swift, erzählt, daß die Bewohner, ich weiß nicht mehr welchen Landes, so gleichgültig und unaufmerksam sind, daß, jedesmal wenn man mit ihnen zu reden hat, man sie von Zeit zu Zeit mit einem getrockneten Kürbis auf den Kopf schlagen muß, damit sie nicht einschlafen, während man spricht. Solch ein antihypnotisches Mittel gedachte auch ich gegen die Gleichgültigkeit des griechischen Lesers anzuwenden und habe mangels eines Kürbisses versucht die Langeweile zu beschwören, indem ich auf jeder Seite zu unerwarteten Abschweifungen, eigentümlichen Vergleichen und sonderbaren Wortfügungen meine Zuflucht nahm, jeden Gedanken sozusagen in ein greifbares Bild kleidete und sogar die ernstesten Fragen der Theologie mit Troddeln, Quasten und Schellen garnierte, wie die Schürze einer spanischen Tänzerin. Diese Schreibweise, welche Byron in England, Heine in Deutschland, Murger und Musset in Frankreich eingeführt haben, wurde von den italienischen Dichtern der nachklassischen Periode erfunden, welche, da sie daran verzweifelten, die Höhen zu erreichen, auf denen Dante, Petrarca und Tasso ihr Banner aufgepflanzt hatten, einen andern leichteren Weg zwar nicht zum Ruhm, so doch zur Popularität suchten. Diese Art von Literatur gleicht in Wahrheit jenen galanten Frauen, welche des Reizes beraubt sind oder mehr Jahre als Zähne zählen und auf verschiedene Weise, durch Schminke, Lächeln, liebenswürdiges Entgegenkommen und ausgeschnittene Kleider statt der versagten reinen Liebe die Begierde oder wenigstens die Neugierde der Be-

schauer zu erregen suchen. Ich beabsichtige hier dieses System weder zu loben noch zu empfehlen, aber ich war der Meinung, daß es nur mit Hilfe einer solchen Sauce möglich sei, das unverdaulichste aller Gerichte, die mittelalterliche Kirchengeschichte, einigermaßen genießbar zu machen. Ein hervorragender Kochkünstler, ich glaube Vatel, rühmte sich, er könne einen Bock, ja sogar eine Ratte, mit solcher Kunst zubereiten, daß diejenigen, welche davon äßen, sich die Finger ableckten; ich würde es für einen Erfolg halten, wenn ich durch irgendeine Würze den Mönch des Mittelalters wenn nicht angenehm, so doch wenigstens erträglich zu machen vermöchte.

Bevor ich zum Schluß dieser wohl schon zu langen Vorrede eile, dürfte es für mich, der ich in Griechenland schreibe, vielleicht vonnöten sein, mich wegen der in meinem ganzen Buche herrschenden Freiheit zu entschuldigen, daß ich z. B. zuweilen die Dinge beim richtigen Namen nenne, anstatt zu jenen Umschreibungen meine Zuflucht zu nehmen, mit welchen die anständigen Schriftsteller ihre unanständigen Gedanken verhüllen, wie unsere Voreltern ihre Blöße mit Feigenblättern. Das wäre mir leicht möglich gewesen, indem ich den literarischen Theorien folgte, welche Voltaire, Byron, Casti und andre ihren Büchern solchen Genres vorausschickten. Aber, wie das französische Sprichwort sagt, *comparaison n'est pas raison,* und außerdem verabscheue ich die Tautologie. Nur das eine will ich sagen, daß ich diese Freiheit für die Art meiner Erzählung so notwendig und natürlich finde, wie das Salz für das Meerwasser. Wer die Pucelle d'Orléans, den Don Juan oder die italienischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts gelesen hat, wird sich gewiß nicht beklagen, daß die Päpstin Johanna gar zu dekolletiert sei; ein jeder, der das Mittelalter kennt, der die Chronikenschreiber, die Verfasser der Legenden, die Kirchenväter studiert hat, wird ohne Zweifel zugeben, daß mit solchen Schriften verglichen das vorliegende Buch der Jungfrau gleicht, die sich der heilige Basilius vorstellte wie eine verehrungswürdige Statue auf dem Marmorpiedestal der Jungfräulichkeit stehend und jedem Verlangen, jeder Berührung gegenüber unempfindlich.

Als ein schwereres Vergehen wird mir sicherlich von vielen

die Kühnheit angerechnet werden, mit welcher ich den Kirchenschmutz des Mittelalters sowohl bei den Westeuropäern als den Byzantinern aufrühre, und die gelegentlichen Seitenhiebe auf den gegenwärtigen Zustand der orientalischen Kirche; aber der nicht voreingenommene Leser meines Buches wird wenigstens davon überzeugt sein, daß nicht die Spur einer polemischen Tendenz darin vorliegt. Die Schändlichkeiten der Franken sowohl wie der Orientalen werden mit derselben leidenschaftslosen Unparteilichkeit dargestellt, und die Visionen der mittelalterlichen Theologen und die Träumereien der deutschen Professoren sind mit dem nämlichen Freimut gegeißelt worden. Wo immer sich ein Anlaß zum Spott darbot, habe ich zugegriffen, unbekümmert, ob sich die Lächerlichkeit in einem Kloster oder einer Akademie, unter der Kutte eines Mönches oder dem Mantel eines Philosophen verbarg. Die religiösen oder philosophischen Verschrobenheiten von der Erschaffung der Welt bis auf unsere Tage werden mit derselben Leidenschaftslosigkeit dargestellt, mit welcher der Seefahrer die Richtung der Winde in sein Journal einträgt. Der heilige Basilius, Paschalis und Chateaubriand haben das Christentum verteidigt, Libanius, Voltaire und Strauß haben es im Namen der Menschlichkeit oder der Philosophie angegriffen; sie alle jedoch haben mit Leidenschaft geschrieben und, wie sie selbst zugestehen, im Glauben an ihre religiösen oder philosophischen Prinzipien. Aber so oft ich irgendein mit ausgesprochener Tendenz oder Überzeugung über eine solche Materie geschriebenes Buch lese, kommt mir sofort eine Stelle des Isidorus in den Sinn, wo er sagt: Sie geben sich den Anschein über göttliche und jenseits aller Vernunft liegende Dinge verschiedener Meinung zu sein und werden doch nur vom Ehrgeiz geleitet. Was mich betrifft, so gestehe ich ohne zu erröten, daß ich keinen andern Zweck hatte:

Unless it were to be a moment merry.

Über meine Urteile hinsichtlich der Zeremonien der heutigen orthodoxen Kirche sage ich nur dies eine: wie auch immer die innersten Überzeugungen der Menschen sein mögen, irgendeine äußere Form der Gottesverehrung ist überall und immer für notwendig gehalten worden. Der einfache Christenmensch geht in die Kirche, um Trost zu suchen in der Hoffnung auf die Diamanten und

Smaragde des Paradieses der Apokalypse, und der Philosoph denkt dort über die Unendlichkeit, das Ideal, die Bestimmung des Menschen oder andre derartige philosophische Knacknüsse nach. Bei beiden jedoch erhebt sich der Geist zu Gedanken, die über das alltägliche Einerlei hinausgehen, beide verlassen die heilige Stätte in sich geklärter und mit dem Verständnis für die tiefe Wahrheit, die Jesus selbst ausgesprochen hat: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Aber ein solcher Kultus muß, um seinen Zweck zu erfüllen, mit den Ideen, Sitten und der Moral der Menschen in Einklang stehen, und diese ändern sich fortwährend unter dem Einfluß der zunehmenden oder der sich lediglich umgestaltenden Zivilisation. Der Altar, so sagt der ganz und gar christliche Chateaubriand, muß unerschüttert bleiben, aber sein Schmuck muß sich je nach den Zeiten ändern.

Die Occidentalen haben dies längst erkannt und deshalb Sorge getragen, aus ihren Kirchen alles zu verbannen, was mit dem Geschmack der Zeitgenossen nicht harmonierte. Die Dauer der Messe wurde auf eine Viertelstunde beschränkt, die Fasten sind erträglich, die Priester gut gebildet, ihre Bilder sind den Augen wohlgefällig und ihre Musik schmeichelt sich dem Ohre ein; darum kann ein jeder ohne große Mühe und Langeweile ein guter Christ sein. Aber wir Griechen haben es für gut gehalten, immer noch an dem mittelalterlichen Wust zu kleben, wie die Austern an ihrem Felsen. Unsere Messe dauert zwei Stunden wie zur Zeit des heiligen Basilius, und niemand hört sie an; die Priester werden aus dem Kehricht der Erde genommen, wie zu den Zeiten des Apostels Paulus und niemand macht sich etwas aus ihren Ratschlägen; die Fasten sind nur für Priester strengster Observanz geeignet, und darum fastet keiner; die Bilder sind monströs und niemand küßt sie; und was das Näseln in unserer Kirche angeht, so halte ich jedes Wort hier für überflüssig. Aus alledem folgt, daß unter den übrigen christlichen Nationen allein wir, oder wenigstens die gebildeten Stände bei uns, ich will nicht sagen des Glaubens verlustig gegangen sind, denn dies ist ein allgemeines Unglück, sondern jedes äußeren Kultus, der, wie schon oben gesagt wurde, auch sein Gutes hat, da er dem Menschen zu Gemüte

führt, daß es außer den sinnlichen Genüssen auch noch andre gibt. So oft ich wenigstens unter der Kuppel eines gotischen Domes kniete und ein Bild von Raffael küßte oder einer heiligen Melodie von Mozart oder Rossini lauschte, fühlte ich stets das religiöse Gefühl in meinem Herzen wiedererwachen; ich vergaß, daß es eine Kirchengeschichte gibt und rief wie Galilei: *Eppur si muove,* während dagegen derjenige, welcher in eine von unsern Kirchen hineingeht, nur von einem Gefühl beherrscht wird, dem Verlangen, wieder hinauszukommen. Nur ein Blinder oder einer, der absichtlich die Augen schließt, kann die Richtigkeit und Wahrheit dieser meiner Behauptung anzweifeln. Wenn es aber bei uns Griechen vernünftige Männer gibt, die meinen, daß wir leere Kirchen und einen unwissenden, verachteten Klerus haben müssen, daß die Nase das zum Preise des Höchsten geeignetste Organ, daß die Kalokärini ein Handbuch der Moral für junge Mädchen und die Beichtvorschriften von Nikodemus das für einen Priester passendste Vademekum sei, dann will ich mich zu ihrer Meinung bekehren, sobald ich auch vernünftig geworden bin. Wieder andre geben zwar zu, daß diese Zustände nicht gut sind, behaupten aber nichtsdestoweniger, sie müßten unverändert bleiben aus Dankbarkeit gegen die Kirche, die uns vom fremden Joch befreit habe, und von welcher wir früher oder später die Verwirklichung unserer nationalen Wünsche erwarten. Wirklich sonderbar ist jedoch diese Art von Dankbarkeit, welche anstatt die Gebrechen ihrer Retterin, der Kirche, zu heilen und sie in anständige Kleider zu hüllen, sie obdachlos und verachtet unter den zerschlissenen Lumpen des Mittelalters verkümmern läßt; diejenigen aber, welche sie als Werkzeug zur Erreichung politischer Zwecke gebrauchen wollen, vergessen, wie es scheint, daß die Zeit der Wunder längst vorüber ist und daß weder die Sonne stillsteht noch die uns und die geknechteten Brüder scheidenden Mauern durch den näselnden Gesang unserer Priester fallen werden, wie einst die Mauern von Jericho durch den Schall der Trompeten des Josua.

Die obigen Bemerkungen habe ich vorausgeschickt zur Vermeidung von Mißverständnissen, aber wahrlich nicht zur Rechtfertigung des Buches, welches ich dem geneigten Wohlwollen des

Lesers übergebe; für die Kritiker bemerke ich, daß Dinge und Tatsachen darin enthalten sind, die sich auf einwandfreie Zeugnisse stützen; daher müssen diejenigen, welche es kritisieren wollen, *res et non verba* bei ihrer Beurteilung vor Augen haben. Die unbestimmten und unbegründeten Proteste aber im Namen der Moral, Moralität oder Moralisation oder wie sonst die heutigen Zeitungen die Sache benennen, haben nicht nur keine Bedeutung, sondern erinnern an das Wort des englischen Dichters, nach welchem nur die Unmoralischen von Moral reden.

Athen, den 1. Januar 1867.

NB. Die nachfolgende Einleitung mögen diejenigen überschlagen, welche geschichtliche Erörterungen, die Langeweile und die erklärenden Bemerkungen nicht lieben.

EINLEITUNG

Partout où vous voyez une légende, vous pouvez être sûr, en allant au fond des choses que vous trouverez une histoire.

(Valet de Siriville, Études sur l'alchimie.)



Bei dem Versuch, in den dunkelsten Kreis des Mittelalters einzudringen, werde ich wie Dante den Vergil als Führer und unzertrennlichen Begleiter auf diesem durch ungewisse Traditionen und unwahrscheinliche Schwätzereien so schlüpfrigen Pfade den Pyrrhon nehmen. Jedoch will ich nicht den Spuren jener Historiker folgen, welche, obwohl auf ihren Skeptizismus stolz, dennoch oftmals das Fundamentalprinzip ihrer Richtung zu vergessen scheinen. Die alten Pyrrhonisten zweifelten zwar an allem, aber sie leugneten niemals etwas ab und schlossen ihre Deduktionen stets mit den Worten: ich weiß nicht. Unsere Zeitgenossen dagegen begnügen sich nicht damit, das, was ihnen sonderbar erscheint, als lächerlich und unmöglich zu verspotten, sondern sie machen ihren Unglauben auch für den Leser zum Glaubensartikel.

Solchen Pyrrhonisten ist leider auch die Geschichte der Päpstin Johanna in die Hände gefallen und von ihnen zum Märchen gestempelt worden. Sieben volle Jahrhunderte ist die Erhebung einer Frau auf den Stuhl Sankt Petri als eine geschichtliche Tatsache angesehen worden, und als solche haben sie die ernsten Chronikenschreiber in den Annalen der Geschichte der Päpste überliefert; plötzlich jedoch, im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, haben einige Geschichtsschreiber, anscheinend frömmer als die Mönche des Mittelalters, den Versuch gemacht, den Namen dieser Frau aus der Liste der Päpste zu streichen, als sei er ein Schandfleck und eine Verunreinigung, und alles, was über sie geschrieben worden, als Erfindung zu brandmarken. Den Grund dieser späten Verleugnung findet man unschwer, wenn man bedenkt, daß ehemals die Päpste, unerschütterlich auf dem heiligen Stuhle und verschanzt hinter dem unüberwindlichen Bollwerk der

damaligen Unwissenheit, jede Rechtfertigung als überflüssig und ihrer unwürdig ansahen; als sich jedoch allmählich die Nebel des Mittelalters zerstreuten, verminderte sich ihre Macht, und die Ketzer und nach ihnen die Philosophen begannen die Archive der Papstgeschichte zu durchstöbern, um darin Stoff zum Tadel oder Spott zu finden. Nunmehr hielten es die Nachfolger des heiligen Petrus für angebracht, diese Frau als ein *Monstrum imaginarium,* eine Ausgeburt der Einbildung, hinzustellen und diejenigen, welche die unleugbaren Taten dieser Heldin der Vergessenheit entrissen haben, als leichtgläubige, greisenhafte Schwätzer zu behandeln. Ihre fortgesetzten Bemühungen hatten teilweise Erfolg, dank der Gleichgültigkeit der späteren und der Oberflächlichkeit einiger denkfaulen Schriftsteller. Da es letztere weniger anstrengend fanden, die wahrscheinlichste Hypothese anzunehmen, nach welcher der weibische Charakter Johanns IX. zu der Fabel von der Päpstin Veranlassung gegeben habe, als sich mühsam durch staubige Handschriften und wurmzerfressene Folianten hindurchzuarbeiten, wählten sie den leichteren Weg und zogen die öffentliche Meinung mit sich.

Was mich betrifft, so habe ich mir nicht etwa die kritische Wertung der für und wider die Päpstin verfaßten Schriftwerke zum Hauptziel gemacht, sondern vielmehr eine getreue und ins einzelne gehende Darstellung der religiösen und moralischen Zustände sowie der Sitten im 9. Jahrhundert; indem ich Johanna als die merkwürdigste Erscheinung jener Epoche zur Hauptperson meiner Erzählung machte, bezweckte ich die Liebhaber historischer Diskussionen auf die umfangreichen Bücher von Desmarets, Launoy, Allatius und Mabillon zu verweisen, welche alle Hilfsmittel, die ihnen ein umfassendes Wissen und ein durchdringender Verstand boten, zur Verteidigung oder zur Widerlegung der Existenz des weiblichen Papstes angewandt haben. Aber in der Erwägung, daß die lateinischen Schriften dieser Gelehrten in den Bibliotheken in einem tiefen, nur von wenigen gestörten Schlafe ruhen, und daß die kürzer gefaßten Abhandlungen aus dem 17. Jahrhundert fast verschollen sind,[1] habe ich es für

[1] Unter ihnen zeichnen sich die zwei des Chioten Leon Allatius oder, wie ihn Dufresnois spöttisch nennt, Allaci aus: *Confutatio fabulae de*

zweckmäßig gehalten, um nicht als ein Fabelerzähler zu erscheinen, in der Form einer Einleitung eine Inhaltsangabe der glaubwürdigsten Zeugnisse zu geben, auf welche sich die vorliegende Erzählung stützt und welche ich mühsam aus einem vielbändigen Haufen von unverdaulichen Mönchskompilationen zusammengestellt habe.

Bei der Aufzählung der Verfasser von Chroniken, die uns das Gedächtnis Johannas aufbewahrt haben, wird der Leser vielleicht mit Erstaunen sehen, daß die meisten derselben Prälaten oder Mönche sind, und daß sie, was noch sonderbarer anmutet, ihre Schriften Päpsten widmen, welche die Widmung offenkundig mit Bereitwilligkeit und gern annehmen, ohne den heiligen Stuhl für entehrt zu halten, weil ein Weib auf ihm gesessen hatte, während die guten Katholiken die Existenz der Päpstin als eine gemeine, böswillige Verleumdung hinstellen. Dabei vergessen sie aber vollständig, daß die Verleumder Ordensmitglieder sind und die Mitra tragen. Andrerseits benutzen die Feinde des Klerikalismus den Namen dieses unglücklichen Weibes, um ihn als einen Vorwurf dem Papsttum ins Angesicht zu schleudern. Was ist nun wohl der Grund dieser Wandlung? Warum sucht man als eine Schmach eine Heldin zu verbergen, deren die älteren Autoren mit Bewunderung gedenken? Sind wir vielleicht weniger galant geworden als unsere Vorväter, oder beschränkt sich bei uns der Fortschritt nur auf die mechanischen Künste, und messen wir den Wert der Frauen mit gerechterem Maßstab? Wie dem auch sei,

---

Johanna papissa, Rom 1630, und die *Commentatio in Johannae papissae fabulam.* In diesen Schriften sucht er nicht nur auf jede Weise die Existenz der Päpstin zu widerlegen, sondern beschimpft auch alle diejenigen, die seine Meinung nicht teilen. Ein wenig später schrieb David Blondel seine vielberufene Anacrisis unter dem Titel: *De famosae quaestionis an femina inter Leonem IV et Benediktum III Anacrisis,* Amsterdam 1659. Hierauf antwortete unmittelbar nachher Samuel Desmarets durch seine Johanna restituta, Groeningen 1659, und der berühmte Friedrich Spanheim mit seiner Disquisitio historica de Papa femina. Aber diese von der Kurie unnachsichtig verfolgten Abhandlungen verschwanden bis auf wenige im Besitz von Bücherliebhabern verbliebene Exemplare. Die neueren Schriftsteller, Gibbon, Hallam, Sismondi und andre, erwähnen die Päpstin nur beiläufig oder in einer kurzen Anmerkung.

nachdem so viele fromme Prälaten die Sandalen der Päpstin bei ihren Lebzeiten und ihren Staub nach ihrem Tode geküßt haben, hat es unter den Späteren nur der Häretiker Jurieu gewagt, von ihr zu sagen: „Da Johanna klug, beredt und schön war, wurde der apostolische Thron, auf dem so viele ungebildete und schmutzige Mönche gesessen hatten, durch sie viel mehr geehrt als geschändet."[1]

Da ich wohl weiß, daß viele selbst gegen handgreifliche Wahrheiten mißtrauisch sind, wenn eine Tatsache der Wahrscheinlichkeit zu entraten scheint, so will ich vor der Beibringung der direkten Zeugnisse über meine Heldin in wenig Worten darzulegen versuchen, daß die Erhebung auf den heiligen Stuhl, obwohl sie uns zurzeit unglaublich und märchenhaft anmutet, in der Epoche, in welcher sie sich ereignet hat, nichts Außerordentliches an sich hatte, außer wenn wir das Argument des Onuphrius ernst nehmen, welcher meint: „Es ist unmöglich zu glauben, daß der Höchste ein Weib auf Sankt Peters Thron habe gelangen lassen, der von seinem Sohne, unserem Erlöser, errichtet worden ist."[2] Aber nachdem der Höchste zur Besserung der Menschen Sintfluten, Feuer, Aussatz und Pest vergebens angewendet, hat er, wie es scheint, die Sache aufgegeben und darauf verzichtet, seinen Zorn durch Zeichen kundzutun. Und gerade in jener Epoche, in welcher er es duldete, daß ihn Häretiker, Ehebrecher, Atheisten und Blutschänder als Päpste vertraten,[3]

---

[1] Jurieu: *Histoire du Papisme*, Kap. III. Derselben Meinung ist auch der Abbé Dufresnois, ein Historiker am Anfang des 18. Jahrhunderts, der sich durch große Unbefangenheit des Urteils auszeichnet. In seiner *Méthode pour étudier l'histoire*, Paris 1729, Bd. III S. 319 sagt er: „Ich wundere mich über die Hartnäckigkeit der heutigen Katholiken, mit der sie die Existenz Johannas ableugnen, während man im Gegenteil auf jede Weise die Wahrheit des über sie Berichteten zu beweisen suchen müßte. Denn sie machte dem heiligen Stuhl die größte Ehre, da sie nach dem Zeugnis aller Historiker fromm und weise regiert hat."

[2] *Non si è da credere che Iddio avesse permesso che una femina occupasse la sedia di san Pietro, da Christo Salvator nostro ordinata (Onofrio Panvinio, Annot. in Platina).* Das Buch befindet sich in der Athener Universitätsbibliothek.

[3] Liberius war Arianer, Anastasius Nestorianer, Honorius Monophysit, Johann XXIII. Atheist, die beiden andern Bezeichnungen passen für alle damaligen Prälaten. Siehe Platina, Stelle, Lesueur u. a.

sieht man keinen Grund, warum er die arme Johanna von der allgemeinen Amnestie sollte ausgenommen haben.[1] Man muß auch sagen, daß in jenen Zeiten, wie der fromme Baronius mitteilt, „Jesus und die Apostel fest schliefen, während schlimme Winde von allen Seiten wehten und gefährliche Wellen das Schiff der Kirche bedeckten." Aber lassen wir das Mönchsgeschwätz beiseite und untersuchen wir, ob es, während Christus und die Apostel „in tiefem Schlafe ruhten," für eine Frau in männlicher Kleidung schwierig war, den Blicken der Priester zu entgehen und sich die Schüssel des heiligen Petrus anzueignen.

Sehen wir zunächst, wie es damals in Rom aussah. Um nicht gar zu weit zurückzugehen, beschränken wir uns lediglich auf das Jahrhundert Johannas und das nach ihr, in welchen sich, wie wir von allen damaligen Historikern erfahren, die Gesellschaft im Occident infolge der Herrschsucht, der Habgier und der Niedertracht der Priester in einem jämmerlichen Zustande befand.[2] Die Korruption war so allgemein, daß jeglicher Verstoß ungestraft blieb Damals begann man den Papst ohne Mitwirkung des Kaisers zu wählen, unter ihnen Leo IV. und Sergius II.[3] Nach Baronius, dessen wertvolles Zeugnis wir getreu übersetzen, „wurde die Wahl der Prälaten nicht mehr von den Klerikern vollzogen, ja es wurde nicht einmal mehr ihre Zustimmung nachgesucht; die kirchlichen Regeln wurden mißachtet, die päpstlichen Verfügungen mit Füßen

---

[1] Bei den Juden, welche dem Anschein nach nicht an ein jenseitiges Leben glaubten, war die Strafe für die Sünden im Diesseits ein zur Zügelung der Schlechtigkeit notwendiges Dogma. Daher sehen wir Gott im Alten Testament sein Volk mit Epidemien, Heuschrecken, Hungersnot u. dgl. heimsuchen. Bei uns Christen aber, die wir nach dem Tode Lohn oder Strafe erwarten, wird jeglicher Eingriff von droben in irdische Dinge überflüssig; zudem dünkt es uns Gottes unwürdig, den Staatsanwalt oder Henker zu spielen.

[2] *Dormiebat tunc plane alto, ut apparet, sopore Christus in navi, cum hisce flantibus validis ventis navis ipsa fluctibus operiretur. (Baronius, Annal. eccles. Bd. X S. 461.)*

[3] Chronik von Bayern, Buch IV.

[4] Letzterer hieß vorher *Bocca di porco,* d. h. Schweinemaul, aber da er diesen Namen für einen Papst unpassend fand, änderte er ihn in Sergius um und seitdem herrschte die Gewohnheit, den Namen der Päpste abzuändern, damit sie, wie Chalkokondyles sagt, erhabener erschienen.

getreten, die Traditionen und geheiligten Zeremonien bei der Wahl des Oberhirten der Kirche vollkommen vernachlässigt, und von den alten Gebräuchen blieb nicht eine Spur erhalten, sondern eine unersättliche Herrschsucht, die vom Arm der weltlichen Machthaber beschützt wurde, nahm alles für sich in Anspruch".[1] Viele Wahlen wurden gewaltsam vollzogen, oft stellten gegnerische Parteien zu gleicher Zeit zwei Päpste auf, die von einem mit Prügeln bewaffneten Pöbelhaufen begleitet mit Steinen und Knütteln um den heiligen Stuhl kämpften. Der Besiegte wurde verstümmelt und ins Gefängnis oder in den Tiber geworfen. Unmittelbar nach dem Tode Johannas gelingt es dem Priester Anastasius, obwohl er von einem zahlreich besuchten Konzil exkommuniziert worden ist, mit Hilfe der französischen Gesandten sich von einigen Aufrührern wählen zu lassen; an der Spitze einer Schar Soldaten stößt er die Tore der Peterskirche ein, verbrennt die Akten des Konzils, dann zieht er zum Lateran, reißt dem ehrwürdigen Benedikt die Tiara von seinem grauen Haupte, zerschlägt den Krummstab auf dem Rücken des unglücklichen Greises, tritt ihn selbst mit Füßen und steigt auf den heiligen Stuhl. Solche Szenen fielen damals nicht auf; sehr viele Pontifices oder Pseudopontifices, wie sie Baronius nennt, stiegen über Leichen auf den Thron.[3] Diejenigen, welche zu feig waren, sich seiner mit Gewalt zu bemächtigen, nahmen zur List und Simonie ihre Zuflucht. Marinus II. erkaufte die Tiara von dem Grafen Toscanelli, Formosus von dem Herzog von Spoleto mit dem Golde, welches er als Steuern von den leichtgläubigen Bulgaren eingetrieben hatte. Bonifatius VI., nach Baronius[2] ein „abscheuliches Ungeheuer", erkaufte, obwohl als Mörder und Ehebrecher seines Amtes entsetzt, an demselben Tage die Vergebung seiner Sünden und den heiligen Stuhl; kurz

---

[1] *Nusquam cleri eligentis vel postea consentientis aliqua mentio, canones omnes pressi silentio, decreta Pontificum suffocata, proscriptae antiquae traditiones veteresque in eligendo Pontifice consuetudines sacrique ritus. Omnia vindicaverat sibi libido saeculari potentia percita (Baronius, Ann. eccles. Bd. I S. 561).*

[2] Platina, Leben der Päpste. Siehe auch die anonym erschienene „Geschichte des Papismus", Brüssel 1842, Bd. III, ferner Lesueur, Jurieu u. a.

[3] *Annal. eccles. ad annum 987.*

darauf starb er durch Giftmord oder, wie Baronius sagt, an den Folgen der Völlerei. Mit einem Worte, die Wahlen der Päpste fanden damals auf offener Straße durch Gold und Knüttel, Dolchstöße und Bestechung statt.

Kurz nachher ändern sich die Verhältnisse, aber sie bessern sich nicht. Der heilige Stuhl gerät unter die Herrschaft von Weibern. Die verführerische Theodora und ihre beiden Töchter Marontia und Theodora die Jüngere sind die einzige in Rom verehrte Trinität, welche Päpste auf den Thron erhebt und um ihre Hüfte, oft jedoch auch um ihren Hals,[1] den Strick legt.[2] Kardinäle, Bischöfe, Konsuln, Patrizier küssen demütig knieend den Saum des Purpurgewandes dieser abscheulichen Weiber. „Was tatest du damals, allerheiligste, aber auch unglückliche Kirche," ruft Baronius als ein zweiter Jeremias, „als Rom den Winken jener allmächtigen und schändlichen Hetären gehorchte, welche Bischofwürden verteilten, Päpste einsetzten und, was das Schlimmste war, ihre Liebhaber und deren uneheliche Kinder auf den Stuhl Petri erhoben?" Da sich dem Anschein nach die Sitten gemildert hatten, wird das, was man früher mit Gewalt durchgesetzt hatte, nun durch feinere Mittel erreicht, und die Wähler, welche früher durch Prügel gezwungen worden waren, werden jetzt durch Küsse gewonnen. So oft die unermüdlichen Lippen Theodoras und ihrer Töchter nicht ausreichen, um die Menge zu befriedigen, nehmen sie die halbnackten Dirnen der römischen Bordelle zu Hilfe und durchziehen an der Spitze dieser gemeinen Schar in losen Gewändern die Straßen der ewigen Stadt, dringen in die Kirchen und die Schenken und werben in beiden Anhänger für ihren von Weibern aufgestellten Kandidaten. In dieser Weise wurden acht Päpste hintereinander gewählt, lauter Liebhaber oder Söhne dieser Weiber, Päpste, welche Bischof Genebrard statt apostolisch apo-

---

[1] Johann X., der Geliebte Theodoras, wurde auf Befehl ihrer Tochter Marontia erdrosselt. Siehe Sismondi, *Republ. ital.* am Anfang von Bd. II und Liutprand (apud Reiber, vol. IV).

[2] *Chronic.* zum Jahre 901. Siehe darüber die Bruys zugeschriebene „Geschichte der Päpste", Haag 1732, Bd. II (auf der Athener Universitätsbibliothek), Sismondi, *Republ. ital.* Bd. I und Liutprand (*apud* Reiber, *vol.* I).

statisch nennt.[1] Wenig später schrieb der englische König Eduard in einem Briefe an die Bischöfe seines Reiches: „In Rom sieht man nichts anderes als Trunkenbolde, die sich selbst auf den Straßen der Völlerei hingeben und umhertaumeln. Die Zellen der Priester sind Schlupfwinkel von Prostituierten und Sodomitern. Selbst im Palast des Papstes werden Orgien gefeiert, die einer Messalina würdig wären. Statt frommer Lieder und Psalmen hört man nur Trinklieder und Fußgestampf von Tanzenden.“[2]

Ein andres Zeugnis der viehischen Zügellosigkeit in dieser Epoche finden wir in einer Predigt eines Priesters, namens Clerus, welcher von der Kanzel herab folgenden Ausspruch tat: „Früher fischte der Teufel die Sünder einzeln mit einem kleinen Angelhaken, jetzt fängt er sie scharenweise in einem großen Netz. Damals verheirateten sich alle, heute treiben sie wie Hunde auf den Straßen Unzucht. Einst kannten betagte Diakonen das nicht, was jetzt fünfzehnjährige Chorknaben tun. Ihr alle seid Kuppler, Wucherer, Gotteslästerer, Urninge, Hurer und Adjutanten des Teufels geworden, der euch im großen Höllenpfuhl braten wird, wo Heulen und Zähneklappen ist.“

Nach dem Chronisten Flodoard von Rheims „begnügten sich die damaligen Priester nicht, sich in den Weinschenken zu betrinken, sondern sie wandelten die Vorhallen der Kirchen in Kneiplokale um, in denen der Wein an den offiziellen Festtagen in Strömen floß. In dem geweihten Umkreis vieler Gotteshäuser und Klöster hatte man dauernde Schankstätten, *cauponaria officina,* eingerichtet. Die die Messe zelebrierenden Priester traten oft, statt vor dem heiligen Abendmahl zu fasten, so mit Fleisch und Wein überladen vor den Altar, daß ihnen übel wurde und sie den Leib des Herrn auf den Abendmahlstisch spieen. Dies geschah nicht nur einfachen Priestern, sondern oft auch Bischöfen, die im goldgestickten Meßgewand zelebrierten.“

Die Überzeugung, daß die Sitten der Geistlichen nicht zu bessern seien, veranlaßte die Verfasser der heiligen Kanones zur

[1] Dieses wertvolle historische Schriftstück ist uns von dem Bischof Alfred von Reinwall erhalten worden. Siehe auch die in Brüssel anonym erschienene zehnbändige „Geschichte der Päpste“, speziell Bd. III.

[2] *Clerei: Quadragesima feria ante Pascha (apud Potter).*

Veröffentlichung eines Gesetzes, durch welches den Laien verboten wurde, einen Priester für schuldig zu halten, selbst wenn sie ihn *in flagranti* ertappten. „So oft ihr einen geweihten Priester euer Weib umarmen seht," befiehlt das kanonische Recht, „sollt ihr meinen, daß er dies tut, um sie zu segnen."[1] So groß war die Zügellosigkeit des damaligen Klerus; sehen wir nun, ob seine Unwissenheit geringer war.

Wenn wir irgendeine von den Schriften über jene Epoche durchblättern, finden wir Stellen, wie die folgende: „Im Jahre 846" — also neun Jahre vor Johanna — „waren die Priester so unwissend, daß sie die Kinder *in nomine Patria, Filia et Spirita sancta* statt *in nomine Patris, Filii et Spiritus sancti* tauften; da sich das Übel fortwährend steigerte, hielt man es für nötig, ein Gesetz zu erlassen, nach welchem die Priester nachweisen mußten, daß sie das Vaterunser verstanden."[2]

An einer andern Stelle heißt es: „In den Litaneien rief man die heiligen Orichel, Roguel und Tobichel statt Raphael, Michael und Gabriel an, bis ein Konzil sich versammelte und erklärte, diese Engel seien ganz einfach Dämonen und Genossen des Sabaok, Astaroth und Enia."

Der obenerwähnte Clerus erzählt, daß „viele Diebe, welche zu kommunizieren wünschten und fürchteten, für die Vergebung ihrer Sünden dem Geistlichen einen Teil des Gestohlenen geben zu müssen, umherziehenden Priestern beichteten, die weder italienisch noch lateinisch verstanden, sondern nur das Patois ihres Heimatortes sprachen. Diese zogen in den Städten und Dörfern umher und verkauften die Vergebung der Sünden für einen billigen Preis, oft für eine Flasche Wein."[3]

Alle diese aus leicht zugänglichen Büchern entnommenen Belege, die ich leicht vermehren könnte, habe ich nicht zwecklos oder aus einfacher Skandalsucht angeführt, sondern um den nunmehr wohlunterrichteten Leser zu überzeugen, daß es in einer Epoche, in welcher keine für die Wahl der Päpste geltende Vorschrift mehr beobachtet wurde, in welcher die Kurtisanen all-

---

[1] *Decretal. Teil I, Kap. VIII (apud Potter).*

[2] Potter, Geschichte des Christentums, Bd. III.

[3] *Mabillon, Vetera analecta, Bd. I S. 682.*

mächtig, die Priester ungebildet und das Volk eine Herde von Tieren war, für eine schlaue, kluge und kühne Frau, welche ihr Geschlecht von Kindheit an unter männlicher Kleidung verborgen und jahrelang öffentlich Theologie gelehrt hatte, keineswegs schwierig war, unwissende, leichtgläubige und durch Trunksucht abgestumpfte Priester zu täuschen.

Aber wie brachte es Johanna zustande, so viele Jahre hindurch ihr Geschlecht zu verbergen?

Auch auf diese Frage ist die Antwort leicht und läßt sich in der Kirchengeschichte finden. Seit den ersten Zeiten des Christentums hat es tatsächlich nicht an Frauen gefehlt, die in frommem Eifer in Männerklöstern Zuflucht suchten und in der Mönchskutte allen verborgen blieben. Außer der heiligen Thekla, welche dem heiligen Paulus als Mann verkleidet auf allen seinen Reisen folgte, und der Margareta Pelagiana, die nach der „goldenen Legende“[1] in der Brautnacht aus dem Brautgemach entfloh und sich in einen „Pferch von Mönchen“ zurückzog, wo sie sich Pelagianus nannte, ferner mit Übergehung von Verkleidungen noch andrer Frauen, deren die Annalen der Kirche Erwähnung tun, beschränken wir uns auf die geschichtlich am besten beglaubigten Beispiele. Unter der Regierung des Kaisers Galienus gelang es Eugenia, der Tochter des Präfekten Philipp von Alexandrien, nachdem sie viele Jahre mit Mönchen zusammengelebt hatte, sich sogar zum Abt des Klosters wählen zu lassen, von allen unerkannt, bis sie der Verführung einer Jungfrau angeklagt wurde und als unwiderleglichen Beweis ihrer Unschuld ihre weiblichen Brüste vorzeigte.[2] Noch

---

[1] *Legenda Aurea,* ein von einem gewissen Jacobus Voraginus aus dem Dominikanerorden im 13. Jahrhundert verfaßtes Buch, von welchem der gelehrte Dufresnois sagt, daß es „ebenso viele Dummheiten wie Worte enthält.“ *(Meth. hist., Bd. III S. 225).* Jedoch sind alle neueren Ausgaben, unter ihnen auch die in der Athener Universitätsbibliothek, durch die jeweiligen Herausgeber von den gröbsten Verstößen gereinigt worden, so daß derjenige, welcher dieses ungeheuerliche Elaborat in der Fülle seines Blödsinns bewundern will, die venetianischen Ausgaben von 1478 und 1496 einsehen muß.

[2] Zum Lobe Eugenias verfaßte im 5. Jahrhundert Alcimus Avitus, der Bischof von Vienne in Frankreich, ein lateinisches Gedicht, welches mit den Versen beginnt:

erstaunlicher ist, was wir bei Nicephorus Callistus[1] über eine andre wunderbare Frau, namens Theodora, lesen. Nachdem sie sich während der Nacht ihrem Liebhaber hingegeben, der ihr versichert hatte, der Höchste „habe nicht, wie die Katzen, die Fähigkeit zu sehen, was im Dunkeln geschehe," merkte sie, daß sie Gott, den Allgegenwärtigen, beleidigt habe. Sie vergaß ihren Reichtum und ihre vornehme Geburt und trat unter der Kutte eines Mönchs in ein Kloster ein; aber auch dort fand sie die ersehnte Ruhe nicht. Ein junges Mädchen verliebte sich in den unbärtigen Mönch, und da es nicht ahnte, warum sein Entgegenkommen von ihm unbeachtet gelassen wurde, ganz im Gegensatz zu den sonstigen Mönchsgewohnheiten, übte sie Vergeltung an ihm und ergab sich einem andern Mönch. Als sie sah, daß ihre Formen sich rundeten, beschuldigte sie die arme Theodora, sie in diesen interessanten Zustand versetzt zu haben. Theodora leugnete hartnäckig bis zuletzt, wollte sich aber um keinen Preis zu erkennen geben. Aus dem Kloster verjagt, zog sie das fremde Kind auf, als ob es ihr eigenes wäre, obwohl sie sich von der Verleumdung dadurch hätte rein waschen können, daß sie den Richtern einige Kleinigkeiten enthüllte. Als die Zeit ihrer Buße verstrichen war, kehrte sie ins Kloster zurück und lebte dort im Besitz der größten Vorrechte, sogar desjenigen, daß ihr die wilden Tiere gehorchten. Erst nach ihrem Tode wurde ihr Geschlecht von den Leichenbestattern erkannt.

Im 12. Jahrhundert lebte die heilige Hildegunde, ermutigt durch den Erfolg dieser Frauen, vielleicht auch durch den Johannas, bei den Mönchen von Citeaux; sie nahm den Namen Joseph an und wurde nach ihrem Tode als Heilige verehrt.[2]

Beim Durchblättern des „Italienischen Museums" von Mabillon habe ich in demselben eine Anekdote gefunden, welche dieser Schriftsteller aus einem alten Chronikwerk ausgegraben hat. Der

---

Eugeniae dudum toto celeberrima mundo
Forma fuit, dum dat Christi pro nomine vitam.

Guizot (Histoire de la civilis. en France, 3. Vorlesung) trägt kein Bedenken, dieses Gedicht dem „Verlorenen Paradies" von Milton gleichzusetzen.

[1] Kirchengeschichte, Bd. II S. 739 (Paris, 1630).

[2] *Trithemius, Chronicon* zum Jahre 1128.

Verfasser des letzteren war ein Mönch, namens Herembert, welcher ungefähr dreißig Jahre nach der Päpstin in der Lombardei lebte. Nach der Angabe dieses Mönchs, dessen Schwätzereien ich nur als Beweis für den damals weit verbreiteten Glauben an die Verkleidungen von Frauen anführe, träumte der Fürst von Benevent, Arechisus, daß das damalige Oberhaupt der oströmischen Kirche ein Weib sei, und da er diesen Traum für eine Offenbarung von oben hielt, beeilte er sich, seine Vision durch Gesandte in Konstantinopel bekannt zu geben; die dortigen Priester, durch die Botschaft erschreckt, drangen unvermutet beim Patriarchen ein, den sie entblößten, als Weib erkannten und nackt aus dem Patriarchat verjagten. Aber von einem weiblichen Patriarchen ist niemals und von niemand die Rede gewesen; historisch wichtiger ist jedoch der Umstand, daß in jener Zeit kein Patriarch mit Gewalt von dem Stuhl in Byzanz vertrieben wurde. Im Gegenteil, Niketas, nach Theophanes ein Eunuch, starb als Patriarch, sein Nachfolger Paulus dankte freiwillig zugunsten des Tarasios ab, welcher im Jahre 806 gottselig starb. Der nächste Patriarch, Nicephorus, wurde von Leo dem Armenier in einem Kloster gefangen gehalten und beschloß nach dem Zeugnis aller Geschichtsschreiber daselbst sein Leben unter Fasten und Beten. Theodot, der Nachfolger dieses, war noch ziemlich lange nach des Arechisus Tode Patriarch. Daraus geht also hervor, daß die Lateiner, die sich damals im vollständigen Schisma befanden, das bei ihnen Geschehene auf die Byzantiner abzuwälzen suchten und sie beschuldigten, sie hätten die Schmach des byzantinischen Stuhles Rom zugeschrieben.[1] Darüber jedoch wollen wir später reden.

Außerdem ist zu bemerken, daß zur Entstehung dieser Täuschung nicht wenig die bei den Occidentalen herrschende Gewohnheit des Rasierens beitrug, die damals selbst bei den Mönchen allgemein war, wie wir von Muratori[2] erfahren; nach ihm „schoren die Diener Gottes Haupt- und Barthaar zum Zeichen der Demut, wie auch bei den Römern die Sklaven taten.“ Chalkokondyles schreibt dieser Sitte das Gelingen der Pläne Johannas zu: „denn

---

[1] S. Baronius, Chronik, Bd. I S. 75.
[2] *Antiquit. ital. medii aevi, dissertat. XXIII.*

es wurde nicht offenbar, daß sie ein Weib sei, weil die Männer in Italien und jedem westlichen Lande gewöhnlich den Bart scheren,"[1] während dagegen die Orientalen das Rasieren als eine der Priester unwürdige Weichlichkeit betrachteten, ja „man ging sogar soweit, auch daraus den Lateinern einen Vorwurf zu machen," wie Papst Nikolaus an den Bischof Inkmar von Rheims in dem Briefe über die Verleumdungen der Griechen schrieb.[2]

Die übrigen Einzelheiten über Johanna enthalten nichts Unwahrscheinliches, wie sogar Blondel, ihr erbitterter Gegner, zugibt. So war ihre Reise nach Athen eine natürliche Folge ihrer warmen Verehrung der alten Literatur. Freilich wissen wir nichts Genaues über das damalige Athen, aber es enthielt, wie es scheint, noch viele Denkmäler des alten Ruhms, welche noch standen, und die griechische Sprache war noch lebendig. Denn Erigenes, der Übersetzer des Areopagita, erlernte sie gründlich im 9. Jahrhundert zu Athen. „Ich besuchte," sagte er in einer auf der Oxforder Bibliothek befindlichen Handschrift, „die Tempel und Hallen, in welchen die Philosophen umhergingen und ihre Werke ausdachten; ich fragte alle Gelehrten, von welchen ich etwas über die alte Philosophie zu lernen hoffte."[3]

Endlich hat man die deutsche, nach andern englische Herkunft Johannas als ein Hindernis betrachtet, auf den päpstlichen Stuhl zu gelangen. Aber das ist ein Irrtum; denn zu jener Zeit war die Erlangung der Papstwürde noch kein ausschließliches Vorrecht der römischen Kardinäle, sondern Griechen, Syrer, Thracier und Galater sind Päpste gewesen und haben zum Teil, da sie erst kurze Zeit in Rom lebten, nicht einmal lateinisch gekonnt.[4] Ihre Entbindung aber, von der sie vor der Zeit und plötzlich bei einer Prozession überrascht wurde, wird von Launoy und Blondel selbst als wahrscheinlich angesehen, so daß ich zum Schluß dieses Kapitels wohl berechtigt bin, mit Platina zu sagen: „Ich finde nichts Unwahrscheinliches dabei."

---

[1] *Chalcocondyles*, Bonner Ausgabe, Buch VI, S. 303.

[2] *Act. concil.*, Bd. VIII, S. 471.

[3] Conon, ein Papst des 7. Jahrhunderts, war Thrazier; Johann VI. (im 6. Jahrhundert) war Grieche; Sisinius, Konstantin und Gregor III. waren Syrer. Siehe *Tavola cronologica dei Papi* von Ludwig Vima (Turin 1842).

Bevor ich jedoch die Wahrscheinlichkeitsgründe abschließe, kann ich der Versuchung nicht widerstehen, die „fabelhafte" Geschichte Johannas mit einigen andern zu vergleichen, die uns ihre Gegner als sicher und unzweifelhaft überliefern, so oft es sich darum handelt, durch dieselben die päpstliche Machtfülle zu stützen. Wenn diejenigen, welche diese Absurditäten an den Mann zu bringen suchen, dem guten Johann Chifflet[1] oder den Kompilatoren der *Legenda aurea* oder selbst dem Nicephorus Kallistus glichen, wäre eine solche Vergleichung wertlos; aber es befinden sich auch ernste Autoren von bewundernswertem Wissen darunter: der gelehrte Baronius mit seinen Annalen und Kommentaren zum Martyrologium, der kenntnisreiche Sacconius mit seinen „Lebensbeschreibungen der Päpste", Wzovius mit seiner Fortsetzung der Annalen des Baronius[2] und viele andere, welche miteinander wetteifern, unbeglaubigte Dinge mit großer Gelehrsamkeit zu behaupten. Um diesen Männern nachzueifern, hat wahrscheinlich unser Landsmann Ikonomos der Welt sein vierbändiges Werk über die Septuaginta geschenkt.

Ich wähle aus diesen Geschichten das aus, was am wenigsten weit geht, gestehe aber, nicht einsehen zu können, wie Baronius, der den ganzen synonymischen Wortschatz der lateinischen Sprache erschöpft, um die Überlieferungen über Johanna als „unsinnig, von Anfang bis zu Ende lügenhaft, geistlos, dumm, kindisch, inhaltslos, frivol, töricht, einander widersprechend, jeder Wahrscheinlichkeit entbehrend" usw. hinzustellen,[3] gleich darauf mit solcher

---

[1] Dieser Johann aus der gelehrten Familie der Chifflet, welche zwei Jahrhunderte hindurch mittelalterliche Manuskripte herausgaben und kommentierten, verfaßte mehrere Werke über die kirchlichen Altertümer, in welchen er alle Schwätzereien der Legendenschreiber unterschiedslos zusammenstellte, darunter eine Abhandlung über die Päpstin, die ich nirgends aufzufinden vermochte.

[2] Siehe darüber die „Methode" von Dufresnois, Bd. III, in dem Verzeichnis der Kirchenschriftsteller.

[3] *Baronius, Annal. eccles. X, p. 75.* Für die mit synonymischen Studien Beschäftigten setze ich die lateinischen Worte her: *fabulas indoctas, omni parte mendaces, insulsas, ineptas, vanas, frivolas, varias sibi contradicentes, se invicem dissolventes, nulla verisimilitudine subsistentes.*

Ernsthaftigkeit den Einsturz des Friedenstempels in Rom in der Geburtsnacht Jesu[1] erzählt — ein solches Bauwerk war, wie es scheint, für denjenigen überflüssig geworden, der gekommen war, „nicht den Frieden, sondern das Schwert zu bringen“ —, ferner die Übersendung seines eignen wundertätigen Bildes von seiten Jesu an den König von Edessa, Abgar, welches genügte, um den Belagerer der Stadt, Chosroes, in die Flucht zu schlagen,[2] den Episkopat des Areopagita in Paris,[3] das Martyrium von elftausend Jungfrauen in Köln,[4] den Schlaf der sieben Epimeniden von Ephesus von der Regierung des Decius bis zu der Theodosius des Jüngeren, etwa 200 Jahre,[5] die Rache des Bischofs Benedikt von Auxerre, welcher den König und die Königin der Bretonen entthronte und einen Hirten und eine Hirtin auf den Thron setzte, welche um seinetwillen das einzige ihnen übriggebliebene Kalb geschlachtet hatten,[6] und andre derartige Torheiten, von denen die Chroniken der Kirche strotzen. Vergleichen wir dies mit dem über Johanna Erzählten, so bemerken wir, daß es auf Grund des unsicheren Zeugnisses eines oder nur zweier wenig glaubwürdiger Chronographen überliefert worden ist. So reden z. B. von dem Einsturz des Tempels in Rom, welchen Baronius als „sicher“ betrachtet, weder die Evangelisten noch die Kirchenväter noch ein andrer Historiker irgendwelcher Konfession, sondern wir haben als einzigen Bürgen Peter Damian, welcher zehn Jahrhunderte danach schrieb; über das Bild in Edessa, von welchem sich keine Erwähnung bei Prokop oder bei dem die Beziehungen des Heilands zum König von Edessa eingehend schildernden Eusebius findet, spricht nur Euagrius im 6. Jahrhundert, während die Geschichte der Päpstin mehr als 500 Schriftsteller berichten, die gleichzeitig oder kurz nachher lebten und alle den Ort, die Zeit und die übrigen Umstände genau wiedergeben. Außerdem kann jeder, der sich die Finger beim Durchblättern verschimmelter Folianten

---

[1] *Baronius, Chronic. ann. 35.*
[2] Ebenda, *ann.* 31.
[3] Ebenda, *ann.* 109.
[4] Ebenda, *ann.* 237 und Jacobus de Voragine, Kap. XIV.
[5] C. Baronius, ebenda, *ann.* 254.
[6] Ebenda, *ann.* 712 und *Legenda aurea.*

des Mittelalters beschmutzen mag, zu der Quelle gelangen oder sich ihr wenigstens nähern, aus welcher diese Fabeleien entspringen. So hat die Erzählung bei Gregor von Tours[1] über den angeblichen Bischof Dionys von Paris infolge der Verwechselung mit dem gleichnamigen Areopagita, ebenfalls Bischof und Märtyrer, einige Unwissende oder auch fanatische Anhänger der gallikanischen Kirche veranlaßt, im 4. Jahrhundert den Zeitgenossen des heiligen Paulus, den Areopagita, zum Bischof von Paris zu machen; die Geschichte von den sieben in Ephesus Schnarchenden ist offenbar der Erzählung des Laertius über Epimenides nachgebildet, welcher volle 16 Jahre in einer Höhle schlief; endlich die Legende von den elftausend Jungfrauen führen die Archäologen auf die falsche Lesung einer Inschrift in Köln zurück. Auf dieser findet man die Zeichen XIMV, das ist *undecim martyres virgines,* elf Jungfrauen als Märtyrerinnen; dafür haben einige *undecim milia virginum* gelesen, elftausend Jungfrauen.[2] Es wäre ermüdend und reizlos, jedoch nicht erfolglos dem Ursprung auch der andern Fabeln nachzuforschen. Sehen wir nunmehr zu, zu welchen Extravaganzen sich diejenigen verstiegen haben, welche den Ursprung der „Fabel" von der Päpstin nachzuweisen versuchten.

Übergehen wir mit Stillschweigen die wertlose Hypothese von Onuphrius, welcher die Tradition von einem weiblichen Papst auf die mädchenhafte Schönheit des Sohnes der Morantia zurückführt; letzterer, namens Oktavianus, bestieg als 18jähriger Jüng-

---

[1] *Gregorii Turonensis Historia eccles. lib. XVIII* (kürzlich in einem französischen Auszug in der Klassikersammlung von Didot erschienen). Der hier erwähnte Dionys wurde während der Valerianischen Verfolgung auf dem Montmartre *(mons martyrum)* enthauptet, nahm seinen abgehauenen Kopf unter den Arm und marschierte eine ziemlich weite Strecke, um ihn an dem nach ihm benannten Orte St. Denis zu begraben, wo sich deshalb auch die Gruft der französischen Könige befindet.

[2] Bei meiner Durchreise durch Köln im Jahre 1864 besuchte ich die eigens für die Aufnahme der Reliquien dieser Jungfrauen erbaute Kapelle. Während ich die pietätvoll in Glaskästen hübsch übersichtlich geordneten Reliquien gebührend bewunderte, fragte ich den Cicerone, wie in diesem feuchten Klima und seit so vielen Jahrhunderten die Konservierung jener zerbrechlichen Schädel möglich gewesen sei. Ich erhielt die ungenierte Antwort: „Man ersetzt sie durch andere, wenn sie vermodert sind."

ling den päpstlichen Thron, mehr als 100 Jahre nach Johanna; ebenso unbeachtet lassen wir die Hinweise des Griechen Leon Allatius auf eine Zauberin Thiota, welche durch ihre Prophezeiungen die Menge in Aufregung versetzte,[1] und die Deutungsversuche von Aventin und Corbière, die von den Gegnern der Päpstin selbst wegen ihrer Ungereimtheit unbarmherzig verspottet werden, sowie auch die allgemeiner angenommene Meinung, der zufolge Johanns IX. Nachgiebigkeit gegenüber den Ansprüchen des Photius als ein Zeichen der Weiblichkeit gedeutet wurde.[2] Wir wollen uns lediglich auf die Erklärung des Baronius beschränken, von dem wir auch etwas mehr Ernst und Gewissenhaftigkeit zu erwarten berechtigt sind. Nach ihm sind die Angaben über Johanna auf die Überlieferung von einer Frau zurückzuführen, die in Konstantinopel die Patriarchenwürde erlangte. Da diese Stadt manchmal Neurom, zuweilen auch schlechtweg Rom genannt wird, so meint er, aus dieser gleichen Namengebung erkläre sich die Verwechselung. Als Beweis führt er außer dem schon erwähnten Traum des Arechisus einen Brief Leos IX. an, welcher an den Patriarchen Michael Cerularius gerichtet ist[3] und

[1] *Confutatio fabulae de Johanna § III.*

[2] Hier ist zu bemerken, daß Allatius in seinem Werke über das achte Konzil ausdrücklich die Anerkennung des Photius seitens des Papstes Johann verwirft und vermutet, der berüchtigte Patriarch habe die Akten des Konzils und die Briefe des Pontifex gefälscht. Aber selbst wenn man sie für echt hält, findet man in ihnen nichts den römischen Stuhl Erniedrigendes oder etwas, das Johann als weibisch denkenden Mann charakterisierte. Denn die Anerkennung des Photius verlangte Kaiser Basilius selbst durch eine Spezialgesandtschaft und versprach als Gegendienst seine Hilfeleistung gegen die Italien verheerenden Sarazenen. Aber niemand unter den Zeitgenossen hat den Pontifex spöttisch „Johanna" genannt oder seine Politik als weibisch geschmäht, im Gegenteil, alle haben seine Handlungsweise als von den Verhältnissen gefordert anerkannt. Daher erscheint es mir sehr ungereimt und für die Frauen äußerst schmeichelhaft, wenn die vielleicht einzige vernünftige Handlung dieses Papstes von den Neueren als weibisch angesehen worden ist.

[3] Diesen auch von Onuphrius Pambinius (Bd. I. S. 175) erwähnten Brief, von welchem eine italienische Übersetzung auf der Athener Universitätsbibliothek existiert, hält Dositheus, der Patriarch von Jersusalem, nicht für echt, weil, wie er sagt, Leo, der augenscheinlich den Zusatz filioque zum Symbolum gemacht hat, vom Konzil von Konstantinopel exkommuniziert

die Worte enthält: „Ich trage Bedenken, an das allgemein verbreitete Gerücht zu glauben, nach welchem ihr, nicht genug, daß ihr Eunuchen auf den Patriarchenthron erhebt, sogar ein Weib zum Oberhirten erwählt habt. Die Abscheulichkeit einer solchen Handlung und unser brüderliches Wohlwollen gegen euch hindern mich, an die Wahrheit des Gerüchtes zu glauben. Erinnere ich mich jedoch an eure Leichtherzigkeit bei der Befolgung der heiligen Regeln und an die Eunuchen, welche Patriarchen gewesen sind, so bin ich genötigt, auch das übrige für möglich zu halten." So weit der Brief Leos, dessen Besprechung Baronius mit den Worten schließt: „Was das Gerücht über die Kirche von Konstantinopel behauptete, ist von den schismatischen Griechen sofort auf die römische Kirche angewendet worden, und Marianus Scotus hat daraus die Fabel von der Päpstin Johanna entlehnt." Hier nehmen wir des Lesers ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, damit er sich mit uns wundert, wie weit pfäffische Unverschämtheit zu gehen vermag. Die obige Stelle, aus der wir erfahren, daß die Griechen den Franken ihren eigenen Schandfleck angedichtet haben, findet sich auf der 75. Seite des 10. Bandes der Chronika, auf Seite 77 desselben Buches macht Baronius, der vergessen hat, was er eben geschrieben, und die Griechen, welche er der Verleumdung geziehen, als Bundesgenossen gegen die Päpstin nimmt, aus ihrem Schweigen ein siegreiches Argument und betrachtet sogar die Stelle bei Chalkokondyles als eingeschoben!

Nachdem er jedoch mit Hilfe der Griechen das „phantastische Ungeheuer" abgetan, tritt sie der undankbare Kardinal mit Füßen und beleidigt sie wieder. „Die schmähsüchtigen Schismatiker", ruft er aus, „wären lieber geplatzt als daß sie geschwiegen hätten, wenn bei uns etwas derartiges geschehen wäre." Die in all diesem

---

wurde. Wie sollte er also derartiges geschrieben haben? Was die Eunuchen betrifft, so ist das was er sagt, falsch, weil der Kanon nur die freiwilligen Eunuchen ausschließt, während er die von ihren Herren verstümmelten zuläßt, wenn sie sonst treffliche Männer sind (Geschichte der Patriarchen von Jerusalem, Buch VII, Kap. 12). Diese Bemerkungen des Dositheus sind richtig und zutreffend, aber im weiteren Verlauf seiner Darstellung nennt er nach mönchischer Unsitte den Papst Leo einen verächtlichen Menschen, Bösewicht, Galgenschwengel usw.

zutage tretende mönchische Unvernunft und mala fides überwältigen den Leser so sehr, daß er nicht weiß, wohin er sich wenden soll, um aus diesem schmutzigen Labyrinth herauszukommen; auch wir beeilen uns, aus ihm zu entweichen, und bemerken bloß, daß nie und von niemandem von einem weiblichen Patriarchen gesprochen worden ist; Leo, der das obige schrieb, beabsichtigte offenbar nur die Orientalen wegen der Wahl von Eunuchen zu verspotten, wir müßten denn etwa annehmen, er habe auch einen Traum wie Arechisus gehabt. Und dann, wie sollte man glauben, daß die Griechen auf ein einfaches Gerücht hin, welches von Leo erwähnt und als erlogen betrachtet wird, sich sofort beeilt haben sollten, den ganzen Roman von einer Päpstin zu konstruieren und mit tausend eigentümlichen Zügen auszuschmücken, während sie doch mit einem Schlag *in flagranti* der Lüge überführt werden könnten? Aber nehmen wir auch an, die Fabel sei auf die eine oder die andre Art erfunden worden, so ist der Umstand noch verwunderlicher, daß die bei den Lateinern angesehensten Historiker, unter ihnen dem Papste ergebene Bischöfe und Kardinäle, die Märchen der Griechen ohne weiteres annahmen und sie als faktische Tatsachen in den Archiven des Papsttums verzeichneten, ja daß sie sogar noch viele geschichtliche Beweise aufhäuften, um die Verleumdung der Orientalen noch glaubwürdiger zu machen. Nach Baronius müßte man annehmen, daß einer so gröblichen Täuschung Anastasius, ein Zeitgenosse Leos, der kritische Sigbert, der leidenschaftliche Papstfreund Marianus Scotus, ja alle katholischen Chronographen zum Opfer gefallen seien, die doch dasselbe erzählen. Anstatt einer solchen Annahme ziehe ich es entschieden vor, die Existenz Johannas als wahrscheinlicher zu betrachten.

Nunmehr komme ich zur Darstellung der bemerkenswertesten Zeugnisse für sie, wobei ich mehr Wert auf das Ansehen und die Klarheit als die Menge der Quellen lege, deren Verzeichnis bei Desmarets, Dositheus und Spanheim unendlich ist.[1]

[1] Bei letzterem werden über 500 Schriftsteller angeführt, welche die Päpstin erwähnen, aber viele von ihnen schlummern in einer Handschrift auf einer der verschiedenen Bibliotheken von Deutschland, andre sind nur einmal herausgegeben worden und deshalb nicht minder schwer zugänglich. Ich habe es darum vorgezogen, diejenigen zu zitieren, welche

Nach der Angabe dieses Deutschen geschieht der Päpstin zum ersten Male Erwähnung in einigen Handschriften Anastasius des Bibliothekars, eines Zeitgenossen, 50 Jahre später bei Radulph, einem Mönch und Erklärer des vierten Buches Mosis. Aber Blondel und Baronius behaupten, daß die Stellen bei Anastasius eingeschoben seien, während sie die Lebenszeit des Mönches Radulph ins 11. Jahrhundert setzen. Da wir nicht die genügenden Kenntnisse besitzen, um zwischen ihnen den Richter abzugeben, bemerken wir bloß, daß selbst aus dem Schweigen der zeitgenössischen und unmittelbar folgenden Chronographen noch kein Schluß auf die Nichtexistenz Johannas zu ziehen wäre. Denn die einen von ihnen, darunter Frekulph und Walafrid, sind vor dem Jahre 856 gestorben, die übrigen, wie Bischof Adam von Wien, Regino und die Verfasser der Chronik des heiligen Bertinus, haben sich lediglich auf die Erzählung der Taten der Könige von Frankreich und der Kaiser beschränkt und von vielen Päpsten nicht einmal die Namen erwähnt. Man darf auch nicht vergessen, daß nach den Befehlen des heiligen Stuhles Johanna in der Reihe der Päpste nicht mitgezählt werden durfte, wie wir von Martinus Polonus[1] und dem Griechen Dositheus erfahren; nach letzterem setzten die Chronographen nach Leo Benedikt III., „seinen legitimen Nachfolger, an, während sie die Närrin Johanna ausließen, die sich durch gottlose Prozeduren hatte wählen lassen."[2] Sehen wir nun sogar den gelehrten Baronius zweifeln, welche von den

---

in den bekannten Sammelwerken von Leibniz *(Scriptores rerum Brunsvicensium, 3 vol. in folio)*, von Pistorius *(Veteres scriptores rerum Germanicarum*, Frankfurt 1607), von Freher *(Germanicarum rerum scriptores*, Frankfurt 1600) und von Meibom *(Rerum Germanicarum tomi tres*, Helmstedt 1688) vereinigt sind. Diese haben außer den übrigen auch noch den großen Vorzug, in allen Bibliotheken zur Hand zu sein, außer der Athener, wo man nur Kompilationen Späterer findet. Die Benutzung dieser Quellenschriftsteller dürfte, zumal ihrer nur wenige sind und sie sich sämtlich in den genannten Sammelwerken befinden, weder schwierig noch allzu zeitraubend sein, falls man sich dazu entschließt, auf eine der vier Ausgaben der langatmigen Geschichte des Abbé Flori oder die Schwätzereien des Pater Kapeleti zu verzichten.

[1] Leibniz, *Script. rer. Brunsvic.*, Bd. II.

[2] *Dodecabiblos, Buch VII, Kap. 12.*

damaligen Päpsten er als rechtmäßig anerkennen und welche er streichen soll, dann meine ich, zumal er oftmals ganz willkürlich bei seiner Entscheidung verfährt, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Johanna, für einen Augenblick in dem Dunkel jenes finstern Jahrhunderts unsichtbar, bald wieder auftaucht, von unwiderleglichen Quellen bezeugt, sobald gewissenhaftere Geschichtsforscher ein wenig Ordnung in das wüste Chaos gebracht haben. Wie dem auch sei, Baronius zu gefallen und damit er uns seinerseits die bitteren Wahrheiten verzeihe, die uns über ihn entschlüpft sind, fangen wir mit Marianus an.

Dieser Historiker, der damaligen Sitte entsprechend nach seinem Vaterland Schottland Scotus zubenannt, verließ am Ende des 10. Jahrhunderts seine heimatlichen Berge und kam nach Köln, wo er Mönch wurde, von dort nach Mainz, wo er betend und schreibend sein Leben beschloß. Er verehrte den päpstlichen Stuhl bis zur Vergötterung; er wagte sogar für den Papst in dem berüchtigten Investiturstreit gegen Kaiser Heinrich IV. Partei zu ergreifen. Abgesehen davon gehörte Marianus durchaus nicht zu jenen Mönchen, bei welchen man auf jeder Seite Zeichen von Beschränktheit oder bösem Glauben findet, sondern er erfreute sich bei seinen Zeitgenossen solcher Wertschätzung, daß England, Schottland und Deutschland ihn als den ihrigen in Anspruch nehmen, so wie sich einst sieben Städte um Homer stritten. Wenn man also das Zeugnis eines solchen, noch dazu papstfreundlichen Schriftstellers als verdächtig verwirft, nach welchem auf Leo IV. ein Weib, Johanna, folgte, welche zwei Jahre, fünf Monate und vier Tage als Papst regierte,[1] wem sonst soll man dann mit größerem Recht Glauben schenken?

Sigbert, aus dem Städtchen Gembloux in Belgien, ein Mönch und geschätzter Chronikenschreiber, welcher gegen Ende desselben Jahrhunderts lebte, erzählt ebenfalls in seinen Annalen die Geschichte Johannas mit den wesentlichsten Umständen: *Fama est hunc Iohannem feminam fuisse* usw., das heißt wortgetreu

---

[1] *Marian. Scot., Chron. ad ann. 854* in der Sammlung des Pistorius, Bd. I. Über Marianus siehe das Lexikon von Bayle. Der gelehrte Vossius achtete diesen Mann so sehr, daß er allein auf sein Zeugnis hin Stellen des Eusebius und Kassiodor korrigierte.

übersetzt: Man sagt, dieser Johann sei ein Weib gewesen,[1] nur von einem ihrer Diener erkannt, welchem sie ein Päpstlein geboren.[2]

Otto, Bischof von Freising in Deutschland, ein Halbbruder Kaiser Konrads III. und Enkel Heinrichs IV., erwähnt in seiner bis zum Jahre 1146 reichenden Chronik den Papst Johann, welcher „ein Weib war“,[3] dasselbe bezeugen Gifrid Arthur und Gottfried von Viterbo,[4] welche in derselben Zeit lebten; die beiden letzteren setzen Johanna zwischen Leo und Benedikt an und bemerken nebenbei für den Leser, diese Frau sei unter den Päpsten nicht mitzuzählen.

Im 13. Jahrhundert erzählen sehr viele von Johanna, aber besonders bemerkenswert sind die Äußerungen bei Martinus Polonus[5] aus dem Orden der Dominikaner, dessen die gleichzeitigen Chronographen mit hohem Lob gedenken. Dieser Mann war lange Jahre Beichtvater der Päpste Johann XXI. und Nikolaus III. und wurde schließlich von letzterem als Bischof nach Polen gesandt; wenn daher irgendein Historiker in der Lage war, die Wahrheit genau zu kennen, so war es sicherlich dieser sowohl durch seinen Charakter als durch seine Stellung beim römischen Stuhl höchst vertrauenswürdige Martinus. Von ihm erfahren wir außer dem bereits Bekannten, daß Johanna als Kind englischer Eltern in Mainz geboren wurde, daß sie zwei Jahre fünf Monate und vier Tage Papst war, während einer Prozession niederkam und starb, und daß sie ohne Ehrerweisung direkt an der Stelle, wo sie gestorben, beerdigt wurde, ferner daß die späteren Pontifices diesen Platz vermieden und auf einem andern Wege nach dem Lateran gingen. Dies erzählt Martinus und fügt die Mahnung hinzu, die Frau nicht unter die Päpste zu zählen.

---

[1] Die Redensart „man sagt“ gebrauchen die Chronographen häufig wie die alten Griechen auch bei sicheren Tatsachen. Siehe Asopios, Geschichte der griechischen Literatur, Vorrede S. 186.

[2] *Sigeberti, Chronic. ad annum 839* (in der Leibnizschen Sammlung, Bd. I).

[3] *Othonis Frising., Chronic. ad annum 839* (Frankfurt 1720).

[4] In der Sammlung von Freher I, 1.

[5] *Martini Poloni, Chronic. ad annum 854, Scriptores rer. Brunsvic.*, Bd. II.

Der Leser sieht gewiß ein, wie unangenehm den Gegnern der Päpstin das bestimmte Zeugnis eines so bedeutenden Mannes sein mußte; daher haben sie denn auch auf jede Weise versucht, es aus der Welt zu schaffen, die einen durch die Behauptung, Martinus glaube offenbar selbst nicht an das, was er erzähle, die andern, er habe in einer Stunde guter Laune die Fabel ersonnen. Aber derartige Anklagen gegen einen solchen Mann waren einfach lächerlich; deshalb hat es Allatius aus Chios[1] für zweckdienlicher gehalten zu behaupten, die Stelle über die Päpstin sei in die Handschriften des Martinus von den Feinden der Kirche, d. h. den Protestanten, eingeschoben worden; derselben Meinung ist auch Pater Chifflet, welcher zur Bekräftigung derselben anführt, er habe „in der Bibliothek seines Vaters“(!), die verbrannt sei(!), eine Handschrift des Martinus gesehen, in welcher der Johanna keine Erwähnung geschehe.

Nichts Dümmeres und Unlogischeres als diese bei den Katholiken häufig vorkommende Behauptung über alte, von den Protestanten gefälschte Handschriften! Eine geradezu eiserne Stirn muß aber Allatius besitzen, um die Protestanten, die doch erst im 16. Jahrhundert erschienen sind, zu beschuldigen, in die Martinushandschrift eine Tatsache eingeschoben zu haben, welche so viele katholische Chronographen 200 Jahre vor der Reformation aus Martinus selbst abgeschrieben haben.[2] Wenn übrigens Fälschungen vorgekommen sind, liegt es dann nicht näher, dieselben den katholischen Besitzern der Manuskripte zuzuschreiben, die ein Interesse an der Streichung vieler Schändlichkeiten hatten, statt den Neuerern, denen nicht einmal der Zugang zu den Bibliotheken gewährt wurde? Und kein Protestant ist auch je als Fälscher angeklagt oder überführt worden, dagegen beschuldigen sogar katholische Schriftsteller oftmals die Mönche, in Handschriften Zusätze und Streichungen vorgenommen zu haben.

Im 14. Jahrhundert entdeckte Spanheim in der Leydener Bibliothek ein Zeugnis über Johanna, welches in keiner Hinsicht

[1] *Confut. fab.*, *§ 4.*

[2] Das erinnert an die äsopische Fabel: „Vor sechs Monaten hast du mich beleidigt,“ sagte der Wolf. „Damals war ich noch nicht geboren,“ antwortete das Lamm.

dem vorigen an Wert nachsteht; es ist dasjenige des Bischofs von Galizien, Bernhard Guy, Inquisitors unter Johann XXII. In seinem Chronikwerk *Flores temporum* sagt er: „Da ich mir vorgenommen habe, die der Erwähnung werten Taten der Päpste niederzuschreiben, habe ich eine ziemliche Anzahl von Chroniken durchgelesen und miteinander verglichen, um mir eine vollständige und genaue Kenntnis von allem zu verschaffen, zumal ich beobachtet habe, daß bei vielen Chronographen nicht geringe Differenzen in der chronologischen Fixierung der römischen Bischöfe und, was noch wichtiger ist, in der Darstellung ihrer Taten vorliegen." Nach diesem Vorwort setzt der ebenso gewissenhafte wie ins einzelne gehende Historiker, zur Biographie der Pontifices übergehend, Johanna an die ihr zukommende Stelle und erzählt ihre Geschichte so, wie wir sie bei Martinus lesen. Wir müssen es dem Leser überlassen zu entscheiden, ob der Verfasser in dem Wunsche, „die alten Chroniken zu korrigieren und untereinander durch eine ernste Kritik in Einklang zu bringen", ob ein Inquisitor und Verfolger der Albigenser, welche den heiligen Stuhl wegen der Päpstin schon zu verspotten pflegten, wohl die auf sie bezüglichen Nachrichten aufgenommen haben würde, wenn sie in der Epoche, in welcher er schrieb, irgendwie hätten angezweifelt werden können.

Nach Guy übergehen wir Johann von Paris, Siegfried von Meißen, Sozomenus, Barlaam, einen aus Kalabrien gebürtigen griechischen Mönch, und viele andere, die der interessierte Forscher bei Vossius nachschlagen kann, und kommen auf Amalrich von Auger, der im Jahre 1362 Papst Urban IV. die „chronologische Aufzählung der Bischöfe von Rom"[1] widmete. In diesem Buche findet sich folgende ganz neue Mitteilung über Johanna: „Anfangs führte dieses Weib ein vernünftiges und frommes Leben, dann aber wurde sie durch den Mißbrauch guten Essens dick, verfiel in Schwelgerei und wurde von einem aus der Dienerschaft schwanger."

Mit Beiseitelassung der großen Schar wenig bedeutender

[1] Das Manuskript dieses Werkes ist verloren gegangen, aber die auf die Päpstin bezügliche Stelle ist von Vossius *(Hist. lat.* S. 530) und von Leibniz *(Script. rer. Brunsvic.* Bd. I) abgeschrieben worden.

Zeugen gehen wir von dem berühmten Amalrich, dessen Chronik die Leydener Würmer aufgefressen haben, zu dem lorbeergeschmückten Petrarca über, dessen Liebespoesien vor diesem Unglück sicher sind, da sie in dem Bücherschrank und dem Gedächtnis aller Italienerinnen aufbewahrt werden. Als dieser Dichter am Grabe Lauras sein Schwanenlied gesungen hatte, zog er sich nach Venedig zurück, wo er seine letzten Jahre mit der Abfassung von Biographien der Kaiser und Päpste bis Gregor IX. verbrachte. In diesem Werke finden wir die überall erwähnte Johanna wieder und erfahren außer dem übrigen, daß der Höchste, erzürnt über eine solche Befleckung des heiligen Stuhles, „die Felder mit gräßlichen Heuschrecken heimsuchte."[1] Zur Zeit Petrarcas lebte in Florenz Johann Boccaccio, der anmutige und obszöne Verfasser des Dekamerone, der bis zum letzen Atemzuge die List und Verschlagenheit der Weiber besang. In schon vorgerücktem Alter verfaßte er ein lateinisches Werk *De claris mulieribus,* in welchem Johanna einen hervorragenden Platz unter den Heldinnen einnimmt und mit Semiramis verglichen wird.[2]

Doch kommen wir zum Schluß und beschränken uns darauf, die hervorragendsten Autoren in der unendlichen Reihe der Biographen der vielberufenen Frau aufzuzählen. Unter ihnen zeichnen sich im 15. Jahrhundert aus:

I. Theodorich von Niem, Sekretär Johanns XXIII. Gelegentlich einer Reise entdeckte er im Jahre 1413 in Florenz eine Abhandlung über „Die Privilegien und Rechte der Kaiser," welche er mit einem Kommentar herausgab; aus einer seiner Anmerkungen erfahren wir, daß Johanna „in der griechischen Schule zu Rom, in der vor ihr auch der heilige Augustinus tätig gewesen, öffentlich lehrte und, solange sie arm war, ein tadelloses, ernsten Studien gewidmetes Leben führte; als sie jedoch Papst geworden, wurde sie allmählich durch das schwelgerische Leben verdorben, gab sich einem ihrer Diener hin und kam bei einer feierlichen Prozession nahe beim Tempel der Pax[3] nieder, woselbst zur Erinne-

[1] Genueser Ausgabe, Bd. III, gegen Ende.

[2] *Johann. Boccac., De claris mulieribus; in Iohanna.*

[3] Diese Abhandlung ist in der Sammlung von Schard, S. 250, enthalten.

rung an das Ereignis eine Marmorstatue errichtet wurde." Doch darüber reden wir weiter unten.

II. Johann Karl Gerson, Kanzler der Pariser Sorbonne, wegen seines rechten Glaubens und seiner untadligen Führung *Doctor christianissimus* genannt, welcher sich auf dem Konzil zu Konstanz besonders auszeichnete. Bei einem gelegentlichen Aufenthalt in Tarascon an der Rhone hielt er vor dem Papst Benedikt XIII. daselbst eine Rede, in welcher er, um die Privilegien der gallikanischen Kirche zu verteidigen, unter anderem sagt: „Auch Rom hat sich getäuscht, als es so lange Zeit hindurch ein Weib als Oberhirten anerkannte."[1] So redete Gerson im 15. Jahrhundert; der Herausgeber seiner sämtlichen Werke, Louis Dupin, Doktor an der Sorbonne, ebenso bemerkenswert durch sein reiches Wissen wie durch seine mittelmäßige Urteilsfähigkeit, hielt es im 17. Jahrhundert für gut, hinter den Worten Gersons: Rom hat sich getäuscht, auf welche Papst Benedikt XIII. nichts erwidert hatte, die Bemerkung in Parenthese hinzuzufügen: *tu falleris, vir bone.*

III. Theodor Engelusius erzählt neben anderen Einzelheiten in seiner Chronik, der Teufel sei während der Niederkunft der Päpstin in der Luft erschienen und habe gerufen:

Papa, pater patrum, peperit papissa papellum.[2]

IV. Felix Amerbinus und Martinus Francus[3] erzählen, noch zu ihrer Zeit würden viele von Johanna zusammengestellte liturgische Bücher gezeigt, ebenso ein Stuhl mit durchbrochenem Sitz, der auf Befehl ihres Nachfolgers Benedikt gemacht worden, damit auf demselben die neuernannten Päpste einer körperlichen Untersuchung unterworfen würden und nicht etwa eine zweite Päpstin auf den Thron Petri gelange.

---

[1] *Gersonis opera, tom. IV,* Paris 1706, herausgegeben von Dupin. In der Sammlung der Schriften über das Konzil von Konstanz *(Scriptores rerum Concilii Constantiniensis,* Helmstedt 1700), die sich auf der Athener Universitätsbibliothek befindet, ist die Biographie des Gelehrten und sein Werk über die Simonie *(Gersoni. nobile opusculum de Simonia)* Bd. I, Teil 10, S. 26 enthalten.

[2] Leibniz, *Scriptor. rer. Brunsvic. tom. I, p. 1065.*

[3] Siehe über diese das Baylesche Lexikon unter: *Francus.*

Der Athener Laonikos Chalkokondyles, der einzige Grieche, bei welchem ich eine Bemerkung über die Angelegenheit habe finden können, erzählt die Geschichte der Päpstin folgendermaßen: „Ich will jetzt vom Papst in Rom reden; wenn die Stimmen abgegeben und gezählt sind, ruft man den Erkorenen zum Papst aus, behält ihn aber im Konklave, bis auch die übrigen die Wahl gebilligt haben. Man läßt ihn sich auf einen Sessel mit durchbrochenem Sitz niederlassen, damit man sich durch Berührung von seinem Geschlecht überzeugen kann; man glaubte nämlich, vor alters sei einmal ein Weib zum Pontifikat gelangt, dieses sei einst schwanger zum Gottesdienst gekommen und habe während desselben vor den Augen der Menge ein Kind geboren; darum berührt man den neugewählten Papst, um sein Geschlecht zu erkennen und damit sich etwas derartiges nicht wiederholt, und ruft nach vollzogener Prüfung: Unser Herr ist ein Mann."[1] Soweit Laonikos; kürzer und bezeichnender war jedoch der Ausruf bei den Römern. Statt der Worte: „unser Herr ist ein Mann" sagten sie ganz einfach: *habet.*

Außer den schon Genannten erwähnen Johanna in demselben Jahrhundert Äneas Piccolomini, der spätere Papst Pius II., und der Ketzer Johann Huß, über welche wir später reden werden. Unerwähnt lassen wir dagegen Fulgosus, Jason Magnus, Werner, Platina, Pannonius, die Chroniken von Köln, Sachsen und Augsburg und viele andere, um uns angesichts der Menge von Zeugnissen nicht zu lange aufzuhalten.

Nachdem sich im 16. Jahrhundert die Buchdruckerkunst weiter verbreitet hatte, nahm die Zahl der Biographieen der Päpstin derart zu, daß wir nicht mehr wissen, welche wir zuerst und welche zuletzt aufzählen sollen, und sie alle weglassen; wir ahmen hierbei jenem genuesischen Schneidermeister nach, der für das Osterfest eine Menge Anzüge fertig machen sollte und, weil er nicht wußte, mit welchem er anfangen sollte, das Licht ausblies und schlafen ging. Aber wenn wir uns auch mit dem Gesagten begnügen, so haben wir doch, glaube ich, ein Recht mit Dositheus zu sagen: „Eine Überlieferung, die sich auf so viele Beweise und

---

[1] *Laon. Chalcocondyl.,* Buch VI S. 303, Bonner Ausgabe.

Zeugnisse selbst von Papisten stützt, abzulehnen, ist offenbar eine Schande."[1]

Nach der Behauptung der Gegner der Päpstin hat indes diese große Zahl von Zeugen wenig zu bedeuten, weil die Chronographen oft von einander abzuschreiben pflegen, ohne die Schwätzereien ihrer Vorgänger einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. Aber diese an und für sich richtige Bemerkung läßt sich auf den vorliegenden Fall nicht anwenden. Handelte es sich um eine dunkle, wenig glaubwürdige Tradition, z. B. über den heiligen Pachomius, der auf dem Rücken eines Krokodils über den Nil setzte, oder über die heilige Magdalena, welche sich in eine Höhle Galliens zurückzog, um die Vergebung ihrer Sünden durch Tränen zu erkaufen, die sich in Perlen verwandelten, dann wäre es wohl glaublich, daß die von ihr berichtenden Schriftsteller sich mit der wörtlichen Wiedergabe der von einem Legendenschreiber erfundenen Geschichte begnügt hätten. Aber anders verhält es sich mit der Erzählung von Johanna, die einen solchen Makel für das Papsttum bildete und trotzdem von Historikern gebracht wird, die dem heiligen Stuhl mit Leib und Seele ergeben sind. Ebenso unmöglich ist anzunehmen, daß der Verehrer des Papsttums Marianus die Geschichte der Päpstin in sein Werk aufgenommen habe, ohne sich die Mühe zu geben, sie auf ihre Wahrheit zu prüfen, und noch weniger kann man glauben, daß die katholischen Schriftsteller nach ihm gezögert haben sollten, ihn zu dementieren, wenn er in einen so großen Irrtum verfallen wäre. Aber selbst wenn man annimmt, daß alle übrigen aus unverzeihlicher Gleichgültigkeit verabsäumt hätten, die Papstgeschichte von einem solchen Flecken zu reinigen, wie könnte man meinen, daß selbst der äußerst kritische Guy, welcher so viele Fehler in den Chroniken früherer Schriftsteller aufgedeckt und berichtigt hat, das von der Päpstin Überlieferte nicht nur unangetastet gelassen, sondern auch in seine Geschichte als unzweifelhafte Tatsache aufgenommen und dadurch den Häretikern eine furchtbare Waffe in die Hand gegeben hat? Aber außer den Menschen bezeugen auch die Tatsachen, selbst die Steine, „stumme, verständliche, wahrhafte

[1] *Dositheus Hierosolym., Dodecabibl., p. 700.*

Herolde," die Wahrheit über Johanna. Besprechen wir kurz auch diese Beweise.

Nach dem bereits erwähnten Theodorich von Niem, dem Sekretär Papst Johanns XXIII., „der in alle Geheimnisse des päpstlichen Hofes eingeweiht war,"[1] „erhebt sich in Rom ein Marmorbild, welches die Sache so, wie sie sich zugetragen, darstellte, d. h. eine gebärende Frau. Dieses Bild ließ der Papst Benedikt errichten, um Abscheu vor dem an jenem Orte geschehenen Skandal zu erregen." Einige neuere Historiker jedoch, unter ihnen der gelehrte Pater Noël Alexander,[2] der für sich nach dem bitteren Ausspruch von Dufresnois das Privileg in Anspruch nimmt, jede schlechte Sache zu verteidigen,[3] haben behauptet, das Bild stelle „eine Gottheit der Heiden" dar. Aber diese Behauptung wird sogar von Blondel als eine Lächerlichkeit hingestellt; denn wäre die Statue in Wirklichkeit ein Rest der Antike gewesen, so ließe sich nicht begreifen, warum sie Papst Sixtus V., nach der Überlieferung ein warmer Verehrer der antiken Kunst, der einen Obelisk und andre römische Denkmäler restaurieren ließ, in den Tiber zu werfen befahl. Stellte aber das Bild eine gebärende Frau dar, so tat der Pontifex wohl daran, dieses anstößige Denkmal päpstlicher Schande in den Tiber zu versenken, zumal es keinen künstlerischen Wert besitzen konnte, weil es in einer Zeit der Geschmacklosigkeit und Barbarei errichtet worden war.

Außerdem ist nicht zu übersehen, daß Theodorich, der die meiste Zeit seines Lebens in Rom und im Dienste des heiligen Stuhles zubrachte, auch in den Tiber geworfen oder mindestens exkommuniziert worden wäre, wenn er in einem ernsten Werke, wie den „Privilegien der Kaiser", eine unverbürgte Fabel aufge-

---

[1] *Secretioribus Pontificum negotiis adhibitus (Rer. Concil. Constantin, tom. I p. 480).* In dieser wertvollen Sammlung sind auch einige Abschnitte von Niem über die Verhandlungen auf dem Konstanzer Konzil enthalten, die ein umfangreiches Wissen und, was noch wichtiger ist, eine in jener Zeit seltene Offenheit verraten.

[2] Noël Alexander schrieb in lateinischer Sprache kritische Studien über kirchengeschichtliche Stoffe *(Dissertat. critic. in histor. eccles., Paris 1715),* die sich mehr durch Urteilslosigkeit als Kritik auszeichnen.

[3] *Langlet-Dufresnois, Méthode etc., t. III p. 101.*

nommen hätte, welche dem allmächtigen und durch die Spöttereien Wicleffs erbitterten Papsttum einen solchen Makel anheftete.

Ein anderes Standbild Johannas zierte viele Jahrhunderte die berühmte Kathedrale von Siena, wo sie Mabillon und Launoy sahen; nach dem letzteren konnte jeder, der nicht blind war, die Statue zwischen Leo und Benedikt erblicken, und zum Überfluß stand noch am Piedestal zu lesen: Johann, ein Weib aus England. Aber auch hier tritt Pater Noël mit der Behauptung auf den Plan, „dieses Standbild sei das Werk eines unwissenden und liederlichen Bildhauers, der sich einen Scherz machen wollte". Der treffliche Priester vergißt freilich, wie es scheint, daß diejenigen, welche sich über die Päpste Witze zu machen erlaubt hätten, bei lebendigem Leibe verbrannt worden wären. Bedenkt man den damaligen Ruhm Sienas, der Vaterstadt so vieler mächtiger Päpste, und die Bedeutung der dortigen Kathedrale, in welcher die Pontifices bei ihren häufigen Besuchen daselbst und die gesamte Aristokratie des Landes versammelt waren, so vermag man schwer zu glauben, daß, während sie alle viele Jahrhunderte lang unter den Pförtnern des Himmels eine weibliche Gestalt erblickten, die „zum Scherz von dem Bildhauer in die Reihe eingefügt worden war", keiner von ihnen daran dachte zu fragen, von welchem Frevler dieses anstößige Idol dorthin gesetzt worden sei, oder es auf dem Marmorfußboden zu zerschmettern. Eine solche unverständliche Toleranz aber müßte man nach Noël den zornmütigen Päpsten aus Siena, Gregor VII., Alexander III. und selbst Pius II. zutrauen, den man indessen schon in Böhmen als Apostel der von einem Weibe beherrschten Kirche[1] beschimpfte. Alle diese Päpste respektierten also die Künstlerlaune des „witzigen Bildhauers" und betrachteten,

---

[1] Pius II., bekannter unter dem Namen Äneas Piccolomini, besuchte 1458 als einfacher Bischof Böhmen. Als er eines Tages von der Kanzel herab predigte und die Gläubigen aufforderte, die Oberherrschaft des römischen Stuhles anzuerkennen, indem sie sich des Abendmahls in beiderlei Gestalt nach der Sitte der schismatischen Griechen enthielten, erhob sich ein alter Taborit und unterbrach ihn mit den Worten: „Erinnere dich, Äneas, daß auf jenem Stuhl Weiber und Kreaturen von Weibern gesessen haben." Der Prediger stammelte einige Worte zur Rechtfertigung des wider seinen Willen getäuschten Roms und stieg ganz verwirrt von der Kanzel herunter (Geschichte Böhmens von Äneas Silvius, Kap. 12).

wie es scheint, jene Frau als ein notwendiges Übel. Jedenfalls blieb Johannas Standbild unerschüttert auf seinem Piedestal, bis es ihrem unerbittlichen Verfolger Baronius durch die Vermittelung des Herzogs von Toskana gelang, bei dem Bischof von Siena die Beseitigung des Ärgernis erregenden Bildes oder nach Mabillon[1] seine Umwandlung in ein männliches durchzusetzen, wobei auch die Inschrift „Johann VIII., ein Weib aus England" durch „Zacharias" ersetzt wurde.

Nunmehr werden wir dem Leser ein andres Zeugnis aus Marmor anführen, welches alle Romreisenden erwähnen und dessen Ursprung und Gebrauch treue Diener des heiligen Stuhles beschrieben haben, Platina, der Kustos der vatikanischen Bibliothek,[2] der Kardinal Pandolphus,[3] der Bischof Jacobatius und viele andre. Diesen opponieren wieder Chifflet und Allatius, die in ihrer zelotischen Sucht, das Papsttum zu verteidigen, ganz und gar vergessen, eine wie viel größere Schmach des römischen Hofes so viele verlogene Prälaten sind als ein durch List auf den Thron gelangtes Weib. Nach den oben genannten Historikern befand sich also im päpstlichen Palast ein durchbrochener Sitz aus rotem Marmor, auf welchen sich die Pontifices nach Johanna niederließen und ihren Wählern die sicheren Beweise ihrer Männlichkeit zur Beaugenscheinigung und Berührung darboten. Erst nach dieser Prüfung überreichte man ihnen die Schlüssel Sankt Petri. Diese schamlose Zeremonie blieb bis zum 16. Jahrhundert erhalten, ja nach dem Zeugnis des Geschichtsschreibers von Mailand, Corio,[4] mußte sich sogar Alexander Borgia derselben unterwerfen und wurde gezwungen, den durchlöcherten Stuhl zu besteigen, bevor er sich auf den heiligen setzen durfte, obwohl er damals vier erwachsene Söhne hatte, „die er mit Stolz den Besuchern

---

[1] *Museum Italic., II. Teil.*

[2] *In sede ad eam rem perforata genitalia ab ultimo diacono attrectabantur (Vita Iohann. VIII).*

[3] In der *Vita Gregor. VII.*

[4] Wegen ihrer Unanständigkeit führen wir Corios Worte italienisch an: *Finalmente, essendo fornite le solite solennità in sancta sanctorum, e domesticamente toccatoli i testicoli, Alessandro Sesto ritornò al palazzo, mansueto come bove (Historia Mediolan., cap. IV).*

zeigte",[1] sowie außerdem Lucrezia, zu gleicher Zeit seine Gattin, Schwiegertochter und Tochter.[2] Nach Leo X. wurde diese eigentümliche Zeremonie wegen der Spöttereien der Ketzer abgeschafft, oder auch, nach Bischof Johann von Fünfkirchen, „weil die Sitten der damaligen von Kurtisanen und unehelichen Kindern umgebenen Päpste den Römern hinreichende Garantien ihrer Männlichkeit gaben". Dies ersieht man aus dem folgenden Volkslied, welches wir aus denselben Gründen wie die Bemerkung Corios unübersetzt lassen:

Non poterat quisquam reserantes Aethera claves
Non exploratis sumere testiculis.
Cur igitur nostro mos hic nunc tempore cessat?
Ante probat quod se quilibet esse marem.

Aus demselben Grunde wurde auch dem Papst Innocenz III. aus dem Hause Cibo die Prüfung erlassen. Der Dichter Marullus läßt ihn folgendermaßen zu den Prälaten sprechen:

Quid quaeris testes, si mas an femina Cibo?
Respice natorum, pignora certa, gregem.[3]

Es versteht sich von selbst, daß alle diese und noch viele andre Epigramme jener Zeit sinn- und salzlos wären, wenn nicht die Sitte, auf welche sie anspielen, eine in Rom allgemein bekannte Tatsache gewesen wäre. Dies haben auch die vernünftigsten unter den Gegnern der Päpstin eingesehen, und statt den durchbrochenen Stuhl wegzubringen, haben sie eine andre Erklärung dieser sonderbaren Zeremonie zu geben versucht. So behauptete Mabillon, der Papst sei genötigt worden, sich auf den Stuhl mit Lochsitz niederzulassen, damit er sich erinnerte, daß er ein Mensch und den gewöhnlichen natürlichen Bedürfnissen unterworfen sei.[4]

---

[1] *Guicciardini, liv. I, § 4.*

[2] *Lucretia nomine, sed re Thais, Alexandri filia, sponsa, nurus.*

[3] Über dieses und die vorher angeführten Epigramme siehe Bd. IV S. 389 der Werke des Abbé Casti, eines Dichters am kaiserlichen Hofe in Wien und des Verfassers der *Novelle gallanti (Paris 1832)*, deren Helden im wesentlichen Päpste oder Kapuziner sind, unter ersteren auch Johanna. Diesen durch elegante und anmutige Verse bewunderswerten Dichter tadelt der durch seine Frechheit selbst so viel berufene Casanova (Memoiren, Bd. V, gegen Ende) wegen seiner Obszönitäten.

[4] *Comment. in Ordinat. Rom., p. 121.*

Der gelehrte Benediktiner verwechselt, wie es scheint, absichtlich den betreffenden Stuhl mit einem andern nicht durchbrochenen, der sogenannten Stercoraria, auf die man den Papst setzte, um ihn an die Wandelbarkeit des menschlichen Schicksals zu mahnen, indem man ihm den Psalmenvers vorsprach: Der Herr erhebet den Armen aus dem Staube und den Bedürftigen vom Schmutz. Aber, wie der Nestor der griechischen Gelehrten, C. Asopios, zu sagen pflegt, „beides" bedeutet nicht „das andre". Übrigens sprachen nach dem positiven Zeugnis einer Menge von Geschichtsschreibern die Wähler nicht Psalmenstellen aus, während sie den neuerwählten Papst untersuchten, sondern das Wort *habet*, welches den Zweck der Zeremonie deutlich ausspricht. Die damaligen dem Trunk und den Tafelfreuden ergebenen Päpste aber glichen nicht den Persern zu Cyrus Zeit, welche nur Kresse aßen und es für unanständig hielten „an einen gewissen Ort zu gehen, um zu urinieren oder ein anderes Bedürfnis derart zu befriedigen";[1] auch war keine Gefahr vorhanden, daß die Päpste lange Zeit hindurch die Notwendigkeiten der menschlichen Natur vergaßen.

Wieder andere Gegner Johannas, unter ihnen natürlich Pater Noël Alexander, behaupten, daß dieser Stuhl, den sie *balnearia* nennen, „den Päpsten, von denen viele wegen der sitzenden Lebensweise und des vielen Essens an Hämorrhoiden litten, zu Abwaschungen der unteren Körperpartieen diente." Aber diese wohl auf keinem einzigen Zeugnis beruhende Erklärung von Noël ist nicht nur zynisch, sondern auch lächerlich. Denn niemals würde man wohl glauben, daß die damaligen Päpste, für wie schamlos man sie auch halten mag, ihren Hinteren öffentlich in der Kirche des heiligen Silvester wuschen. Denn dort befand sich jener vielbesprochene Stuhl, der aber, weil durchbrochen, nicht gut für Sitzbäder geeignet war. Bei allen diesen Erörterungen kommen einem diejenigen, welche die Existenz Johannas leugnen, wie die Angeklagten im Gericht vor; da sie auf jede Weise eine offenkundige Wahrheit verhüllen wollen, verfallen sie aus Widersprüchen in Unsinn und erregen dadurch bei den Zuhörern bald Mitleid, bald Lachen.

---

[1] Xenophon, Cyropaed., Buch I.

Getreu der Vorschrift der antiken Rhetoren, man solle die stärksten Beweisgründe an das Ende stellen, haben wir noch nichts von einem andern Zeugnis für die Existenz Johannas gesagt, welches für sich allein genügt, alle anderen unscheinbar und unbedeutend erscheinen zu lassen, so wie der Sternenglanz erbleicht, wenn das Tagesgestirn erscheint. Nicht mehr haben wir es mit zweifelhaften Stellen aus verstaubten Folianten noch ins Wasser geworfenen Marmorstatuen zu tun, sondern mit einem zahlreich besuchten, in der Geschichte hochberühmten Konzile, welches Johanna unzweifelhaft als historische Persönlichkeit anerkannt hat. Der Leser mag alles, was wir aus dem Staube von acht Jahrhunderten mühsam zusammengesucht haben, indem wir Päpste und Dichter, Historiker und Heilige aus ihren Gräbern als Zeugen aufriefen, alles dies mag er als unbeschriebene Blätter ansehen und seinen Blick nur auf dieses Konzil richten, welches vollkommen geeignet ist, jede Unsicherheit, jeden Widerspruch und jeden Zweifel wie leichtes Gewölk zu zerstreuen.

Im Jahre 1410 repräsentierte die untrennbare heilige Trinität im Himmel eine sich bekämpfende, höchst uneinige Dreiheit auf Erden, Johann XXIII.,[1] Gregor XII. und Urban III., die zu gleicher Zeit Päpste waren und sich gegenseitig Räuber, Antichristen und Antipapisten nannten. Johann, ehemaliger Seeräuber und jetziger Papst, brandschatzte Italien, Benedikt verbrannte Menschen in Spanien, und der alte Gregor, der alle seine Anhänger und Zähne verloren hatte, belegte von Ankona aus die ganze Welt mit dem Bannfluch. Unterdes blieben die Felder unbebaut, die Städte wurden entvölkert, Wicleff in England und Huß in Böhmen erhoben ihre Stimmen gegen die pfäffische Verderbtheit, die Türken bedrohten wieder Europa, und weder Geld noch Mannschaft war zu ihrer Abwehr vorhanden. Denn alles hatte die dreiköpfige Hydra verschlungen. Unter so schlimmen Verhältnissen und weil das Übel immer noch zunahm, hielt es Kaiser Sigismund für das

[1] Siehe das Leben Johanns XXIII. in der „Geschichte der Päpste" von Bruys, die „Geschichte des Konzils von Konstanz" von Lenfant und die Akten dieses Konzils in den *Scripta Concilii Constantiniensis, typis Salom. Schnorii,* Helmstedt 1700, eine reiche und wertvolle Sammlung, aus der ich das meiste des Folgenden entnommen habe.

einzige Rettungsmittel, nach Konstanz ein Konzil zur Beseitigung des Schismas und zur Reform der Kirche zu berufen. Durch lügenhafte Versprechungen erlangte er die Zustimmung Johanns, der seinerseits hoffte, auf diese Weise sich seiner Nebenbuhler zu entledigen.[1]

Am Ufer des gleichnamigen Sees war von Konstantin das früher unbedeutende und durch das Konzil zu Weltruhm gelangte Konstanz erbaut worden. Dort begannen gegen Ende des Jahres 1413 Könige, Kurfürsten, Theologen und Prälaten von allen Seiten zusammenzuströmen. Ihnen folgten 50 Goldschmiede, 340 Barbiere, 900 Köche, 300 Weinhändler, eine Menge Bediente, Tänzer und Tänzerinnen und 718 Kurtisanen;[2] alle diese Menschen wohnten in hölzernen Häuschen um den Dom herum, in welchem „die Geschicke der Christenheit" verhandelt werden sollten. Als kurz nachher auch Papst Johann anlangte, begann das Konzil seine Arbeiten. Am Tage verbrachten die Hirten der katholischen Herde ihre Zeit mit dem Verbrennen von Menschen oder mit Verhandlungen über die Farbe der heiligen Gewänder und die Breite der Ärmel,[3] des Nachts ruhten sie in den Armen der schönen Imperia[4] und ihrer Genossinnen aus.

---

[1] Der Kaiser gebrauchte, um den störrischen Johann zu überreden, den Emanuel Chysoloras, welcher von Konstantinopel entsandt worden war, um Hilfe gegen die Türken zu erbitten. So ist vielleicht das Zustandekommen des Konzils einem Griechen zu verdanken.

[2] Nach einem handschriftlichen, in der Wiener Bibliothek befindlichen Tagebuche überstieg die Zahl der Buhlerinnen 1500 *(Lenfant, Histoire du Concile, tom. I, p. 50).* Die Prälaten brachten so viele Weiber mit, da sie, wie es scheint, durch den Augenschein beweisen wollten, wie notwendig eine Reformation der Kirche sei.

[3] *Statuunt contra clericos qui vestes virides, rubras, supra talum curtas, aut manicas latas ultra palmam (Concil. tom. I, p. 636).*

[4] Über diese Phryne des Mittelalters und ihre Siege in Konstanz siehe die *Contes drôlatiques* von Balzac. Außer ihr lebte in demselben Jahrhundert unter Leo V. eine andere gleichnamige Kurtisane, welche von den Prälaten so sehr geehrt wurde, daß ihre Leiche nach ihrem Tode in der Kirche der heiligen Barbara unter einer Marmorplatte beigesetzt wurde, auf welcher zum Lobe ihrer Schönheit folgende Grabschrift eingemeißelt war: *Imperia cortisana Romana, quae digna tanto nomine rarae intra homines formae specimen dedit. Vixit annos XXVI, dies XII. Obiit 1511, die 15 Augusti.* Siehe das Werk von *Briffault: Secret. de Rome, p. 143.*

Aber treten auch wir in den heiligen Bannkreis des Konzils. Auf Sesseln, die in Hufeisenform geordnet sind, sitzen die Mitglieder desselben und verhandeln; hinter ihnen glänzen die Lanzenspitzen der Trabanten und über ihren Häuptern die Adelswappen. Überall, wohin wir den Blick richten, Kurfürsten in goldnen oder Kardinäle in purpurnen Gewändern,

électeurs de drap d'or, cardinaux d'écarlate (Victor Hugo).

Hier sehen wir die Zierden der Kirche, Gerson, den *Doctor christianissimus*, den Kardinal von Ailly, den tiefen Gelehrten, Mathieu Röder,[1] den neuen Jeremias und Chrysoloras, den Einführer der griechischen Wissenschaft in Italien; hier erblicken wir die Großen der Erde: Amadeus, den Herzog von Savoyen, das Zepter in der Hand; Adolf, den Herzog von Cleve, einen jungen bartlosen Mann, sich stützend auf ein Schwert, das größer ist, als er; den schrecklichen Herzog Ernst von Österreich, von dem man nur die Augen und den Bart unter einem Helm mit weißem Federbusch sieht; den Kurfürsten Rudolf von Sachsen, mit einem Kragen von Eisbärenfell angetan; hier bemerken wir vier Patriarchen und siebzehn Gesandte von allen Nationen, selbst von den Sarazenen. Niemals war eine ehrwürdigere und erhabenere Versammlung an ein und demselben Punkte vereinigt. Es war ungefähr sieben Uhr morgens, die Junisonne, welche durch die buntbemalten Fenster der Kirche eindrang, vermehrte noch den Glanz des Goldes und des Purpurs, als vor dem Eingang Klirren von Waffen und Ketten hörbar wird. Aller Augen wenden sich nach dem durch diesen unheilvollen Klang Angemeldeten; plötzlich aber erlischt das Sonnenlicht, und Finsternis verbreitet sich in der Kathedrale. Zitternd greifen die Priester nach den um den Hals hängenden Amuletten, die Fürsten nach den Degen.[2] Als nach dem

---

[1] Mathieu Röder, Doktor der Theologie in Paris, welcher die damalige Kirche mit dem Gichtbrüchigen des Evangeliums verglich, soll der Verfasser des berühmten Distichons sein:

Virtus, Ecclesia, Populus, Daemon, Simonia,
Cessat, errat, turbatur, regnat, dominatur.

Dieses Distichon muß man lesen, indem man jedes Substantiv in der ersten Zeile mit dem Verb darunter verbindet *(Histoire du Concile, p. 49).*

[2] Alles dies ist der Wahrheit gemäß nach den Akten des Konzils geschildert: *Eo die, qui erat septimus Junii, horam circiter septimam,*

Ende der Sonnenfinsternis das Tagesgestirn wieder leuchtete, erschien inmitten der Versammlung, von Gefängniswärtern umgeben und mit Ketten beschwert, ein bleicher, durch Leiden abgemagerter Mann in der Kutte und mit einem langen Barte; man hatte ihm eine Papiermütze aufgesetzt, welche mit zwei Teufeln bemalt war.[1] Dies war der Apostel von Böhmen, Johann Huß, welcher das unwiderlegliche Zeugnis für Johanna ablegen sollte. Weil dieser Märtyrer in Böhmen gepredigt hatte, der Papst sei heilig, nicht als höchster kirchlicher Würdenträger, sondern wenn er den Geboten des Heilands von der Barmherzigkeit und Liebe folge; der vom Papst Gebannte könne durch Gottes Gnade erlöst werden; wer die Herde verschlinge, verdiene nicht den Namen Hirt; Judas sei ein falscher Jünger Jesu; wegen dieser und andrer ketzerischer Lästerungen wurde er in Banden vor das Konzil geführt, um gerichtet und dann den Flammen überantwortet zu werden. Das Verhör beginnt; man schlägt die Bücher Hussens auf, und die inkriminierten Stellen werden vorgelesen, unter ihnen folgende: „Christus kann seine Kirche auf Erden ohne sichtbares Oberhaupt durch seine über die ganze Welt verbreiteten wahren Jünger lenken."

Man fragt den Angeklagten, wie er die Kühnheit gehabt habe, solche Dinge zu schreiben. Er antwortet: „War die Kirche nicht ohne Haupt und Führer, als zwei Jahre und fünf Monate hindurch ein Weib, namens Johanna, Papst war?" Wiederum fragt man ihn, warum er gesagt habe: „Es ist nicht genug, daß jemand zum Papst ernannt werde, um das wahre Oberhaupt der Kirche zu sein." Er erwidert: „Ich habe es gesagt, damit nicht etwa ein Christ sich täuschen lasse und die Päpstin für den wahren Oberhirten der Kirche halte."[2] Keiner der Anwesenden wußte

---

cum paulo ante totalis solis eclipsis fuisset, Johannem Huss magna turba armatorum militum cinctum coram eis sisti mandarunt (Bd. II S. 324).

[1] *Corona papyracea Hussi capiti imposita, duobus cacodaemonibus adpictis ornata* (ebenda).

[2] Alle diese Stellen sind aus den Akten des Konzils (Bd. II S. 320 ff.) übersetzt und finden sich abgekürzt in der Geschichte von Lenfant, Bd. I S. 215.

etwas darauf zu erwidern noch widerlegte oder verspottete er den Redner und während das Buch von Huß „über die Kirche" aufgeschlagen dalag und viele übelwollende Augen sich auf dasselbe hefteten, um in den kleinsten Kleinigkeiten Anklagepunkte und auf jeder Zeile Lästerungen zu suchen, entging nur die folgende Stelle der Verurteilung: „Die katholische Kirche, welche die Pforten der Hölle überwinden soll, muß frei von Tadel, Flecken und Lastern sein; so aber sind die Päpste und ihre Ratgeber, die Kardinäle, nicht immer gewesen, vielmehr sind sie oft in Sünde und Täuschung verfallen, wie bei der Wahl des Papstes Johann, welcher ein Weib war. Soll man etwa auch dieses Weib für rein und fleckenlos halten, welches auf der offenen Straße gebar?"[1] Zwei- und dreimal noch warf der Neuerer Johanna den Richtern vor, welche die Unfehlbarkeit des heiligen Stuhles vertraten, aber keiner der 22 anwesenden Kardinäle, keiner der 49 Bischöfe, keiner der 272 Theologen[2] widerlegte ihn als Lügner oder schnitt ihm als Lästerer das Wort ab. Ein solches in den Akten des Konzils von achtzehn päpstlichen Sekretären niedergeschriebenes Zeugnis läßt keinen Widerspruch zu und bedarf keines Kommentars.

Kurz darauf wurde Huß, weil er die Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen wollte, von denselben Prälaten als Ketzer verbrannt, welche den Papst Johann XXIII., den Vorsitzenden des Konzils, als Ehebrecher, Giftmörder, Simonisten und Blutschänder absetzten und ins Gefängnis warfen.[3] Als Huß den Scheiterhaufen bestieg, dankte er seinen Kerkermeistern und Henkern und umarmte sie. Während die Flammen um die Füße des Märtyrers züngelten, warf ein Bauer, der mit einer Tracht Holz aus dem Walde heimkehrte, seine Bürde auf den Scheiterhaufen, um seinen katholischen Eifer zu beweisen. Huß wandte sich zu ihm und

---

[1] *Illi enim saepius sunt maculati deceptione prava et peccato, sit tempore Johannis papae, Anglicae mulieris. Quo modo illa Romana ecclesia, illa Agnes Johannis Papa cum collegio semper immaculata permansit, qui peperit? (Huss, De Eccles., p. 200 u. 220).*

[2] Siehe das Verzeichnis der Mitglieder des Konzils bei Lenfant, S. 50.

[3] Die Aufzählung der Verbrechen Johanns füllt zwei ganze Seiten der Akten.

sprach lächelnd: O heilige Einfalt! Sofort wurde er von dem Rauch des grünen Holzes erstickt. Seine Asche wurde in den Rhein und seine Bücher ins Feuer geworfen. Jedesmal aber wenn man die Inkonsequenz und den Blutdurst der katholischen Priester, Johanna als historische Persönlichkeit und Allatius als einen Lügner nachweisen will, blicke man auf den Scheiterhaufen von Huß und „suche am hellen Tage keinen leuchtenderen Stern."

PÄPSTIN JOHANNA

ERSTER TEIL.


ie epischen Dichter fangen immer in der Mitte an. Dasselbe tun auch die Romanschriftsteller, die für ihre bändereichen Erzählungen die Bezeichnung eines Epos in Prosa rechtfertigen. Da erzählt der Held gelegentlich in einer Höhle oder auf einer Burg, auf duftigem Rasen oder weichem Pfühl der Geliebten seine Vorgeschichte, „nachdem sie sich auf dem Lager an Liebe gesättigt." Das ist die gewöhnliche Methode, welche die Kritiker empfehlen. Als Freund der Ordnung ziehe ich jedoch die Art und Weise der kyklischen Dichter und der Staatsanwälte vor, die den Gegenstand ihrer biographischen Darstellung, mag es nun ein Held oder ein Bösewicht sein, von der Wiege an vornehmen, indem sie in chronologischer Reihenfolge alle seine Schritte bis zur Unsterblichkeit oder bis zum Galgen verfolgen. Ich fange also mit dem Anfang an; der Liebhaber klassischer Unordnung kann jedoch zuerst die letzten und nachher die ersten Seiten meines Buches lesen und so meine schlichte und wahrhafte Erzählung nach Gutdünken in einen epischen Roman umwandeln.

Der große Byron hat die Geduld gehabt, das Geschwätz der alten Weiber der Sibylle anzuhören, um zu erfahren, ob die Mutter seines Helden Don Juan das Vaterunser auf Lateinisch hersagte, ob sie Hebräisch verstand und ein leinenes Hemd nebst weißen Strümpfen trug. Auch ich habe in dem Bestreben, dem Leser, wenn auch nicht alles dies, doch zum mindesten mitteilen zu können, wie der Erzeuger meiner Heldin hieß, die Schwätzereien der mittelalterlichen Herodote in Großfolio verschlungen; aber er hat so viele und mannigfaltige Namen wie Zeus bei den Dichtern und der Teufel bei den Indern. Durch mehrjährige Handschriftenstudien hätte ich vielleicht herausbringen können, ob Johannas Vater Willibald oder Walafred hieß; aber ich bezweifle, ob das Publikum eine derartige Mühe nach Verdienst gewürdigt hätte.

Indem ich also dem Beispiel der heutigen Gelehrten folge, welche fürchten, wenn sie ihre Zeit mit Vorstudien verloren haben, sie möchten zu wenig schreiben und dadurch die Zeitgenossen und die Nachfahren schädigen, fahre ich in meiner Geschichte fort, oder ich fange sie vielmehr jetzt an.

Der ungenannte Vater meiner Heldin war also ein englischer Mönch; aus welchem Landesteil jedoch, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen, da Britannien damals noch nicht zur Bequemlichkeit der Steuereinnehmer in Grafschaften eingeteilt war. Aber er stammte von jenen griechischen Glaubensboten, die das erste Kreuz im grünen Irland aufpflanzten, und war ein Schüler des Scotus Erigena, der zuerst die Kunst erfand, Handschriften zu verfertigen, durch welche er die damaligen Gelehrten täuschte, wie Simonides die späteren Berliner. Dies allein hat uns die Geschichte vom Vater Johannas überliefert. Ihre Mutter hieß Jutta, war blond und hütete die Gänse eines sächsischen Barons. Als dieser einmal am Tage vor einem Gastmahl eine recht fette Gans als Braten aussuchte, kam ihm die Gänsemagd in den Wurf, die er von dem Geflügelhof in sein Schlafzimmer versetzte. Nachdem er ihrer kurz darauf überdrüssig geworden, gab er sie dem Mundschenk, der Mundschenk dem Koch, und dieser wieder dem Küchenburschen, der als kluger Mann das Mädchen an den Mönch weitergab, wobei er als Tauschobjekt einen Zahn des heiligen Gutlak erhielt, der in einem Felsenloch von Mercia gelebt hatte und gottselig verschieden war. So geriet Jutta aus dem Herrenbett in die Arme eines Mönchs, wie noch heute die hohen Hüte vom Scheitel eines Diplomaten auf den Kopf eines Bettlers; denn in jenem wohlregierten Lande sterben zwar viele Hungers, und viele verletzen das Schamgefühl durch den Mangel eines Hemdes, aber alle, Pairs und Totengräber, Grafen und Bäckergesellen, tragen einen hohen Hut, der dort als das Palladium verfassungsmäßiger Freiheit gilt.

Die Ehe war glücklich. Tagsüber zog der Mönch auf den Gutshöfen der Umgebung umher, verkaufte Gebete und Rosenkränze und kehrte abends in seine Zelle zurück, die Hände feucht von den Küssen der Gläubigen und den Quersack voll Brot, Fleisch, Kuchen und Nüsse; denn Kartoffeln gab es damals noch

nicht in England; die wurden später mit der Verfassung zum Besten des freien Volkes eingeführt, als mit dem Aufkommen der Gleichheit die Dienstboten nicht mehr gutes Fleisch an demselben Tische wie die Herrschaft zu essen bekamen.

Sobald Jutta von weitem den Gesang des heimkehrenden Gatten auf dem Felde hörte, deckte sie den Tisch, d. h. sie setzte auf roh behauene Bretter einen hölzernen Teller für beide, ein Büffelhorn als Trinkgefäß, legte eine eiserne Gabel daneben und warf trockene Zweige auf den Herd, um beim Mahle zu leuchten, denn Tischtücher, Kerzen und Flaschen waren damals nur den Bischöfen bekannt. Nach dem Essen breiteten die jungen Ehegatten ein Schaffell auf einen Haufen trockener Blätter, streckten sich selbst darauf aus und deckten sich mit einem dichtbehaarten Wolfsfell zu. Je durchdringender draußen der Nordwind wehte, je dichter das Schneegestöber war, desto mehr schmiegte sich das glückliche Paar aneinander und bewies so, wie sehr sich der heilige Antonius mit seiner Behauptung täuscht, daß die Kälte die Liebe abkühlt, und die alten Griechen, die sich den Winter als einen weiberfeindlichen Alten vorstellten.

So verlebten Johannas Eltern herrliche Tage,

an lieblichen Weisen sich freuend,[1]

als eines Morgens, während der Mönch aus den Augen den Schlaf und aus seinem schwarzen Barte einige blonde Haare seiner Frau strich, zwei angelsächsische Bogenschützen mit nackten Schienbeinen und barfuß, mit kleinen Schilden am linken Arm und wohlgefüllten Köchern auf der Schulter, vor der Hütte erschienen und den Hausherrn im Namen des „Heptarchen" Ekbert aufforderten, ihnen zu folgen, dabei aber die für eine weite Wanderung nötige Wegzehrung mitzunehmen. Zitternd nahm der Mönch den Quersack auf die Schultern, faßte sein Weib mit der Rechten, den Stock in die Linke, steckte das Gebetbuch unter die Achsel und folgte seinen mürrischen Führern. Nach einem Marsch von drei Tagen und zwei Nächten über kahle Berge und durch Ebenen voll Erika, wobei sie unterwegs noch viele andere geweihte Priester unter dem Geleit von Bogenschützen trafen, ge-

---

[1] Theokrit. Idyll. 27, V. 65.

langten sie am vierten Tage in das Städtchen Garianor[1] am Meere. Eine große Menschenmenge war am Strande versammelt, auf einem grünen Thronsessel saß der Bischof von Eborakum[2] Volsius und segnete die Gläubigen, während im Hafen ein geräumiges sächsisches Fahrzeug auf dem Wasser schwankte, ungeduldig das viereckige Segel dem vom Lande her wehenden Winde zu bieten. Als die aus ganz England herbeigeholten Mönche, an Zahl sechzig, sich näherten, umarmte sie der fromme Volsius einzeln, händigte einem jeden zwei Denare[3] ein und sprach: „Gehet hin und lehret alle Völker!" Aus dem Arm des Bischofs betraten die Missionare sofort die Planken des „hohlen Schiffes" und kreuzten kurz darauf die trüben Wogen der Nordsee, ohne zu wissen, nach welchen Küsten sie segelten, um die Märtyrerkrone oder ein stattliches Kloster aufzusuchen. Aber während sie unter dem Schutz des Kreuzes dahinfahren, wollen wir den Leser aufklären, wie es kam, daß Bischof Volsius die Leuchten der englischen Kirche dem wankelmütigen Meere anvertraute. Aber hierzu nehmen wir Abschied von der Insel der Briten und wenden uns zu dem Lande der Franken.

Als Karl der Große auf seinen Kriegszügen in Europa mit seinem langen Schwerte Lorbeeren und Köpfe geerntet, als er drei Viertel der Sachsen ertränkt, geblendet oder zu Tode gemartert und so die Unterwerfung und Verehrung der Überlebenden gewonnen hatte, ruhte er sich schließlich auf seinen Lorbeeren in Aachen, einer durch Überreste von Heiligen und durch ihre Nadeln berühmten Stadt aus.

Alles ging in dem ungeheuren Reich nach Wunsch; der weise Alkuin wusch die schmutzigen Untertanen Karls im Taufwasser, schnitt ihnen die roten Bärte und die Nägel der kleinen Finger ab, und indem er ihnen den unerschöpflichen Schatz seines Wissens erschloß, bestrich er die Lippen des einen mit dem Honig des heiligen Wortes, nährte einen andern mit den Wurzeln der Grammatik und lehrte einen dritten, daß die Gänsefedern, mit denen er seine Pfeile schneller machte, auch zum Schreiben zu brauchen

[1] Heute Yarmouth.
[2] Jetzt York.
[3] Etwa 4 Frank.

seien. Der glückliche Kaiser brachte seine Tage ohne Kummer zu, zählte die Eier seiner Hühner, brachte seine Uhren und seine Reiche in Ordnung, spielte mit seinen Töchtern und dem Elefanten, den er von dem Kalifen Harun zum Geschenk erhalten, verurteilte die Mörder und Räuber zu geringer Strafe und hängte diejenigen von seinen Untertanen an den Bäumen seines Gartens auf, welche am Freitag Fleisch gegessen oder nach dem heiligen Abendmahl ausgespuckt hatten.

Aber während der fromme Karl, der, trotzdem er nicht schreiben konnte, doch das klassische Altertum kannte, jeden Tag die Worte wiederholte: *haec mihi Deus otia fecit,* erhoben die Sachsen wiederum ihr freches ungekämmtes Haupt, und indem sie die Hände in das Blut nicht von Stier-, sondern Menschenopfern tauchten, schwuren sie bei Teut, Irminsul und Armin, entweder das Joch Karls abzuschütteln oder die Ufer der Elbe und Weser mit ihrem Blute zu röten.

Aber wie gewöhnlich, so ging es auch diesmal: der unüberwindliche Kaiser kam, sah und siegte mit jener Lanze, die der römische Soldat nach dem Bericht der Evangelisten in die Seite des Heilands gestoßen und die der dem Kaiser Karl im Traume erschienene Erzengel Michael auf sein Bett niedergelegt hatte, um ihn, wie die Schriftsteller jener Zeit erzählen, dafür zu belohnen, daß er sich zur Fastenzeit gekochten und rohen Fleisches enthielt und allein schlief. Da aber der heilige Kaiser nach dem Siege die Furcht nicht loswerden konnte, von jenen Wilden wieder zu einer Unterbrechung seiner frommen Beschäftigungen gezwungen zu werden, entschloß er sich die Besiegten entweder ganz auszurotten oder sie alle zu taufen, sie mochten wollen oder nicht. Nie ist es einem Missionar gelungen, in so kurzer Zeit so viele Ungläubige zum Christentum zu bekehren. Aber die Beredsamkeit des fränkischen Eroberers war unwiderstehlich. „Glaube oder du bist ein Kind des Todes," sagte er zu dem gefesselten Sachsen, vor dessen Augen als kräftigstes Beweismittel das Beil des Henkers blitzte, und jene ganze Schar sprang in das Taufbecken, wie die Enten in den Teich, wenn es geregnet hat. Da aber, wie allmächtig auch der Glaube sein mag, es nichtsdestoweniger erforderlich ist, daß der Christ irgendwie zu er-

fahren bekommt, an was er glaubt, so war es damals in Europa üblich, wie heutzutage in Otahaiti und Malabar, daß die Neugetauften eine Art von Katechese lernten, welche die Diakonen die Sachsen lehrten, indem sie sie als Novizen in Reihen zu je zehn Mann aufstellten und unbarmherzig durchprügelten, wenn sie bei einem schwer auszusprechenden Worte des Kredo stockten. So nahm Jesus Rache an den Götzen für alles, was seine ersten Anhänger durch jene damals gelitten hatten, als sie unter Nero verbrannt oder unter Diokletian gebraten wurden. Daher das französische Sprichwort: *La vengeance est le plaisir des dieux* (die Rache ist das Vergnügen der Götter).

Solange der Krieg gedauert hatte, hatten die Soldaten zugleich die Obliegenheiten der Priester erfüllt. Nunmehr aber, wo die theologischen Lehren jener gepanzerten Missionare nicht mehr ihre Wirksamkeit ausübten, erkannten alle und besonders der Kaiser selbst die Notwendigkeit ernsthafterer Katecheten. Aber bei den Franken gab es damals nur solche Geistliche, die in der Bierbereitung erfahrener waren als in der Dogmatik, die z. B. die Kinder im Namen des Vaterlandes, der Tochter und des heiligen Hauches tauften, die behaupteten, die Gottesmutter habe durch das Ohr empfangen, die vor dem heiligen Abendmahl frühstückten und den Diakon zwangen, das Wasser zu trinken, in dem sie sich nach der Liturgie die Hände gewaschen hatten. Den Händen solcher Priester wagte Karl nicht einmal die Sachsen anzuvertrauen aus Furcht, er möchte sich bald darauf wieder zu einem Kriegszuge gezwungen sehen, um neue Götzenbilder, die des Bacchus und des Morpheus, zu stürzen. In seiner Verlegenheit zog er Alkuin zu Rate, zu dessen Orakel die damaligen Franken ihre Zuflucht nahmen, wie vordem die Hellenen zu dem der Pythia. Alkuin war ein Angle, und England hatte damals das Monopol der Theologen wie heutigen Tags das der Mechaniker. Dorthin wurde also ein Schiff geschickt, um Missionare zur Einweihung der Sachsen in die Geheimnisse des Glaubens herbeizuschaffen.

Jene heilbringende Arche der christlichen Religion, in die wir auch Johannas Vater mit seiner Frau steigen sahen, fuhr acht Tage auf den Gewässern, lief am neunten in die Rheinmündung ein und ging angesichts der Stadt Nimwegen vor Anker, wo jene

Seelenfischer zum ersten Male den deutschen Boden betraten. Von dort gelangten sie, die einen auf Eseln, die andern in Kähnen, wieder andre *per pedes apostolorum,* an die Quellen der Lippe und kamen hungrig und müde in Paderborn an, wo Karl umgeben von Kreuzen und Schilden residierte. Sachsen wurde von dem Sieger sofort an die neuangekommenen Priester verteilt, von denen ein jeder den Auftrag erhielt, die Hütten in der ihm zugewiesenen Provinz des Sachsenlandes mit dem Kreuz zu schmücken; dem Vater Johannas wurde befohlen sich nach Süden zu wenden, um das Götzenbild des Irminsul in Eresburg zu stürzen, bei welchem die damaligen Empörer zusammenkamen, wie die unseren in Chavtia (in Athen), Menschenopfer darbrachten und immer neue Verschwörungen anzettelten. Der unglückselige Mönch lud sein Weib und vier sächsische Schwarzbrote auf einen Esel und machte sich auf den Weg, das Tier am Zügel hinter sich herziehend und unter Tränen der behaglichen Hütte im Heimatlande gedenkend.

Acht volle Jahre zog Johannas Vater in den Wäldern Westfalens umher, taufend, lehrend, die Beichte hörend und begrabend. Er hatte dabei viel mehr Leiden auszustehen, als selbst der Apostel Paulus, denn er wurde viele Male gepeitscht, zehnmal gesteinigt, fünfmal in den Rhein und zweimal in die Elbe geworfen, viermal verbrannt, dreimal aufgehängt und blieb trotz alledem durch die Hilfe der Mutter Gottes am Leben. Wer etwa vermuten sollte, ich erzählte unglaubhafte Dinge, den verweise ich auf die Legendenbücher jener Epoche, um aus ihnen zu ersehen, wie die blonde allerheiligste Jungfrau mit ihren weißen Händen die Füße ihrer Gläubigen stützte, so oft sie aufgehängt wurden, mit einem Fächer aus Federn von Engelsflügeln die Flammen auslöschte, wenn sie verbrannt wurden, oder ihren blauen Gürtel abnahm und ihn den ins Wasser Geworfenen reichte, wie Ino dem Odysseus ihren Schleier.

Diese vielen Leiden hatten zwar nicht vermocht, den Eifer des unermüdlichen Apostels abzukühlen oder seine Gesinnung zu ändern, sein Körper wurde aber allmählich unkenntlich, nachdem ihm die Friesen das rechte Auge ausgeschlagen, die Longobarden die Ohren, die Thüringer die Nase abgeschnitten und die wilden

Bewohner des Hercynischen Waldes, um das Geschlecht der Missionare zu vertilgen, vor dem Altare des Teut seine beiden Kinder geopfert und darauf mit demselben unbarmherzigen Messer ihm jede Hoffnung auf Vaterschaft abgeschnitten hatten.

Jutta, welche selbst nach dem letzten Unfall ihrem verstümmelten Gatten treu blieb, suchte ihm auf jede erdenkliche Weise seine Betrübnis zu erleichtern. Wenn er in einer schlaflosen Nacht mit vergeblichem Verlangen das eine ihm verbliebene Auge auf seine Gattin richtete und den Verlust seiner Kinder und der früheren Freuden beweinte, tröstete sie ihn mit den Worten: „Jeden Tag zünde ich vor dem Bilde des heiligen Paternus eine Kerze an. Vielleicht wird dieser Beschützer des Ehestandes ein Wunder tun, daß wir wieder Kinder bekommen.“ Dieser Wunsch der schönen Jutta erfüllte sich bald darauf, aber ach! nicht durch ein Wunder des heiligen Paternus, sondern durch zwei Bogenschützen des Grafen von Erfurt. Diese Ungeschliffenen trafen sie an dem Ufer der Fulda, als sie das Kleid ihres Mannes zum Trocknen aufhing, während sich dieser, da er kein andres besaß, wie Odysseus in einen Haufen trockener Blätter versteckte, um das Trocknen seines frisch gewaschenen Kleids abzuwarten, streckten jene auf dem Grase aus und brachten ihr mit Gewalt die wahre Bestimmung des Weibes in Erinnerung. Nachdem die Soldaten ihre Lust gebüßt, zogen sie weiter, der unglückliche Mönch aber kroch aus seinem Versteck, zog das noch nasse Hemd an und entfernte sich mit seiner mißhandelten Frau, den Sachsen fluchend, die ihm außer dem Märtyrerkranz auch noch einen anderen auf das kahle Haupt gesetzt hatten.

Neun Monate später, im Jahre 818 gebar Jutta in Ingelheim, nach andern Schriftstellern in Mainz, ihre Tochter Johanna, die einst den Schlüssel Petri zum Himmel an sich reißen sollte. Ihr Vater oder vielmehr der Mann ihrer Mutter, taufte sie, damit sie sich gleich nach ihrer Geburt an die Unannehmlichkeiten des Wanderlebens gewöhnte, in dem kalten Wasser des Mains, in welches auch die Eingeborenen ihre Schwerter tauchten, um sie härter zu machen.

Die Wiege aller Helden schmücken nach alter Gewohnheit die Biographen mit Wunderzeichen, die die künftigen Vorzüge der-

selben im voraus verkünden. So erdrosselte Herakles als Wickelkind die Drachen, Criezot den Bären, die Bienen ließen sich auf Pindars Mund nieder, Pascal erfand als Zehnjähriger die Geometrie, als Byrons Held in den Armen seiner Amme die Liturgie hörte, wendete er die Augen von den runzeligen Heiligen ab, um sie mit Andacht auf die heilige Magdalena zu richten, unsere Heldin aber, die sich in der kirchlichen Laufbahn auszuzeichnen bestimmt war, wollte niemals am Mittwoch oder Freitag trinken, sondern wenn ihr an einem Fasttage die Mutterbrust geboten wurde, wandte sie die Augen mit Schaudern ab. Heiligenreliquien, Kreuze und Rosenkränze waren ihre ersten Spielsachen. Ehe sie zahnte, konnte sie das Vaterunser auf englisch, griechisch und lateinisch, ehe sie die Milchzähne verlor, unterstützte sie schon ihren Vater in seinem apostolischen Berufe, indem sie ihre sächsischen Altersgenossinnen katechisierte. Sie war kaum achtjährig, als ihre Mutter, die schöne Jutta starb, und am Grabe der Seligen hielt sie eine Leichenrede, auf den Schultern des Totengräbers stehend.

Während aber Johanna an Schönheit und Weisheit zunahm, fühlte ihr von den Schmerzen und dem Verlust seiner Lebensgefährtin niedergedrückter Vater seine Kräfte von Tag zu Tag schwinden. Vergebens rief er den heiligen Ghien an, damit er seinen wankenden Schritt festige, vergebens zündete er der heiligen Lucia eine Kerze an, ihm die Sehkraft auf seinem Auge wiederzugeben, damit er die Buchstaben des Psalteriums unterscheiden könne, und umsonst bat er den heiligen Fortius, seine Stimme zu stärken; seine Hände zitterten vielmehr so sehr, daß er, als er eines Tages der Priorin des Bitterfelder Klosters, der schönen Gisela, den Leib des Herrn reichte, anstatt ihn in den rosigen Mund der Jungfrau zu stecken, ihn auf ihre weiße Brust fallen ließ, die diese Dienerin Gottes auf besondere Erlaubnis des Papstes Sergius immer entblößt trug. Das Ärgernis war groß; die Kommunikantin errötete, die Nonnen verhüllten das Antlitz mit den Händen, die einheimischen Priester aber schrien: „Heiligenschändung!“ „Heiligenschändung!“ wiederholten als treues Echo die Klosterjungfrauen, stürzten sich wie Bacchantinnen auf den unglücklichen Alten, rissen ihm die heiligen Schmuckstücke ab und warfen ihn übel zugerichtet aus dem Kloster.

Vierzehn Tage irrte der unglückliche Apostel mit Johanna in den unwirtlichen Wäldern zwischen Frankfurt und Mainz umher, indem er unter den Laubkronen der Bäume übernachtete und mit den westfälischen Schweinen Eicheln verzehrte. Aber diese Speise, welche jene Genossen des heiligen Antonius so fett macht, machte ihn und seine Tochter binnen kurzem dünner wie die sieben Garben, welche Pharao im Traume sah. Vergeblich versuchte der Mönch, das Wunder seines Landsmanns, des heiligen Patrik, zu wiederholen, der durch ein Gebet die in den irischen Bergen umherlaufenden Wildschweine in saftige Schinken verwandelt hatte, und vergebens bat er die über seinem Kopfe fliegenden Adler, ihm Speise zu bringen wie dem heiligen Stephan. Johanna hob manchmal die feuchten Augen zu ihrem Vater auf und schluchzte: „Mich hungert." Anfangs streckte zwar ihr liebevoller Vater die abgemagerten Arme zum Himmel empor und erwiderte wie Medea: „Die Adern möchte ich mir öffnen, um mit meinem Blute deinen Hunger zu stillen." Allmählich jedoch trocknete ihm der Hunger die Kehle und das Herz derart aus, daß er auf die Klagen seiner Tochter nur die lakonische Erwiderung hatte: „Gehn wir weiter!"

Die Schwankungen eines Kronleuchters brachten Galilei auf die Konstruktion der Uhr, und der hungernde Mönch wurde durch eine Eisbärin auf die Entdeckung einer neuen Erwerbsquelle geführt. Als er eine dieser langhaarigen Töchter des Pols auf einem Jahrmarkte tanzen und ihren Herrn bei den Zuschauern einsammeln sah, kam er auf den Gedanken, Johannas frühreife Klugheit so wie der Tierbändiger die Tanzkunst der Bären zu benutzen, um durch sie sein täglich Brot und Bier zu verdienen. Mit Recht hat also der gelehrte Erasmus behauptet, jeder Vernünftige könne sogar von einem Bären viel Nützliches lernen. Er begann also seine Tochter für den neuen Beruf auszubilden, indem er ihrem zehnjährigen Mädchenkopf die Faseleien einprägte, die die damaligen Gelehrten Dogmatik, Dämonologie, Scholastik oder sonstwie benannten, und schrieb sie auf ein Pergament, von welchem er homerische Verse oder Epigramme Juvenals abgekratzt hatte. Als er sie zu diesem edlen Kampf für genügend vorbereitet hielt, begann er in den Herrensitzen und Klöstern des fruchtbaren Westfalenlandes umherzuziehen. Beim Eintritt begrüßte er fußfällig den

Herrn, segnete die Hausfrau, hielt den Dienstboten die Hände oder den Gürtel zum Kuß hin, dann stellte er Johanna auf einen Tisch, und die Vorstellung nahm ihren Anfang. „Meine Tochter," fragte er, „was ist die Zunge?" „Die Geißel der Luft." — „Was ist die Luft?" „Das Element des Lebens." — „Was ist das Leben?" „Für die Glücklichen eine Lust, für die Armen eine Qual, ein Erwarten des Todes." — „Was ist der Tod?" „Eine Reise nach unbekannten Gestaden." — „Was ist das Gestade?" „Die Grenze des Meeres." — „Was ist das Meer?" „Der Aufenthaltsort der Fische." — „Was sind die Fische? „Eine Zutat für den Tisch." — „Was ist eine Zutat?" „Eine gelunge Produktion des Kochs."

Nachdem nun der Nachweis vielfältiger Kenntnisse, in der Theologie wie in der Kochkunst, durch Frage und Antwort erbracht war, bat der Vater des jungen Mädchens den Burggeistlichen, schwierige Fragen aus einem beliebigen Gebiete menschlicher Wissenschaft an sie zu richten, und Johanna warf die Angel in den Ozean ihres Gedächtnisses und fischte stets die richtige Antwort heraus, die sie durch eine Stelle der Schrift oder des heiligen Bonifatius belegte. Nach dem Ende des Kolloquiums sprang sie leicht vom Tische herunter, nahm die Enden ihrer Schürze zwischen ihre Finger und hielt sie ausgestreckt einem jeden der Anwesenden hin, indem sie mit einem süßen Lächeln seine Freigebigkeit anflehte. Die einen warfen ihr ein Kupferstück, die andern ein Silberstück, andere Eier und wieder andere Äpfel zu; die aber, die nichts zu geben hatten, drückten einen Kuß auf die Stirn der blonden Theologin.

So lebten sie noch fünf Jahre zusammen, hatten jeden Tag zu essen, oft auch zweimal des Tages, übernachteten bald unter der getäfelten Decke eines Herrenschlosses, bald unter dem Strohdach eines Försters oder Jägers. Die Jahre und die Erinnerung an die ausgestandenen Leiden hatten den Eifer des Apostels etwas gemildert, so daß er niemanden mehr wider Willen zu katechisieren versuchte, niemanden mehr ohne seine Zustimmung taufte außer den Toten, die er am Tage nach einer Schlacht an den Ufern der Elbe oder des Rheins gefunden hatte; denn nach der damals herrschenden Ansicht öffnete selbst den Toten die ihnen zuteil gewordene Taufe die Pforten des Himmels.

Nach so vielen Wanderungen ging endlich der Greis, der so manches in seinem Leben durchgemacht hatte, zu jenen unbekannten Küsten, von denen es keine Wiederkehr gibt. Der Tod überraschte ihn in der Zelle des guten Eremiten Arkulph, der am Ufer des Mains in seiner Einsiedelei hauste, wo er Lobgedichte auf die Heiligen und Körbe für die Fischer anfertigte. Nachdem Johanna ihrem Vater das Auge zugedrückt hatte, begrub sie ihn unter dem Beistand des Einsiedlers am Flußufer unter einer Weide, in deren Rinde sie eine Inschrift einschnitt, die an die Tugenden des Seligen erinnerte, dann sank das arme Mädchen auf den Grabhügel, der ihren einzigen Beschützer auf Erden bedeckte, und mischte wie Othellos Weib die Welle, welche ihren Fuß netzte, mit heißen Tränen. Nachdem sie auf dem Grabe ihres Vaters jene fromme Spende der Liebe dargebracht, wischte sie sich schließlich die brennenden Augen. Die Betrübnis, die wir über den Verlust eines geliebten Wesens empfinden, gleicht dem Ziehen eines Zahnes; der Schmerz ist heftig, aber nur momentan. Nur die Lebenden verursachen uns dauernde Schmerzen. Wer hat je am Grabe einer Geliebten die Hälfte, den hundertsten, den tausendsten Teil der Tränen vergossen, die er über ihre Schlechtigkeit tagtäglich vergossen hatte? Nachdem sich also Johanna ausgeweint hatte, neigte sie sich zu dem Wasser nieder, um die brennenden Augen zu kühlen. Da beschaute sie zum ersten Male aufmerksam ihr Spiegelbild im Wasser, das Bild des einzigen Wesens, welches ihr zu lieben übriggeblieben war. Schauen wir über ihre Schulter und betrachten wir, was der feuchte Spiegel reflektiert: ein sechzehnjähriges Gesicht, runder als ein Apfel, blondes Haar wie das der Magdalena und ungeordnet wie das der Medea, Lippen so rot wie ein Kardinalshut, die unsägliche Wonnen verheißen, Brüste so voll wie bei einem Rebhuhn und noch wogend von schmerzlicher Rührung. So sah sich Johanna im Wasser, so habe auch ich ihr Bild in einer Kölner Handschrift gesehen. Dieser Anblick milderte gewissermaßen den Schmerz meiner Heldin, die sich auf dem Rasen ausstreckend und den Kopf auf die Hand stützend darüber nachzudenken anfing, wie sie ihre Schönheit und Weisheit ausnutzen solle, ob sie die Kutte anlegen oder einen andern Beschützer an Stelle ihres Vaters ausfindig machen

solle. Da sie ziemlich lange keine Ruhe gehabt hatte, schlief sie infolge der Hitze und eingewiegt von dem eintönigen Gesang der Grillen im Schatten der Bäume ein, die sie vor den Strahlen der Sonne und den Blicken der Neugierigen schützten.

Ich weiß nicht, ob Johanna auch den Lucian gelesen hatte; jedenfalls hatte auch sie, sobald sie die Augen geschlossen hatte, einen Traum wie der Samosatenser. Es schien ihr, als ob zwei Frauen aus dem Wasser stiegen. Die Brust der einen war entblößt, sie hatte Blumen im Haar und ein Lächeln auf den Lippen, die andre trug eine schwarze Kutte, ein Kreuz auf der Brust und Salbung auf dem Gesicht. Beide waren schön, aber die Schönheit der einen erinnerte an fröhliche Feste, Becherklingen und lustigen Reigentanz, der feuchte Blick der andern mahnte an die heimlichen Freuden der Klöster, geräuschlose Gelage und verschwiegene Küsse. Die Hüfte der einen hätte man in einem geräuschvollen Tanzsaal unter den Augen einer Menge von Zuschauern und beim Scheine von tausend Lichtern umfassen, vor der andern in einer stillen Klosterzelle beim unsichern Scheine einer vor einem Heiligenbild hängenden Lampe auf den Knien liegen mögen. Als sie näher an Johanna herangekommen waren, sprach die erste, indem sie liebkosend die blonden Locken unserer Heldin streichelte: „Ich sah dich in Zweifel befangen, ob du die Freuden dieser Welt „oder die Ruhe des Klosters vorziehen solltest; darum bin ich „sogleich herbeigeeilt, um deinen unsicheren Schritt auf den Weg „des wahren Glückes zu geleiten. Ich bin die heilige Ida; keines „der Güter der Welt ist mir versagt gewesen; ich habe mich „zweier Gatten, dreier Liebhaber und sieben Kinder erfreut, viele „Becher guten Rheinweins geleert, manche lustige Nacht durch„wacht; meine Schultern habe ich aller Welt gezeigt, meine Hände „den Lippen aller zum Kusse gereicht, beim Reigen durfte mich „umschlingen, wer nur tanzen konnte, und trotzdem werde ich als „eine der Heiligen gepriesen und verehrt. Auch dies ist mir „zuteil geworden, da ich zur Fastenzeit gute Fische aß, die Bro„samen von meinem Tische den unersättlichen Mäulern der Priester „zuwarf und meine abgelegten Kleider für die Bildsäulen der Ma„donna schenkte. Eine solche Zukunft verspreche ich auch dir, „wenn du auf meine Ratschläge hören willst. Du bist arm, obdach-

„los und zerlumpt; aber auch ich hatte, bevor ich Graf Ekberts „Weib wurde, nicht soviel, daß ich es von einem Fingernagel „hätte wegblasen können, auch meine einzige Habe waren meine „roten Lippen, durch die ich Reichtum, Ehre und Heiligkeit er- „worben habe. Sei also gutes Mutes, meine blonde Johanna. Du „bist schön wie eine Blume des Feldes, weise wie ein Buch Ina- „mars, schlau wie ein Fuchs des Schwarzwaldes. Dadurch kannst „du dir alles verschaffen, was das Leben Angenehmes hat. Aber „gehe den gebahnten Weg und überlaß den Dummen die rauhen „Pfade. Suche dir einen Gatten, der dir seinen Namen und „spanische Schuhe gibt, suche dir Liebhaber, damit sie diese „Schuhe küssen, habe Kinder, damit sie dich im Alter trösten, „habe, wenn du magst, auch ein Kreuz, unter das du dich flüchten „kannst, wenn du die Lebenden langweilst oder von ihnen ge- „langweilt wirst. Nur dieser Weg führt zum Glück; ihm bin ich „dreißig Jahre lang unter Blumen, in Gelagen, auf edlen Rossen „und bei Liederklang gefolgt, umgeben von einem Gatten, der „mich liebte, von Liebhabern, die meine Schönheit priesen, und „von Untertanen, die meinen Namen segneten; als aber das Ende „nahte, verschied ich auf einem purpurnen Bett, indem ich das „Abendmahl aus der Hand eines Erzbischofs empfing und von „meinen Kindern gestützt wurde. Jetzt erwarte ich furchtlos den „Tag des Gerichts unter einem marmornen Grabstein, auf dem „meine Tugenden in goldenen Lettern eingemeißelt sind."

So sprach die heilige Ida; so verständige Ratschläge flüstern auch heute die erfahrenen Mütter ihren Töchtern ins Ohr und flößen ihnen dadurch einen heilsamen Abscheu vor den Abgeschmacktheiten der Romanschreiber ein. Nachdem nun jene den schimmernden Rosenkranz der weltlichen Freuden vor den Augen des Mädchens entfaltet hatte, trat ihre kuttentragende Begleiterin herzu und begann mit ruhig fließender Stimme, wie die Quelle von Siloah, zu reden:

„Ich bin, Johanna, die heilige Liobba, wie auch du ein Kind „Britanniens, die Base des Schutzherrn dieses Landes, des „heiligen Bonifatius, und Freundin deines unter diesem Grabhügel „ruhenden Vaters.

„Welches die Güter dieser Welt sind, hast du von der da ge-

„hört. In bunter Reihe Heiraten, Mutterschaften, Liebesabenteuer „und Ritte aufzählend hat sie dir ein verlockendes Bild entworfen, „wie die Fischer den Fischen den Köder vorwerfen. Aber die „kluge Vermittlerin hat dir weder den Preis noch die Fehler der „Ware gesagt. Frage sie, wieviel Tränen sie über die Beleidigungen ihres Mannes vergossen hat, wieviel über die Treu„losigkeit eines Liebhabers, wieviel an der Wiege eines kranken „Kindes, wieviel vor dem Spiegel, wenn er ihr statt Lilien und „Rosen bleiche Farbe und Runzeln zeigte. Weder fanatisch noch „unverständig waren jene Jungfrauen, die der Welt entsagend „unter dem Dach eines Klosters Ruhe suchten, sondern sie „wußten, daß die Ehen voll Überdruß sind, sie hörten das Weh„geschrei der Frauen, welche gebaren oder von ihren Männern „geprügelt wurden, sie sahen ihre Leiber aufgetrieben und ihre „Brüste von Milch strotzend, sie zählten auch die Runzeln, die „schlaflose Nächte und Schmerzen auf ihre Stirnen gegraben „hatten. Der abstoßende Anblick einer taillenlosen, schwangeren „oder säugenden Frau hat uns ins Kloster getrieben, nicht Engels„visionen oder der Appetit nach trockenem Brot, wie die ein„fältigen Schreiber von Heiligenlegenden erzählen. Dort fanden „wir Unabhängigkeit und Ruhe in schattigen Zellen, wo weder „Kindergeschrei noch die Zumutungen eines Gebieters noch sonst „welche Sorgen unseren Schlaf störten. Aber damit nicht die „Welt ausstürbe, damit nicht die Weiber scharenweise in die „Klöster gingen, verbreiteten wir seltsame Gerüchte über unser „Leben, daß wir nächtelang auf kaltem Steinboden knien, daß „wir Stöcke pflanzen und so lange begießen bis sie treiben, daß „wir in der Asche liegen und uns unbarmherzig geißeln. So er„zählen ja auch die Falschmünzer, daß furchtbare Spukgeister „und bösartige Vampyre die Höhlen bevölkern, wo sie ihr falsches „Geld machen. Habe keine Angst vor dem Beinamen des heiligen „Pachomius, Zwieback — den essen nur die Unklugen — noch „vor der Mitternachtsglocke, die nur die Dummen weckt, noch vor „der Ärmlichkeit unserer Gewandung; sieh, was unter diesem „rauhen Gewebe verborgen ist."

Bei diesen Worten streifte die heilige Liobba die Kutte von den Schultern und stand da, in ein durchsichtig-zartes Gespinst

von Kos gehüllt, gewebte Luft, wie die Dichter derartige Gebilde genannt haben, unter welchem der Körper leuchtete wie edler Wein in böhmischem Kristallglas. Dann neigte sie sich zu dem Ohr der schlafenden Johanna hinab und fuhr mit noch sanfterer Stimme fort: „Auch Genüsse hat dir diese da verheißen; aber „frage sie, ob sie, von mißtrauischen Blicken bewacht, je eine „ungemischte Freude genoß, wenn sie sich dem Geliebten hin„gab und wenn sie nicht seinen zärtlichen Worten das Ohr lieh, „sondern auf das geringste Geräusch in ihrer Nähe horchte und „ihn angstvoll von sich stieß, wenn eine Tür knarrte oder ein „Blatt sich regte. Hast du schon einmal eine Katze gesehen, die „auf den Tisch gesprungen war und ihrem Herrn die Milch aus„trank, die Blicke gespannt, die Ohren gespitzt, die Haare von „Furcht gesträubt und die Füße zur Flucht bereit? So genießen „auch die Damen der Welt die verbotene Frucht. Wir aber, weder „von Sorgen noch von Spähern umgeben, sondern von hohen „Mauern und dichten Wäldern, verbringen den Tag wie die alten „Philosophen mit Gesprächen über die Lust, wenn aber die Stunde „derselben geschlagen hat, ziehen wir uns in unsre stillen Zellen „zurück, wo wir uns in Ruhe und Andacht für den Genuß vor„bereiten wie die Ritter für das Turnier. Wir tauchen diesen „härenen Stoff, den die Toren für ein Werkzeug der Kasteiung „halten, in lauwarmes wohlriechendes Waschwasser und reiben „damit den Körper, bis er rot wie eine Rose und feinfühlig gegen „jede Berührung wie ein Pferd gegen den Sporn wird, waschen „das Haar, verhüllen die Heiligenbilder, strecken uns im Winter „im Scheine brennender Holzscheite, im Sommer am offenen „Fenster aus und lauschen dem Gesang einer Nachtigall oder „summen, uns süßen Träumen hingebend, das Hohe Lied, bis „draußen auf dem Gange die Sandalen desjenigen ertönen, der „kommt, um diese Träume in Wirklichkeit zu verwandeln. Die „Orientalen haben die vereinigten Klöster erfunden, in denen die „Diener des Höchsten und die Bräute Christi unter demselben „Dach hausen, von einer Mauer getrennt, aber wir haben die Er„findung der Griechen vervollkommnet, indem wir in diesen „Wänden Öffnungen anbrachten, durch welche unsre Brüder im „heiligen Benedikt geräusch- und gefahrlos zu uns herüber-

„schlüpfen. Wir Nonnen haben zuerst in den Klostergärten die „süßduftende Raute gebaut, die von den Schmerzen der Mutter„schaft befreit, die starkriechende Erika, welche die Lippen un„ersättlich macht, und die scharfe Nessel, durch welche unsere „Liebhaber immer neue Kräfte bekommen, wie Antonius aus „der Erde.

„Aber glaube nicht, Johanna, daß wir unser Leben auf die vier „Wände der Klosterzelle und das Glück auf solche Genüsse be„schränken. Der Überdruß überfällt einen manchmal mitten im „Genießen. Hinter den Gitterfenstern der Zelle scheint uns der „Lauf der Sonne langsam und ein gepanzerter Ritter einem Mönch „vorzuziehen. Unter dem Vorwand einer frommen Pilgerfahrt zum „Grabe eines Heiligen ziehen wir in die Welt hinaus; wir betreten „die Paläste und Hütten, die Theater und Bäder und finden überall „freundliche Aufnahme, offene Arme und andächtig gesenkte „Häupter. Als ich einmal an den Hof Karls des Großen kam, „wurde gerade seine Vermählung mit Hildegard gefeiert. Grafen, „Edelfrauen, Ritter und Kirchenfürsten drängten sich im Saale der „Aachener Kaiserpfalz. Die Sänger feierten die Kämpfe des sieg„reichen Bräutigams, und die Tänzerinnen erregten durch ihre „wunderliche Mimik das Lachen, die Würfel rollten, und der Wein „kreiste in silberrandigen Bechern. Aber sobald meine schwarze „Kutte in der Türöffnung erschien, sobald mein Name: Liobba die „Heilige! in der Halle erschallte, ließen alle die Würfel, Becher „und Frauen im Stich und schauten unverwandt nach mir. Die „einen küßten die Enden meines Gürtels, die andern die Spuren „meiner Füße, der Kaiser allein meine Hände. Mein härenes Ge„wand verdunkelte den Glanz der Seide, der Diamanten, die ge„schminkten Wangen und die nackten Schultern; unter der auf „den Knien liegenden Menge erblickte ich den achtzehnjährigen „Robert, der die feuchten Augen und die gefalteten Hände zu mir „erhob und mit unersättlichem Verlangen mein Gesicht unter dem „Schleier suchte. Als das Fest zu Ende war, wurde ich vom „Kaiser selbst in das prächtigste Schlafgemach geleitet, das durch „eine Glastür mit dem Garten verbunden war. Als ich gegen „Mitternacht aufwachte, öffnete ich die Tür, um den Aloë- und „Myrrhenduft abzuschwächen, mit dem die Schwestern des Kaisers

„mir zu Ehren das Gemach parfümiert hatten, und sah mir gegen-
„über unter einem Apfelbaume Robert sitzen, die Arme auf die
„Knie und den jugendlichen Kopf auf die Arme gestützt, die
„Augen unverwandt auf mein Fenster heftend. Als er mich er-
„blickte, erwachte er aus seiner Versunkenheit und wollte ängst-
„lich fliehen, aber mit einem leichten Wink lud ich ihn zum
„Hereinkommen ein. Mit einem Satz aufspringend lag er vor
„meinen Füßen, aber der verzückte Jüngling wagte weder sich
„mir zu nähern noch ein Wort zu reden noch die Augen zu er-
„heben. Als ich aber sein Blondhaar streichelnd seine Stirn mit
„meinen Lippen berührte, betastete er, aus Furcht, von einem
„Nachtgespenst genarrt zu sein, mein Kleid, meine Hände und
„mein aufgelöstes Haar, um sich zu vergewissern, daß er die
„heilige Liobba halbnackt und lächelnd vor sich hatte. Welche
„Dame der Welt genoß je solche Verehrung, und die Lippen welcher
„von ihnen entflammten den Liebhaber zu so dankbarer Ekstase?

„Zwei ganze Monate blieb ich am Hofe Karls. Als ich der
„Gelage, der Handküsse und des Lärms müde von jenem gast-
„lichen Palaste Abschied nahm, hielt der Kaiser selbst die Zügel
„meines Esels, die Kaiserin und die Fürstinnen flehten mich unter
„Tränen an zu bleiben, und Robert raufte sich in Verzweiflung
„die Haare aus. Ein solches Leben verspreche ich auch dir, Jo-
„hanna; Freuden, unvermischt mit Schmerzen, anstatt der zweifel-
„haften Genüsse der Welt, Unabhängigkeit anstatt Sklaverei, einen
„Äbtissinstab statt der Spindel und Jesus statt eines sterblichen
„Gemahls. Du hast Ida als Anwaltin der Ehe gehört und mich
„als Sachwalterin des Klosters, wähle nun zwischen ihr und mir,
„Johanna!"

Die Wahl war nicht schwer, sie konnte auch mit geschlossenen Augen getroffen werden. Daher streckte unsere Heldin ohne Bedenken der beredten Kuttenträgerin beide Hände entgegen, während sich ihre Gefährtin beschämt und ohne einen Einwurf zu finden im Nebel auflöste, wie jene Dämonen in Weibergestalt, die die frommen Studien des heiligen Pachomius störten, dadurch daß sie weiße Brüste oder rote Lippen zwischen seine Augen und das Gebetbuch schoben. Nachdem die heilige Liobba die junge Proselytin auf die Wange geküßt, setzte sie erfreut hinzu: „Um über-

„zeugt zu sein, daß deine Vorliebe für das Kloster aufrichtig sei, „habe ich dir nicht gesagt, welch eine hochberühmte Zukunft, „welch einen unschätzbaren Lohn ich dir vorbehalten habe. Semi-„ramis wurde Königin der Assyrer, Morgana der Briten und Bat-„hildis Beherrscherin Galliens. Aber siehe, was du einst werden „wirst, Johanna!"

Da versetzte eine seltsame Vision, ein Traum im Traume, unsere Heldin in Erstaunen. Es schien ihr, als säße sie auf einem Throne, der so hoch war, daß ihr mit einer dreifachen Krone geschmücktes Haupt fast bis zu den Wolken reichte, während eine weiße Taube um sie herumflatterte, ihr mit den Flügeln Kühlung zufächelnd, und viel Volk sich zu Füßen des Thrones drängte und auf den Knien lag. Die einen schwangen silberne Weihrauchbecken, deren Dünste sich wie eine wohlriechende Wolke um sie lagerten, während andere die hohen Stufen hinaufstiegen, um ihr andächtig die Füße zu küssen.

Hast du vielleicht, lieber Leser, schon einmal geträumt, daß man dich aufhängte oder daß du aus großer Höhe in einen unermeßlich tiefen Abgrund fielst? Du wachst in dem Augenblick auf, wo der Strick deinen Hals zusammenschnürt oder dein Körper zerschellen soll, erwachst und — befindest dich im warmen Bett mit der Nachtmütze auf dem Kopfe und den Hund zu deinen Füßen. Nichts Angenehmeres als ein solches Erwachen; du befühlst deine Glieder und freust dich, sie heil zu finden, dann öffnest du die Augen und das Fenster, damit dich der böse Traum nicht wieder heimsucht. Aber wenn du einen schönen Traum gehabt hast, zum Beispiel daß du den Stein der Weisen oder eine vernünftige Frau entdeckt hast, und du erwachst in dem Augenblick, wo du die Hände nach diesen fabelhaften Kleinodien ausstreckst, dann erscheint dir alles unangenehm und widrig. Du verwünschest die nüchterne Wirklichkeit und steckst den Kopf unter das Kissen, um auf jede Weise die entfliehenden Traumbilder wieder zu fassen. Etwas derartiges empfand auch Johanna, als sie, aus jener entzückenden Vision erwachend, arm, schutzlos und allein vor dem frischen Grabe ihres Vaters stand. Bald kam der gastfreundliche Arkulph herbei, um ihr Trost und Speise zu bringen; sie aber wies die Trostworte und das unge-

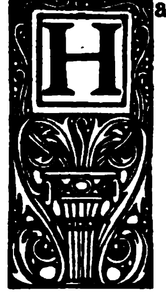
salzene Grünzeug des guten Asketen zurück und fragte: „Welches ist das nächste Kloster?“ „Das der heiligen Blithrud in Mosbach,“ erwiderte verwundert der Greis und zeigte mit zitternder Hand nach Osten. „Ich danke,“ antwortete Johanna, gürtete ihr Gewand und folgte der angegebenen Richtung, um zur Erwerbung der Güter zu eilen, die ihr die heilige Liobba verheißen hatte. Als sie der fromme Eremit mit langen Schritten davongehen sah, schrieb er in sein Tagebuch, daß durch seine Gebete die seine Einsiedelei beschattenden Bäume die Eigenschaft erlangt hätten, einem jeden, der in ihrem Schatten ausruhte, einen unbezwinglichen Drang zum Klosterleben einzuflößen.

Johanna, die in ihrer Ungeduld versäumt hatte, sich genau nach dem Wege zu erkundigen, lief wie ein gejagter Hirsch, solange sich der Weg gerade vor ihr erstreckte; aber als sie kurz darauf in ein Gewirr von engen Wegen und undurchdringlichem Buschwerk geriet, warf sie sich wie Demeter am Rande eines Brunnens nieder, um zu trinken und zu überlegen, was sie jetzt tun solle. Indessen brach die Nacht mondlos und dunkel über den Wald herein, und in der Finsternis funkelten unheimlich die Augen der Eulen und Wölfe. Das arme, verlassene Mädchen kauerte sich bald unbeweglich am Fuße einer alten Eiche nieder, bald lief sie von Furcht gejagt wie ein Nachtgespenst zwischen den Bäumen umher. So hin und her irrend bemerkte sie endlich im dichtesten Teile des Waldes ein schwachschimmerndes Licht, nach welchem sie ihre wankenden Schritte lenkte, in der Hoffnung, dort eine gastliche Einsiedlerhütte zu finden. Aber anstatt dessen fand sie nur ein hölzernes Bildchen der Gottesmutter, das in der Höhlung eines Baumes stand, und vor welchem eine jener wunderbaren Lampen hing, deren Öl nach dem Bericht der zeitgenössischen Schriftsteller niemals versiegte oder nach andern Erzählungen jeden Tag von den Engeln erneuert wurde. Vor diesem Bilde warf sich Johanna nieder und flehte die heilige Jungfrau um Schutz und Führung an, damit sie aus jenem ungeheuren Baumlabyrinth herauskomme. Ihre Gebete wurden erhört; ein dreifaches Wiehern von Eseln antwortete auf die Gebete des jungen Mädchens, und kurz darauf wurden die Tiere selbst sichtbar, unter der Last von drei dicken Mönchen seufzend, während ihnen ein vierter Esel

folgte, der einen einrädrigen Karren zog, auf welchem man zwei ziemlich lange Kisten erblickte, die in ein silbergesticktes Tuch eingehüllt waren. Die drei Eselreiter waren väterliche Freunde Johannas, die gottseligen Priester Raleigh, Ligun und Regibald; sie schafften die Gebeine der heiligen Märtyrer Petrus und Marcellinus nach Mühlheim, und unsere Heldin erhielt die Erlaubnis, sich auf den Wagen neben die heilige Ladung zu setzen. Als die guten Väter Johannas Schicksale erfahren hatten, erzählten sie ihr darauf, daß sie auf Befehl ihres Priors Eginhard nach Rom gezogen seien, um Heiligenreliquien zu kaufen, daß sie, weil sie über den Preis nicht hätten einig werden können, nachts von einem Engel geleitet, der ein Licht trug, in die unterirdische Kirche des heiligen Tiburtius eingedrungen seien und die Gräber der dort ruhenden Heiligen, des Petrus und Marcellinus, geöffnet und ihre Gebeine gestohlen hätten, die sie dann unter tausend Gefahren und Mühen glücklich nach Deutschland gebracht hätten. Diese ausgegrabenen Heiligen seien anfangs anscheinend unwillig gewesen, daß man ihre Ruhe gestört habe; klägliche Seufzer seien aus den Särgen gedrungen und viel Blut täglich aus ihnen hervorgeflossen, allmählich jedoch hätten sie sich in ihr Schicksal gefunden und, ihre alte Wirksamkeit wieder aufnehmend, Wunder getan, Lahme, Blinde und Gichtbrüchige geheilt, böse Dämonen ausgetrieben, Bier in Wein, Raben in Tauben, Götzendiener in Christen umgewandelt. Dies und vieles andre derart erzählten die Gottseligen der Johanna zum Lobe der Wunderkraft ihrer Heiligen, wie die Kinäden von ihrer syrischen Göttin; aber Johanna klangen noch die glänzenden Verheißungen der heiligen Liobba im Ohre, und sie achtete deshalb nicht auf die Legenden ihrer Reisegefährten; nachdem sie schließlich zwei- bis dreimal gegähnt hatte, schlief sie zwischen dem heiligen Petrus und Marcellinus ein. Da wir dasselbe auch bei dir fürchten, liebe Leserin, so verschieben wir die Fortsetzung unserer wahrhaften Geschichte auf das nächste Kapitel.

ZWEITER TEIL.

Regrettez-vous le temps où nos vieilles romances
Ouvraient leurs ailes d'or vers un monde enchanté,
Où tous nos monuments et toutes nos croyances
Portaient le manteau blanc de leur virginité?
(Musset, Rolla.)



Hast du vielleicht, lieber Leser, wenn du den Tag mit der Lektüre eines Romans aus dem Mittelalter zugebracht, etwa der „Heldentaten König Arturs“ oder der „Liebesabenteuer Lanzelots und Ginevras“, auf einen Augenblick die Hand mit dem Buche in den Schoß gelegt und, indem du die damalige Epoche mit der Gegenwart verglichst, jene goldenen Zeiten wieder herbeigewünscht, in denen die Frömmigkeit, der Patriotismus und die keusche Liebe noch auf der Welt herrschten, als treue Herzen unter dem Eisenpanzer schlugen und fromme Lippen die Füße des Gekreuzigten küßten, als Königinnen die Gewänder ihrer Gatten webten, als die Jungfrauen jahrelang in der Kemenate der Burg blieben und der Rückkehr des Bräutigams harrten, als der berühmte Roland sich in eine Höhle gegenüber dem Kloster zurückzog, das seine Geliebte umschloß, und vierzig volle Jahre nach ihrem Fenster blickte? Oft erwärmte sich mein Blut bei solchen Erinnerungen, und meine Augen feuchteten sich. Aber als ich die Lobredner jener Zeit aus der Hand legte und die Wahrheit unter dem Staub der Jahrhunderte suchte, in den Chroniken der Zeitgenossen, den Gesetzen der Herrscher, den Akten der Konzilien und den Verordnungen der Päpste, als ich anstatt des Hersart den Baronius und Muratori aufschlug und das Mittelalter so vor mir sah, wie es war, da beklagte ich nicht mehr, daß es vorüber sei, sondern ich hätte es lieber gesehen, jene goldenen Tage des Glaubens und Heldentums wären niemals für die Welt angebrochen.

Wir haben Johanna verlassen, wie sie mit zwei Heiligen, drei Mönchen und vier Eseln zusammen reiste. Der Weg war dunkel

und uneben, wie die Malweise der „neuen Schule", so daß Menschen und Tiere nach einem zweistündigen Marsch auf den schwer passierbaren Pfaden ganz ermüdet waren; als sie auf dem Gipfel eines Hügels von weitem die rote Laterne eines Gasthauses erblickten, folgten sie jenem heilbringenden Lichte wie die Weisen aus dem Morgenlande dem Sterne, der ihnen die Krippe des Heilands bezeichnete.

Von den Zeiten des Tacitus bis auf die unsrigen sind Gefräßigkeit und Trunkliebe die unausrottbaren Fehler der Deutschen, aber die gastfreundlichen Bewohner des alten Germaniens betranken sich in ihren Hütten, dem müden Wanderer Speise und Trank darbietend, die Mönche des Mittelalters lebten jedoch, seitdem der heilige Benedikt auf der Klostertafel den Wein durch das Bier ersetzt hatte, in den Kneipen, wie die alten Griechen auf dem Markte. Vergebens verfluchten die Konzilien und Papst Leo die Weinhändler und die Weintrinker, und vergebens legten die gastfreundlichen Eremiten ihre Einsiedeleien an den Landstraßen und in den Wäldern an, dem Reisenden unentgeltlich Unterkunft, grünes Kraut zum Essen und Heu zum Schlafen bietend. Die reisenden Priester gingen zwar manchmal in die Zellen der Einsiedler, nämlich wenn das Wetter schlecht war, aber sobald der Regen aufgehört hatte, eilten sie in das nächste Wirtshaus. Heutigentags sind die Wirtshäuser um der Reisenden willen errichtet, im Mittelalter wurden viele Mönche Reisende um der Wirtshäuser willen.

Nachdem die drei „Gottseligen" ihre Esel im Stall, die Reliquien der Heiligen auf dem Gasthofsbett, sich selbst aber vor dem Herd placiert hatten, weil es in jener Gegend keine Sommernächte gibt, öffneten sie die Nasenlöcher weit, um sich am Küchengeruch zu laben. Eine fette Gans wurde über einem glühenden Kohlenfeuer gedreht, und eine zweite schmorte in gutem Ingelheimer Wein. Der Anblick des Bratspießes und das Summen der Bratpfanne erweiterte den guten Vätern das Herz, die bald um einen Marmortisch herumsaßen und schon die Messer und die Zähne schärften, um die Beute zu zerlegen, als plötzlich ein düsterer Gedanke sich wie eine schwarze Wolke auf die frohen Gesichter der Gäste senkte. „Freitag," sagte Raleigh und stieß

den Teller von sich. „Ja, 's ist Freitag," erwiderte Ligun und legte die Gabel nieder. „Freitag," rief Regibald aus und schloß seinen breiten Mund, und alle sahen nach den Gänsen, wie Adam nach dem verlorenen Paradies, indem sie aus Verzweiflung in ihre Nägel statt in die Gänse bissen. Die damaligen Menschen waren verderbte Gesellen, Trunkenbolde, lüstern und Betrüger, aber sie hatten sich noch nicht wie die heutigen so weit verstiegen, an Fasttagen Fleisch zu essen, im damaligen Himmel gab es wie im Olymp der Alten Schutzheilige der Trunkenheit, und auf Erden erlaubten sie die Bischöfe nach dem Beispiel des Ekklesiastikus und des heiligen Augustin; wer aber die Fasten nicht einhielt, wurde entweder vom Blitz des Himmels erschlagen oder von den Speerträgern des Kaisers an einem hohen Baume aufgehängt.

Johanna, die aus Erfahrung wußte, was Hunger ist, bedauerte ihre hungernden Gefährten, da sie aber in der Wissenschaft der Kasuistik wohl beschlagen war, die den Occidentalen unbekannt, zum Gegenstand den Beweis hat, daß das Schwarze weiß, der Mond viereckig und die Schlechtigkeit Tugend ist, so versuchte sie mit Hilfe dieser Wissenschaft ausfindig zu machen, wie sie wohl, ohne eine Sünde zu begehen, speisen könnten. Nachdem sie sich eine geraume Zeit den Kopf zerbrochen hatte, sagte sie: „Tauft diese Gans als Fisch und eßt sie ohne Furcht. So tat mein guter Vater, als er von den Heiden ergriffen und unter Todesdrohungen gezwungen wurde, am Sonnabend vor Ostern ein ganzes Lamm aufzuessen. Übrigens sind ja auch die Fische und Vögel an ein und demselben Tage geschaffen worden, so daß ihr Fleisch verwandt ist."

Das Argument war, wenn auch nicht gut, so doch wenigstens gut erfunden; dann aber hat auch, wie es scheint, der Hunger, welcher selbst trockenes Brot schmackhaft macht, die Eigentümlichkeit, auch die zweifelhaftesten Gründe beweiskräftig zu machen, zum mindesten bei den Geschworenen, welche die Räuber oft deshalb freisprechen, weil sie seit lange hungerten, als sie das Verbrechen begingen. Aus demselben Grunde müßten die Geschworenen auch bei Vergewaltigung auf Freispruch erkennen, wenn die Angeklagten nachwiesen, daß sie es, um mit Theokrit zu reden, „nötig hatten".

Pater Raleigh dankte Johanna mit einem schallenden Kuß auf die Wange, nahm einen Topf mit Wasser in die Hand, besprengte die Gans dreimal und sprach mit Salbung: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, dies wird heute für uns ein Fisch sein.“ „Amen,“ antworteten seine Genossen, und kurz darauf waren von den neugetauften Fischen nur noch die Knochen übrig. Nachdem die guten Patres ihren Hunger gestillt, dachten sie daran, auch den Durst zu löschen, denn die damaligen Mönche aßen sich zuerst satt, dann verlangten sie nach salziger Nachspeise, um die Kehle abwechselnd zu befeuchten und trocken zu machen, indem sie wetteiferten, wer am meisten trinken könnte. Der Rausch war damals das billigste Vergnügen; kaum sieben Denare kostete das Maß Wein, welcher nicht nur in den Kneipen, sondern in den Kirchen, an den Straßen und selbst in den Frauengemächern in Strömen floß, welchen die Verfügungen der Päpste und Konzilien vergebens Einhalt zu tun suchten und welche in ihrem reißenden Ansturm jene Verfügungen fortspülten, wie die Wildbäche die Bäume. Bevor unsere Gottseligen zu trinken anfingen, nahm ein jeder nach damaliger Sitte den Namen eines Engels an, der eine Gabriel, der zweite Michael und der dritte Raguel, dann begannen sie die Hörner zu leeren, nicht der eine auf das Wohl des andern oder des Vaterlandes oder der abwesenden Freunde, wie das die Gewohnheit der Weltkinder ist, sondern der Madonna, des heiligen Petrus und aller Bewohner des Himmels. So verlangte es die Frömmigkeit jener Zeiten, die selbst das Sichbetrinken zu einem gottgefälligen Werk machte. Indes war es spät in der Nacht geworden und der *stabularius* (Wirt) eingeschlafen. Das Öl in der Lampe und der Wein in der Flasche nahmen ab, und nur der Brand der Kuttenträger nahm bei jedem Becher zu. Ihre Augen funkelten wie die Charons, aus ihrem Munde ertönten nur noch unartikulierte Laute, Flüche und Anrufungen der Madonna, Kirchengesänge und Trinklieder. Johanna, welche den Spruch Salomos wohl kannte, daß der Wein zügellos macht und die Trunkenheit frech, jenen Spruch, den der Weise in seiner Strafrede gegen die Zügellosigkeit schrieb, umgeben von dreihundert Frauen und siebenhundert Kebsweibern, hatte sich still in die dunkelste Ecke des Gemachs zurückgezogen,

aber auch dort fand sie nicht lange Ruhe; denn als die guten Patres Hunger und Durst gestillt hatten, fühlten sie das Verlangen, auch jenes sechste Gefühl zu befriedigen, für welches die Physiologen noch keinen Namen gefunden hatten und welches die schamhaften Geschichtsschreiber „Sinnenlust“ nannten. Daher nahmen sie nach Mönchssitte das untere Ende des Priestergewandes zwischen die Zähne und stürmten auf unsere leidensreiche Heldin los.

Zwinge dich nicht zu erröten, meine keusche Leserin; die Stahlfeder, mit der ich diese wahrheitsgetreue Geschichte niederschreibe, ist englisches Fabrikat aus der Fabrik von Smith, und darum keusch wie jene blonden Engländerinnen, die, um ihr jungfräuliches Gewand nicht zu beschmutzen, es bis zum halben Schienbein hochheben und dem Wanderer große Füße in doppelsohligen Schuhen zeigen; du läufst also keine Gefahr, von mir etwas zu hören, was

nicht erlaubt ist, einer Maid zu sagen.[1]

Johanna, von den drei Mönchen verfolgt, lief im Gemach hin und her, sprang über Tische und Stühle, indem sie ihnen bald einen Teller, bald einen Bibelspruch an den Kopf warf. Aber ihre heilige Beredsamkeit und die Tischgeräte zerschellten vergeblich an jenen Trunkenbolden, wie die Wellen an den Felsen. Schon streckten sie die Hände nach ihr aus, als sie auf dem Bett die Kisten mit den Gebeinen der Heiligen erblickte und zitternd hinter sie flüchtete. Die Gottseligen retirierten anfangs vor dem heiligen Bollwerk, wie die Wölfe vor den Feuern, durch welche die Hirten ihre Herden beschützen; aber bald vergaßen sie den Respekt vor den Heiligenreliquien und stürmten auf das Bett los, auf welchem das arme Mädchen zitterte wie die Lerche im Netz des Jägers. Der Stoß war so gewaltig, daß das Bett umfiel und mit ihm die Schreine der Heiligen, deren Märtyrergebeine auf dem Boden umherrollten.

Da erinnerte sich Johanna, daß einst Simson mit einem Eselskinnbacken tausend Philister erschlagen hatte; daher flehte sie zum Höchsten, ihre Rechte zu stärken, ergriff ein Schienbein des

---

[1] *Euripides' Orest Vers 26.*

heiligen Marcellinus und fing an, damit auf ihre lüsternen Verfolger einzuhauen. Aber die Knochen der letzteren waren scheinbar härter als die des Heiligen, so daß die Waffe binnen kurzem zerbrach und die Kräfte unserer keuschen Heldin erschöpft waren, welche nach einem hartnäckigen Widerstand auf dem Schlachtfeld niederstürzte, die Augen schloß und sich in ihr Schicksal ergab. Aber es gab damals im Himmel Heilige, die für die gefährdeten Jungfrauen Wunder taten. Als sich der hochwürdige Raleigh, der als der älteste das Vorrecht genoß, über Johanna neigte, als sein übelriechender Atem schon das bleiche Antlitz des Mädchens streifte, da ließ ihn plötzlich eine wunderbare Verwandlung, ein nie gehörtes Wunder mit Zittern zurückweichen. Weder in einen Baum wie Daphne, noch in eine Taube wie die heilige Gertrud, noch in ein wurmzerfressenes Skelett wie Vasine in den Armen des Dom Robert war Johanna verwandelt worden, sondern aus ihrer jungfräulichen Haut wuchs plötzlich ein langer starker Bart hervor, wie er die Gesichter der byzantinischen Heiligen beschattet. So rettete damals die Madonna die Jungfrauen, wenn sie von gemeinen Mönchen bedrängt wurden, indem sie nach dem heiligen Hieronymus als eifersüchtige „Schwiegermutter“ über die Ehre der Gemahlinnen ihres Sohnes wacht.

Johanna dankte der Madonna aus vollem Herzen für ihr hilfreiches Einschreiten, erhob sich, schüttelte ihren langen Bart wie ein Medusenhaupt gegen ihre eingeschüchterten Bedränger und entwich aus dem Gemach. Sie ging nach dem Stall, band einen von den Eseln los, bestieg ihn und entfernte sich aus der abscheulichen Herberge, in der sie in Gefahr geraten war die einzige Mitgift zu verlieren, die sie ihrem himmlischen Bräutigam zu bieten hatte. Ich brauche selbstverständlich nicht noch besonders hinzuzufügen, daß, als die Gefahr vorüber war, auch ihr Bart verschwand.

Die Schatten der Nacht und die Bäume des Waldes begannen sich nach und nach zu lichten. Binnen kurzem sah sich unsere umherschweifende Heldin in einer mit Erika bewachsenen Ebene, den sich rötenden Himmel über ihrem Kopfe und einen schwarzen Esel zwischen ihren Schenkeln. Da Johanna den Weg nicht kannte, ritt sie dahin, wohin die vier Beine ihres Reittieres sie

trugen; aber als sie kurz darauf den Lauf des Mains erreichte, folgte sie den Windungen des Flusses, wie Theseus dem Faden der Ariadne, bis sie bei Sonnenuntergang an das Ziel ihrer Reise gelangte.

Das Kloster Mosbach lag am Fuße eines steilen Berges; dort hatte es die heilige Blithrud angelegt, damit nicht der Eifer der Nonnen durch das Wehen des Nordwindes erkalte. Die Vesper hörte gerade auf, und die Klosterjungfrauen kamen Hand in Hand, einem Rosenkranz aus schwarzen Perlen gleich, aus der Kirche. Als sie Johanna erblickten, umringten sie sie sofort und fragten, wer sie wäre, woher sie käme und was sie wollte; als sie erfuhren, sie wünsche eine Kutte, Sandalen und eine Zelle, führten sie sie zur Äbtissin, welche unsere Heldin mit dem Erlöser verlobte, indem sie ihr die zehnmonatliche Probezeit wegen der Verdienste ihres seligen Vaters um die Religion erließ.

Die heilige Blithrud, welche die junge Nonne sofort wegen ihrer Bildung und ihres Geistes liebgewonnen hatte, machte sie zur Kustodin der Klosterbibliothek; diese umfaßte 66 Bände, einen für jene Zeit märchenhaften Schatz. Johanna, von früh bis abends in ihrer Zelle allein, verfiel in den ersten Tagen jener klösterlichen Langeweile, welche die Novizen ergreift wie die Seekrankheit diejenigen, welche zum ersten Male auf einem Schiffe fahren. Sie ging in der Zelle ein und aus, reinigte die Bücher, ihre Nägel und Haare, zählte die Perlen des Rosenkranzes und schalt auf das langsame Vorrücken der Sonne nach Westen. Ihre Genossinnen, welche auf das Wohlwollen eifersüchtig waren, das sie bei der Äbtissin genoß, und welche fürchteten, sie möchte ihre Worte und Taten ausspionieren, hielten sich mißtrauisch von ihr fern. Während sich die übrigen Jungfrauen in der Freizeit gruppenweise im Garten zerstreuten, indem sie sich fröhlich unterhielten, die Alten neckten, einander ihre Träume in der letzten Nacht erzählten, die Briefchen ihrer Liebhaber zeigten, die Länge ihrer Füße, die Farbe ihrer Lippen und ihres Haares verglichen, blieb Johanna oft allein wie ein Obelisk inmitten eines Platzes, maß die Höhe der Bäume und schalt auf die heilige Liobba, weil sie anstatt Genüsse nur Überdruß und Langeweile im Kloster fand, so wie die Glücksjäger die Zeitungen

verfluchen, wenn sie in Kalifornien statt Gold nur Steine und Fieber finden.

Langeweile und Müßiggang sind, glaube ich, die Hauptantriebe zur Frömmigkeit. Wir blicken nur dann zum Himmel auf, wenn wir auf Erden nichts zu tun oder zu hoffen haben, wir küssen die Heiligenbilder, wenn wir nichts anderes zu küssen haben. So begann Johanna, welche bisher ihre theologischen Kenntnisse als Erwerbsquelle benutzt hatte, indem sie die heilige Schrift und die Kirchenväter auswendig lernte, wie Donna Ristori die Verse Alfieris, innerhalb der vier Wände ihrer engen Zelle über das zukünftige Leben nachzudenken, da sie das gegenwärtige langweilig fand. Eine sonderbare Beschäftigung für ein siebzehnjähriges Mädchen. Aber die Klöster sind ja seit Jahrhunderten die Heimstätten merkwürdiger Geschmacksrichtungen. Die ägyptischen Mönche pflanzten Stöcke in die Erde und begossen sie so lange, bis sie ausschlugen, die Heiligen Ungarns verschluckten Läuse, und die Hesychasten brachten ganze Jahre zu, den Blick auf ihren Bauch heftend, um daraus das Licht der Wahrheit ausstrahlen zu sehen.

Die in metaphysische Spekulationen vertiefte Johanna verbrachte den Tag teils über die Schriften des heiligen Augustinus gebeugt, welcher die Freuden der Seligen und die Flammen der Hölle wie aus eigner Anschauung schildert, teils vergrub sie die Finger in ihren blonden Haaren und richtete an sich selbst jene Fragen über unsere gegenwärtige und zukünftige Existenz, welche sich alle Bewohner des „irdischen Jammertals“ mit Hoffnungslosigkeit vorlegen, und welche die Geistlichen und Theologen mit Ausflüchten und Gemeinplätzen beantworten, wie die Minister die Gesuche der Ämterjäger. Sonderbare Traumgesichte störten den Schlaf des armen Mädchens, in denen nicht mehr die heilige Liobba unendliche Freuden verhieß, sondern Dämonen fürchterliche Hörner schwangen oder Engel zweischneidige Schwerter in den Händen hielten. Bald hoffte sie auf die Freuden des Paradieses, bald fürchtete sie die Klauen des Teufels; den einen Tag glaubte sie an die Wahrheiten des Christentums von den Evangelien bis zu den Wundern des heiligen Martinus, drei Tage zweifelte sie wieder an allem; das eine Mal beugte sie das Haupt

vor dem göttlichen Richterspruch, der auf uns lastet, und ein andres Mal hätte sie, falls ihr Felsen zu Gebote gestanden, diese gegen den Himmel geschleudert, um ihn zu zerschmettern.[1] Mit einem Worte, sie war von jener Monomanie ergriffen, der alle anheimfallen, die mit Aufrichtigkeit die Lösung des geheimnisvollen Problems unseres Daseins suchen. Was sind wir? Woher kommen wir? Was wird einst unser Schicksal sein? Solche Fragen, unlösbar im menschlichen Gehirn wie Wachs im Wasser, versuchte sie zu lösen. Dabei blieben die Haare Johannas ungepflegt und ihre Zähne müßig; ihre Augen waren vom Wachen gerötet, ihr Gesicht gelb und ihre Nägel schwarz. So soll ja nun nach dem berühmten Paschalis auf Erden die Verfassung des echten Christen sein, der fortwährend zwischen der Furcht vor der Hölle und der Hoffnung auf die Seligkeit schwebt und im Dunkel den Weg zum Himmel unter Seufzen sucht. Aber diesen Zustand, wie aristokratisch er auch sein mag und wie sehr er sich auch für hervorragende Geister eignet, wünsche ich dir nicht, lieber Leser. Da ist denn doch die heitere und sorglose Frömmigkeit jener guten Christen vorzuziehen, die, Loblieder auf die Heiligen singend und am Freitag Krabben essend, ohne Sorgen der Freuden des Himmels harren. Gar viele, welche ihre geistige Überlegenheit beweisen wollen, bemitleiden diese glücklichen Sterblichen, ich aber beneide sie um ihre Seelenruhe und die gesunde Farbe ihrer Backen. Wenn sich ein Türke oder ein Feueranbeter zum Christentum bekehren wollte, so würde ich ihm raten, statt jeder anderen die katholische Kirche zu wählen, deren Feierlichkeiten so prächtig, deren Messe so kurz und deren Fasten so reich an Zwischenspeisen sind, während ihre Musik sich dem Ohre einschmeichelt und ihre Bilder die Augen erfreuen; als Beichtvater müßte er nicht einen wilden Bossuet oder einen Lacordaire wählen, der seinen Augen unaufhörlich die Hölle und ihre Insassen vorführt, sondern einen sanften Schüler des Eskobar, um ihn auf einem Atlasteppich an den Ort der Seligen zu geleiten. Da der Höchste nach dem heiligen Augustinus und Lactantius, „die blumigen Pfade nicht verabscheut, wenn sie uns

[1] Man hielt damals das Himmelsgewölbe für kristallen. Siehe die Anmerkungen.

nur zu ihm führen," warum sollen wir dann durch Dornen, Stacheln und in bloßem Wasser gekochte Kräuter zum Himmel streben, indem wir näselnden Gesang anhören und häßliche Bilder küssen? Aber kehren wir zu unserm Gegenstand zurück und möge die Schuld für meine Abschweifungen auf die 57 athenischen Zeitungen und die vier Glocken der russischen Kirche fallen, die jeden Augenblick den Faden meiner Erzählung zerreißen.

Die schlimmen Krankheiten, nämlich die Pest, die Pocken, die Liebe und die nach Amors blonder Mutter genannten Krankheiten, haben wenigstens das Gute, daß man nur einmal von ihnen befallen wird. Derartig war auch die metaphysische Krankheit Johannas. Nachdem sie sich ein Vierteljahr den Kopf zerbrochen, um die Lösung des unlösbaren Rätsels zu finden, schloß sie endlich ihre Bücher, öffnete das Fenster ihrer Zelle und sog die Frühlingsdüfte begierig ein. Der April näherte sich seinem Ende, und die ganze Natur, grünend, lächelnd und duftend, glich einem jungen Mädchen, welches von einer erfahrenen Zofe angekleidet worden ist. Die Frühlingsdüfte berauschten die junge Nonne, welche in die Dunkelheit ihrer Zelle und der Metaphysik versenkt mit stetig zunehmender Begierde das Grün der Wiesen betrachtete und den Veilchenduft einsog. Zwischen dem Frühling und einem zwanzigjährigen Menschenherzen besteht nach den Angaben der Dichter und der Ärzte ein geheimnisvolles, schwer zu erklärendes Verhältnis, wie das des Sokrates zu Alcibiades. So oft wir grüne Bäume, schwellendes Gras oder dunkle Grotten erblicken, fühlen wir sofort das Bedürfnis eines Gefährten in diesem Paradiese. Johanna aber erinnerte sich ihres Traumes und gedachte der Hoffnungen, in denen sie sich gewiegt hatte, als sie in dieses Kloster eintrat, in welchem sie nur Langeweile, alte Bücher und niederdrückende Gedanken gefunden hatte. „Liobba, Liobba, wann wirst du deine Versprechungen erfüllen?" rief sie aus und rüttelte verzweifelt an den Gittern ihres Gefängnisses. Da sie aber in ihrer Zelle weder einen Hund zum Prügeln noch chinesische Porzellangefäße zum Zerschlagen hatte, schlug sie die Hände vor das Gesicht und fing an zu weinen. Nichts Süßeres als die Tränen kann es geben, wenn eine Hand da ist, bereit, sie zu trocknen, oder Lippen, die geneigt sind, diesen „Regen des

Herzens", wie die Inder sie nennen, wegzuküssen. Aber wenn man einsam weint, dann sind die Tränen echt und bitter, wie jede Wahrheit in der Welt.

Geräusch von Schritten auf dem Gang riß kurz darauf Johanna aus ihrem schmerzlichen Sinnen, und als die Tür sich öffnete, trat die Äbtissin herein und hielt an der Hand einen bartlosen Jüngling, der das Gewand des heiligen Benedikt trug und seine Blicke bescheiden auf seine Sandalen heftete. „Johanna," sprach die Äbtissin, den jungen Mönch unserer erstaunten Heldin vorstellend, „der Prior von Fulda, der heilige Rhabanus Maurus will Missionare nach Thüringen schicken und verlangt deshalb von mir die Briefe des heiligen Paulus mit goldnen Buchstaben auf wertvolles Pergament geschrieben, um durch den Glanz des Goldes die Augen der Ungläubigen zu blenden und ihnen so mehr Achtung vor den Wahrheiten des Evangeliums einzuflößen. Dieser junge Benediktiner ist Pater Frumentius, wie du durch Frömmigkeit und gute Handschrift ausgezeichnet. Arbeite mit ihm zusammen, bis der Auftrag unseres Bruders Rhabanus ausgeführt ist. Nimm goldene Tinte, Federn hast du schon da, und Essen will ich euch von meinem eignen Tische schicken. Lebt wohl, meine Kinder." Nach diesen Worten ging die heilige Blithrud hinaus und schloß die Tür hinter sich, wie die moldauischen Bauern, wenn der Schulze ihre Hütte besucht. Aber die heilige Blithrud gehörte zu jenen tugendhaften Frauen, deren Geist unfähig ist, etwas Böses zu denken. Hätte sie einen Diakonen eine der Klosterjungfrauen küssen sehen, sie hätte gewiß geglaubt, er tue dies, um sie zu segnen.[1] Von Jugend auf durch die Pocken entstellt, hatte sie nur unschuldige Küsse kennen lernen und vermochte nicht zu glauben, daß es auch andre auf der Welt gebe. Sonst lebten in diesem Jahrhundert die Jünger des heiligen Benedikt, Männer und Frauen, mit kirchlicher Erlaubnis in den Klöstern hübsch beieinander. Nach einigen Chronographen waren ihre Beziehungen unschuldig und rein, wie die unseres heiligen Amun, der achtzehn Jahre lang mit seiner Frau zusammenlebte, welche als Jungfrau starb. Nach Muratori jedoch entstanden durch ein

[1] Siehe die Einleitung.

derartiges Zusammenleben oftmals Skandale und Kinder. Aber die letzteren wurden gewöhnlich in die Fulda geworfen. So wurde die Ehre der Klöster gerettet und die Fische wurden fett.

Sobald das junge Paar allein war, streifte es die Ärmel der Kutten auf und begann sofort seine Tätigkeit, d. h. nämlich die Abschrift der Episteln des heiligen Paulus. Vierzehn Tage lang kam der junge Mönch jeden Morgen in die Zelle Johannas, wo er mit ihr bis zum Abend zusammen arbeitete. Aber der achtzehnjährige Jüngling, der weder die heilige Schrift noch die Bekenntnisse Augustins noch die Rede des heiligen Basilius über die Jungfräulichkeit oder ein anderes heiliges Buch gelesen hatte, war gerade deswegen keusch und rein wie der Schnee, auf welchem sich der heilige Franziskus wälzte, um die Versuchungen des Fleisches zum Schweigen zu bringen; daher machte die Abschrift der Briefe des heiligen Paulus rasche Fortschritte, und seine Beziehungen zu Johanna blieben unverändert. So oft die Hand unserer Heldin der seinigen nahe kam oder ihre Haare sich berührten, wenn sie sich über das Pergament beugten, fühlte er sein Herz schlagen wie die Glocke eines Wartturmes in der Stunde der Gefahr, aber er selbst hätte nicht sagen können, ob es rechts oder links schlug. Johanna, welche oft den Origenes, den Chrysostomus und die Regeln des Fasters gelesen hatte, kannte alles theoretisch; sie hätte gewiß über derartige Dinge debattieren können, unter Anwendung der technischen Ausdrücke, die nur den Ärzten, den Hetären und den Theologen geläufig sind. Aber mit einem Manne allein befand sie sich jetzt zum ersten Male, und ihre Ratlosigkeit, was zu tun sei, nahm täglich zu, wie die der englischen Reisenden mitten in den Nekropolen von Ägypten, die sie doch auf der Karte so genau studiert haben.

Die Lage der beiden jungen Leute wurde mit jedem Tage unerträglicher. Weder wußte Frumentius, was er verlangen, noch Johanna, was sie anbieten sollte. Unterdessen näherte sich die Abschrift dem Ende; nur noch der Brief an die Hebräer war übrig, und dann war die bittre Trennung unvermeidlich da. Oft kratzte Johanna, wie eine andre Penelope, während der Nacht aus, was sie am Tage geschrieben hatten. Ihr Genosse bemerkte den Kunstgriff, erriet seinen Zweck, errötete oder stieß Seufzer aus,

die genügt hätten, die Flügel einer Windmühle in Bewegung zu setzen, aber darauf beschränkte er sich auch, und der Tag ging vorüber wie die anderen voll vergeblicher Sehnsucht und getäuschter Hoffnungen. Aber weder du noch ich haben so viele Tage zu verlieren, lieber Leser. Da ich übrigens eine wahre Geschichte schreibe, so kann ich mich nicht darauf einlassen, den Dichtern oder jenen Schriftstellern nachzuahmen, welche Aufregungen, Tränen, Erröten und andere platonische Zutaten anhäufend ihre süßen Verse paarweise zusammenspannen wie die Bauern ihre Ochsen am Pflug, oder Perioden drechseln, die runder sind als die Brüste der Venus. Der große Dante gab solchen Leuten den Namen Kuppler, mir aber will weder die Bezeichnung noch der Beruf gefallen. Ich überlasse daher dies beides dem Plato, Ovid, Petrarca und ihren Nachbetern und will nur immer die nackte ungeschminkte Wahrheit darstellen, so wie sie aus dem Brunnen hervorgegangen ist.

Die beiden Liebenden hatten die Abschrift des letzten Briefes des Apostels vollendet, und die Sonne, welche Galilei noch nicht zur Unbeweglichkeit verurteilt hatte, vollendete ihren täglichen Umlauf. Es war die Stunde, in der die Rinder zu ihrem Stalle zurückkehren und die Christen die Madonna mit dem *Ave Maria* begrüßen. Die Glocke hatte die Nonnen zur Vesperandacht gerufen, und kein Laut ließ sich mehr in den Klostergängen hören. Johanna saß am Fenster in einem Bande der Schrift blätternd, Frumentius starrte verzückt nach seiner Genossin, welche die untergehende Sonne, durch die roten Fenster der Zelle scheinend, mit einem strahlenden Schimmer umgab, wie die russischen Maler die Köpfe der Heiligen. Unsere damals siebzehnjährige Heldin glich nicht jenen weißen, engelhaften Jungfrauen, denen man nicht nahezukommen wagt aus Furcht, sie möchten ihre Flügel öffnen und davonfliegen, auch hätte man sie nicht mit einem Rosenkelch vergleichen können, sondern vielmehr mit jener Pflanze des warmen Palästina, welche an ein und demselben Zweig nicht nur duftende Blüten, sondern auch dem hungrigen Wanderer appetitliche Früchte darbietet. Die schattige Zelle und der gute Tisch des Klosters hatten das Fleisch der schönen Johanna gefestigt und ihre Haut glatt gemacht, ihr erst einmal geschnittenes Haar

wogte dichter als früher um die runden Schultern. Alles dies war freilich ungepflegt, vernachlässigt und etwas wild, aber nach einem Ausspruch Shakespeares bedarf weder das reine Gold der Vergoldung, noch die Rose des Parfüms, noch die Lilie der Schminke, noch, wie ich meinerseits denke, ein siebzehnjähriges Mädchen der Wohlgerüche und der kunstvollen Frisur.

Frumentius fuhr fort zu schweigen, Johanna die Blätter der Schrift umzuschlagen, wobei sie bald zwischen den Zähnen irgendeine Bibelstelle murmelte, bald laut las. Aber bald hörte sie auf zu blättern, und mit süßer Stimme wie der einer jungen Indierin, welche eine giftige Schlange beschwört, begann sie zu lesen:

Das Hohelied Salomos.

Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes; denn deine Brüste sind lieblicher denn Wein und der Duft deiner Myrrhen herrlicher denn alle Wohlgerüche.

Dein Name ist eine ausgeschüttete Salbe, darum lieben dich die Mägde.

Du bist schön, mein Geliebter, und du bist lieblich. Unser Bett grünt.

Du sollst die Nacht im Schatten meiner Brüste verbringen.

Komm, mein Freund, laß uns aufs Feld gehen.

Draußen werde ich dich finden und küssen. Dort will ich dir meine Brust bieten. Festiget mich mit Myrrhen, bringet Äpfel um mich her.

Setze mich wie ein Siegel an dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen noch die Ströme sie ersäufen.

Dies hörte Frumentius, und da er nicht wußte, daß die Äpfel, die Brüste und die Küsse prophetische Allegorien seien, die die künftige Liebe des Heilands zu seiner Kirche versinnbildlichten, so fühlte er wie ein zweiter Hiob sein Fleisch und seine Haare sich vor Verlangen sträuben. Bei jedem Vers jenes göttlichen Hochzeitsliedes näherte er sich der Lesenden um einen Schritt, und beim letzten lag er vor ihr auf den Knien. Da hob Johanna den Kopf vom Buche, und die Augen der beiden Liebenden trafen sich. Wenn man sich am Rande eines Abgrundes befindet (und

das war, glaube ich, die Lage unserer Heldin), muß man, wie gesagt wird, die Augen schließen, sonst wird man schwindlig und fällt; sie aber schloß die Augen nicht, daher fiel — das Buch aus ihrer Hand und

Quel giorno più non vi leggero avanti.[1]

Nach dem Krimkriege verlangte der Bevollmächtigte Preußens eine Adlerfeder, um seinen Namen und seine Titel unter den Friedensvertrag zu schreiben; ich aber möchte aus Amors Flügel eine Feder haben, um das kurze Glück des jungen Paares zu beschreiben. Einsamkeit, Ruhe, reichliche Nahrung, Frühlingswehen, nichts fehlte ihnen, was das Glück der Liebe ausmacht. Johanna, die wegen der Abschrift von den Morgenandachten, den Bibelvorlesungen, den Betstunden und den sonstigen klösterlichen Übungen dispensiert war, konnte von früh bis in die Nacht mit ihrem Genossen zusammensein. Aber obschon es Mitte Juni war, schienen doch die Tage den unersättlichen Lippen der jungen Leute zu kurz zu sein. Oft seufzten sie in der Vesperstunde am offenen Fenster sitzend, während die Glocken traurig klangen, als ob sie den sterbenden Tag beweinten; gern hätten sie wie Josua zur Sonne sagen mögen: stehe still; aber diese ging, um den Antipoden zu leuchten, und die Liebenden trennten sich in der Erwartung des nächsten Tages.

Noch zehn Tage verbrachten sie in der engen Zelle, schreibend, plaudernd, küssend, und hatten der Zeit, die wirklich schön war, nichts vorzuwerfen, als daß sie so schnell vorüberging. Aber endlich brach der Unglückstag der Trennung an. Die Abschrift des heiligen Paulus war längst fertig, und der Prior schickte dem Frumentius einen Maulesel und den gemessenen Befehl, in seinen Pferch zurückzukehren. Der unglückliche Jüngling verwünschte sein Gelübde, seinen Vorgesetzten und alle Heiligen und verabschiedete sich von seiner Freundin, den Wanderstab in den Händen haltend, aber die Tränen vermochte er nicht zu halten. Johanna weinte nicht, weil einige ihrer Klosterschwestern zugegen waren, und weil die Frauen, so gefühlvoll sie auch sein mögen, nur so oft und wo es möglich ist, weinen. Als Beispiel hierfür mögen

[1] An jenem Tage lasen sie nicht weiter (Dante, Hölle, Gesang 5).

jene feinfühligen Engländerinnen dienen, die, wenn sie die Myrrha oder Medea von Ristori sehen, am Rande des Buches die Stellen anstreichen, wo man weinen muß.

Aber sobald sich Johanna wieder allein sah, fühlte sie auf ihrer Brust jenen Druck, der uns dann befällt, wenn wir uns überessen haben, oder nach dem Verlust der Mutter, einer Geliebten, des Vermögens oder eines andern unersetzbaren Gutes. Nach dem alten Plutarch kennen die Frauen nicht einmal den Schatten der echten Liebe. Ich meinerseits glaube, daß es bei ihnen nur eine sekundäre Krankheit ist, die sich aus der Langeweile und dem Alleinsein entwickelt. Die Frauen der Welt, die jeden Abend aus dem Arm des einen Mannes in den eines andern übergehen (ich meine nämlich die Bälle), haben weder zum Seufzen Zeit noch um etwas andres als ihren Fächer zu lieben. Sie gleichen jenem Esel, der inmitten vier Kleehaufen nüchtern blieb, weil er nicht wußte, welchem er vor den andern den Vorzug geben sollte. Vielleicht täusche ich mich, aber alle verliebten Weiber, die ich gekannt habe, waren entweder junge eingeschlossene Mädchen, die von schlaflosen Eltern wie die Äpfel der Hesperiden von einem Drachen bewacht wurden, oder reife Damen, die schon mehr Jahre als Bewunderer ihrer Reize zählten. Die Entmutigung der armen Johanna, die zwischen den vier Wänden allein war, von denen noch gestern so viele Liebesschwüre und Küsse widerhallten, nahm von Tag zu Tag zu. So oft der heilige Augustinus melancholisch war, „wälzte er sich im Schmutz wie in einem duftenden Bad,“ die heilige Genoveva weinte so lange, bis sie das Hemd wechseln mußte, der heilige Franziskus umarmte schneebedeckte Statuen, die heilige Libania zerriß ihren Körper mit einem eisernen Kamme, und die heilige Liutberga verschluckte Nadeln. Unsere Heldin, vernünftiger als alle diese Heiligen, legte sich in eine Ecke ihrer Zelle und versuchte mit einem Wedel aus Taubenfedern (das waren die einzigen im Kloster geduldeten Tiere) die Fliegen und die trüben Gedanken zu verscheuchen. Die Junihitze machte ihren Schmerz noch brennender, und die Tage erschienen ihr länger als das Leben eines alten Onkels den Erben. In den Anfällen von Verzweiflung nahm sie manchmal, um die sie umgebenden schlimmen Phantasiebilder zu verjagen, zu den frommen Vor-

schriften der Hagiographen ihre Zuflucht, indem sie sich bald mit ihrem Gürtel geißelte, bald ihr Bettuch mit eiskaltem Wasser kühlte oder versuchte ihren Schmerz im Wein zu ersäufen nach dem Rate des Prediger Salomonis. Aber alle wundertätigen Mittel waren gegen diese Mutlosigkeit unwirksam, und selbst das *agnus castus,* dessen bloßer Geruch nach Angabe der Hagiographen hinreicht, um jede Versuchung zu vertreiben, hatte keine Kraft gegen die Bitterkeit der Trennung.

Die Zeit, sagt man, heilt alle Wunden, aber ich glaube, die Liebe und den Hunger stillt sie nicht. Im Gegenteil: je länger man vernünftig oder nüchtern bleibt, um so mehr nimmt der Appetit zu, bis man schließlich dazu gelangt, seine Stiefeln aufzuessen, wie die Soldaten Napoleons in Rußland, oder seine Ziegen zu lieben, wie die Hirten der Pyrenäen. Ungefähr in einem solchen Zustand befand sich auch unsere Heldin, als eines Abends, während sie am Ufer des Fischteiches saß und ihr Essen melancholisch mit den Karpfen teilte, sich ihr geheimnisvoll der Klostergärtner nahte und ihr, unruhig nach allen Seiten umherblickend, heimlich einen Brief übergab, der mit roter Tinte auf dem zarten Leder eines totgeborenen Lammes geschrieben war. Johanna entfaltete ihn, er war am Rande mit Blumenguirlanden, blutenden, pfeildurchbohrten Herzen, sich schnäbelnden Tauben, brennenden Fackeln und anderen Symbolen zärtlicher Liebe geschmückt, mit denen man damals die Liebesbriefe verzierte, wie heutzutage die Matrosen ihre Arme und Schienbeine; folgendes war der Inhalt:

Frumentius grüßt in Gott seine Schwester Johanna. Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele nach dir, meine Schwester.[1] Meine Tränen rinnen, und meine Augenlider fließen mit Wasser.[2] Tränen sind meine Speise am Tage und mein Schlaf des Nachts.[3] Der Hungrige träumet vom Brote, und auch ich sah dich im Traum der Nacht, Johanna,[4] aber ich erwachte und fand dich nicht bei mir. Da bestieg ich meinen schwarzen Esel und kam zu deinem heiligen Gezelt. Am Grabe der heiligen Bomma erwarte ich dich. Komm, meine Taube,

---

[1] Psalm 42, 2. — [2] Jeremia 9, 18.
[3] Psalm 79, 5. — [4] Jesaia 29, 8.

ausgezeichnet wie die Sonne, komm, daß du mit deinen Strahlen den Mond verdunkelst.[1]

So lautete des Frumentius Brief. Wenn man heute an ein Weib schreibt, setzt man Ugo Foscolo und Georges Sand in Kontribution, die damaligen Dichter schrieben die Psalmen und Propheten ab, so daß ihre Briefe glühend wie die Lippen der Sunamith und wie der Sand der Wüste waren.

Um die fünfte Nachtstunde, als die Glocke die Jungfrauen zur Frühmesse rief, nahm Johanna in die rechte Hand ihre Sandalen, in die linke ihr Herz, um sein Schlagen zu mäßigen, und stieg die Klostertreppe hinab, indem sie lautlos wie eine Schlange auf dem Grase schlich. Der Mond, der den Schmugglern und Ehebrecherinnen so treulich leuchtet und den die Dichter euphemistisch „keusch" ebenso wie die Furien „ehrwürdig" nennen, ging gerade hinter den Zinnen des Klosters auf und beleuchtete den Weg unserer Ausreißerin, welche zum Rendezvous eilte und dabei unbarmherzig den Sellerie und Lattich des Klostergartens zertrat.

Nachdem sie so ungefähr eine halbe Stunde gegangen war, kam sie schließlich an den Friedhof, der von so dichten Zypressen und Eibenbäumen beschattet wurde, daß weder der Wind noch die Sonnenstrahlen in jene finstre Speiseanstalt der Würmer einzudringen vermochten. Frumentius hatte seinen Esel an einen Baum gebunden, der das Grabmal der heiligen Bomma beschattete; er selbst saß auf dem Grabstein und hielt seinen Stock mit einer Hornlaterne an der Spitze hoch, um seiner Geliebten als Leuchtturm zu dienen. Sobald er Johanna zwischen den Gräbern furchtsam herankommen sah, stürzte er sich auf sie wie ein Kapuziner auf einen Schinken am Ende der Fasten. Aber der Ort war für solche Zärtlichkeiten nicht gerade geeignet; daher hängte er die Fackel an den Hals des Esels, stieg mit Johanna auf seinen Rücken und entfernte sich eilends aus jenen Todesschatten. Das unglückliche Tier, von einer doppelten Last gedrückt, aber auch von vier Fersen angespornt, ließ seine langen Ohren hängen und fing an zu laufen, wobei es als Protest gegen diese Behandlung

[1] Hohelied 1, 5.

ein so lautes Geschrei ausstieß, daß (nach einer glaubwürdigen Legende) viele von den dort ruhenden Jungfrauen in dem Glauben, die Posaune des jüngsten Gerichts ertöne, ihre kahlen Köpfe aus den Grabmälern hervorstreckten.

Johanna, umschlungen von den Armen und gelehnt an die Brust des guten Frumentius, atmete mit unbeschreiblichem Entzücken die Luft der Felder ein. Das junge Paar eilte schon, nachdem es den Wald hinter sich gelassen, durch eine offene, mit Gerste und Bohnen bebaute Ebene. Da kurz darauf die Sonne aufging, zwang der junge Mönch, um seine Gefährtin vor den heißen Strahlen zu schützen, durch eine wunderwirkende Anrufung einen großen Adler, seine Flügel über ihrem Kopfe auszubreiten, indem er sich in seinem Fluge dem Schritt des Esels anpaßte. Solche Wunder brachten die damaligen Christen zustande, deren Herz einfältig, deren Glaube fest und deren Gebete bei der Madonna allmächtig waren, während heutzutage die gelehrten, aber wenig gläubigen Weisen des Jahrhunderts, die den Kompaß und das Mikroskop statt Kreuz und Rosenkranz in der Hand halten, zwar genau wissen, wieviel Federn der Schwanz eines Vogels hat und wieviel Sporen der Kelch der Blumen enthält, dennoch weder Adler durch einen Wink zu zähmen noch die Dornen durch eine Träne in Lilien zu verwandeln vermögen. Übrigens werden sie auch von dem hochwürdigsten Abt Krelier gehörig gescholten, der sie Götzendiener nennt, weil sie im christlichen Himmel Merkur und Venus [1] beibehalten, und Atheisten, weil sie die Namen der Pflanzen ändern; dabei ruft er wie ein zweiter Jeremias aus: „Fluch! Fluch! und abermals Fluch! über den Fortschritt und die Wissenschaft."

Nach einem vierstündigen Ritt machten die Flüchtlinge Halt, um sich an einem kleinen See auszuruhen, an dessen Ufer sich einst ein riesiges Standbild des Irminsul erhoben hatte. Dieses Götzenbild hatte der heilige Bonifatius durch einen Hauch in die Tiefe des Sees gestürzt; aber seine alten Verehrer, obgleich Christen geworden, bewahrten im Innersten ihres Herzens doch noch einige Reste von Ergebenheit gegen ihren ertränkten Beschützer, dem

---

[1] nämlich die Planeten.

sie fortfuhren Geschenke darzubringen, indem sie das Jahr hindurch Kuchen, Fackeln, Honigscheiben und Käse in das Wasser warfen, zur größten Freude der Fische, welche durch diese Spenden so dick wie die Priester der syrischen Göttin geworden waren. Frumentius, welcher mütterlicherseits von den heldenhaften Mitstreitern Wittekinds abstammte, war, was den Aberglauben betrifft, ein echtes Kind Sachsens, während Johanna, obwohl eine tüchtige Theologin, doch wie Sokrates die Vorurteile der Zeitgenossen teilte. Die meisten Christen jener Zeit schwankten zwischen Christus und den Götzen hin und her; sie glichen in dieser Hinsicht jener alten Frau auf Chios, welche täglich vor dem Bilde des heiligen Georg eine Kerze anzündete und eine zweite vor dem des Teufels, mit der Begründung, es sei gut, überall Freunde zu haben.

Die beiden Liebenden knieten am Seeufer nieder und legten dem Irminsul die Reste ihres Frühstücks, einige Kopfhaare und wenige miteinander vermischte Tropfen ihres Blutes vor, indem sie durch diese Spende ihren Bund ewig und unzerreißbar machten wie den des Dogen von Venedig mit dem Meere. Nach der Feier zog Frumentius aus dem Quersack ein Mönchsgewand, welches anzulegen er seine Geliebte bat, damit sie als Novize im Kloster von Fulda aufgenommen würde. „So“, setzte der Jüngling errötend hinzu, „werden wir unbelästigt in derselben Zelle wohnen, von demselben Teller essen und die Feder in dasselbe Tintenfaß tauchen, während die Vorsteher, wenn sie merken, daß du ein Weib bist, dich mit den andern Katechumenen in den Weibersaal einschließen werden, wo sie allein den Zutritt haben, während ich draußen vor der Schwelle vor Verzweiflung umkommen werde.“

Johanna lehnte die Verkleidung als gottlose Tat ab, indem sie den Bitten ihres Geliebten das Schriftwort entgegenhielt: „Nicht soll Mannesgewand an einem Weibe sein, noch soll ein Mann weibliche Kleidung antun.“ Er aber hielt an seinem Verlangen fest und hielt der Bibelstelle die Meinung des Origenes entgegen, nach welcher die Weiber am Tage des Gerichts in Männer verwandelt werden sollen. Auf die Antwort Johannas, Origenes sei ein Häretiker und außerdem ein Eunuch gewesen, erinnerte sie

der Jüngling an das Beispiel der heiligen Thekla, der Schwester des Apostel Paulus, und außerdem an die heilige Margareta, die heilige Eugenia, die heilige Matrona[1] und soviel andre Heilige, die unter einem Männergewande ihren weißen Körper wie einen Engelsfittich bergend die Heiligkeit erwarben, indem sie mit Mönchen zusammenlebten. Jugend, Schönheit und Leidenschaft waren Beweismittel, die des jungen Katecheten Beredsamkeit unbesieglich machten, so daß Johanna kurz darauf sowohl die Vorschriften des Moses und ihre weibliche Kleidung mit ihren kleinen Füßen trat, als auch die Kutte anzog und die Sandalen anlegte, die sie nach einigen Jahren den Großen der Erde, die um ihren Thron knieten, zum Kusse hinhalten sollte. Als die Verwandlung geschehen war, führte sie Frumentius an das Ufer des Sees, um ihr Spiegelbild im Wasser anzuschauen. Nie hatte der Gürtelstrick die Hüfte eines lieblicheren Mönchs umspannt, und ihr Antlitz schimmerte unter der Mönchskutte wie eine Perle in der Auster. Frumentius konnte sich gar nicht satt sehen an seinem Bruder Johannes, vor dem knieend er in Verzückung seine Schönheit durch einen jener mystisch-anatomischen Hymnen zu besingen begann, mit welchen die Mönche jener Epoche die einzelnen Glieder der Madonna, die Haare, die Wangen, die Brüste, den Bauch, die Schenkel und die Füße priesen, wie die Roßkämme die Schönheiten ihrer Pferde und Herr P. Soutzos die seiner Heldinnen.

Nach dem Ende des Lobgesanges ritt das junge Paar weiter und lenkte die Schritte des Reittieres nach dem Kloster Fulda zu, wo Johanna in der Herde des heiligen Benedikt Aufnahme finden wollte. Ganze zwölf Tage brauchten die Flüchtlinge, um die dreißig Meilen zwischen Mosbach und Fulda zurückzulegen; sie ruhten aus, wo sie Schatten fanden, badeten in jedem Bach und schnitten ihren Namen in jeden Baum, der ihren Freuden Schatten spendete. Die Wärme der Sonne, der Jugend, der Liebe und vor allem die vom Reiten machte dieses beständige Haltmachen zur Notwendigkeit. Übrigens fand Frumentius, der die heilige Geschichte dieser Gegend genau kannte, immer einen frommen Vor-

[1] Siehe über diese die Einleitung.

wand, um abzusteigen, bald um vor dem Baume zu beten, wo die heilige Thekla den Blinden geheilt hatte, indem sie auf seine erloschenen Augen einige Tropfen Milch ihrer jungfräulichen Brust träufeln ließ, bald um den Erdhügel zu küssen, wo das Blut des heiligen Bonifatius geflossen und aus jedem Tropfen wie aus dem des Adonis eine Anemone entsprossen war.

Johanna ging lächelnd auf die Aufforderungen ihres Geliebten ein; die Hirten und Bauern wunderten sich über die Schönheit und Frömmigkeit der beiden kuttentragenden Jünglinge, beeilten sich, wenn sie sie trafen, ihre dreieckigen Hüte abzunehmen und wetteiferten, wer zuerst ihre Hände küssen und ihnen Brot, geronnene Milch, Bier und Früchte darbringen dürfte. Ein anderes Mal wieder begegneten sie halbnackten Slavoniern, welche wie das Schilfrohr an den Flußufern hausten, von den Wanderern einen Wegezoll verlangten und die sich Weigernden ins Wasser warfen. Aber Frumentius entfernte sie durch ein Gebet zum heiligen Michael, welches diese amphibischen Räuber sofort in die Flucht schlug.

Als sich eines Morgens das hübsche Paar im Schatten einer alten Eiche auf seinen Liebeslorbeeren oder vielmehr auf Klee ausruhte (denn in Deutschland wächst Lorbeer nur auf Heldenstirnen), kamen zwei Weiber heran, am Fuß mit einem leichten Kettchen gefesselt, mit geschminkten Wangen und als einzige Kleidung nur ihr aufgelöstes Haar tragend. Es waren Sünderinnen, die von ihrem Geistlichen dazu verurteilt waren, nackt und in Ketten zum Grabe des heiligen Marcellinus zu wallfahren, um Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Diese frommen Pilgerfahrten fanden gewöhnlich am Ende des Frühlings oder am Anfang des Sommers statt, wenn die Temperatur eine so paradiesische Gewandung erlaubte.

Die meisten dieser Magdalenen, die wohl wußten, daß die Berührung der heiligen Reliquien alsbald jeden Makel von ihnen nehmen werde, genierten sich durchaus nicht, unterwegs ihre Sünden zu vermehren, indem sie die Bauern um Gastfreundschaft und die Reisenden um Almosen baten und beide mit der Münze bezahlten, mit der die heilige Maria von Ägypten ihr Fährgeld entrichtete. Ihr adamitisches Kostüm machte solche Entlohnung

häufig und bequem. Die beiden Pilgerinnen, die nicht ahnen konnten, was unter Johannas Mönchskutte verborgen war, näherten sich und baten um einige Denare, für die sie den beiden Jünglingen für das zukünftige Leben die Pforten des Himmels und für das gegenwärtige ihre Arme zu öffnen versprachen. Frumentius, der Johanna als Panzer gegen jedwede Versuchung vor sich hatte, wies mit seinem Gürtelstrick die schamlosen Anerbietungen jener Sirenen zurück, vor denen er zurückwich, indem er seine Freundin in die Arme nahm, wie die Asketen das Kreuz, so oft sie vom Dämon des Fleisches versucht wurden. Aber während jene heiligen Eremiten mit Zittern das eine Auge vom Dämon wegwandten, hefteten sie das andre mit Begierde und zugleich mit Schaudern auf ihn, wie ein hungriger Jude auf einen Schinken; Frumentius dagegen, ein echter Sohn des Occidents, gebrauchte den Genuß als Gegenmittel gegen die Begierde und wandte darum mühelos beide Augen ab.

Unseren Heiligen, welche wachten, sich geißelten und fasteten, bis ihr Mund voll Würmer war, gelang es nur mit Mühe dem Heulen des Fleisches Schweigen zu gebieten, dadurch, daß sie Tag und Nacht gegen die Teufel in Weibesgestalt ankämpften und selbst die Vögel und Ziegen aus ihren Klöstern entfernten als ihrer Keuschheit gefährlich, während die Franken, nachdem sie durch ein kleines Opfer den Geist des Unreinen befriedigt hatten, in Ruhe und Seelenfrieden über ihr Heil nachdenken konnten, ohne jeden Augenblick gezwungen zu sein ihre Gebete zu unterbrechen, um wie der heilige Antonius die Versuchung durch eine Dusche zu überwinden. Nach dem weisen Archigenes ist die Abstinenz das stärkste Reizmittel; die Franken taten daher wohl daran, solche Mittel aus ihren Klöstern zu verbannen.

Nachdem die Sonne den längsten Tag des Jahres erhellt hatte, war sie schon längst zur Rüste gegangen, als die beiden Reisenden nach Überschreitung der das Kloster Fulda umgebenden erloschenen Vulkane endlich klösterlichen Grund und Boden betraten. Die Nacht war mondlos und lieblich, und nur die Sterne spiegelten sich in den Wellen der Fulda; sobald aber die jungen Leute dem Kloster näher gekommen waren, bemerkten sie zwischen den Bäumen einen roten Schein, wie von einer gewaltigen Feuers-

brunst. Füchse, Hirsche und riesige Wildschweine flüchteten sich ängstlich, und die Nachtvögel suchten mit unsicherem Flattern ihre Schlupfwinkel auf. Johanna schmiegte sich zitternd an die Brust ihres Gefährten, und selbst der Esel spitzte unruhig seine Ohren, indem er mit Vorsicht und Furchtsamkeit vorwärts ging, wie ein Soldat des Papstes in das Schlachtenfeuer. Feuersäulen, Rauchwolken, Glocken- und Liederklang, Weihrauch- und Kuchendünste reizten gar bald die Augen, Ohren und Nase unserer Heldin, deren Staunen und Furcht bei jedem Schritte zunahmen, ohne daß Frumentius' Heiterkeit sie zu beruhigen vermochte, der auf ihre wiederholten Fragen nur durch Gelächter und Küsse antwortete. Da wir aber, schöne Leserin, dir dieselbe Antwort leider nicht auch geben können, so wollen wir dir mitteilen, daß der Tag oder vielmehr die Nacht der 24. Juni war, an welchem vor 800 Jahren der Kopf des heiligen Johannes der Tochter des Herodias als Entgelt für ihren Tanz überreicht worden war, wie heutzutage der Elsler oder Taglioni ein Bukett. Die vom heiligen Athanasius ausgegrabenen Gebeine des Johannes waren nach der damaligen Gewohnheit Wunder wirkend in der ganzen Welt herumgekommen, während der Kopf von einem gallischen Mönch von Alexandrien nach Gallien hinübergeschafft worden war. Denn die Franken des Mittelalters raubten aus den Kirchen des Orients die Reliquien der Heiligen, wie ihre Nachkommen die Überreste der antiken Kunst. Ein Finger des heiligen Sergius oder ein Schienbein der heiligen Febronia wurden damals viel teurer verkauft als heutigen Tages ein Hermeskopf oder ein Venusarm. Der im Kloster des heiligen Angelis aufbewahrte Kopf des heiligen Johannes diente anstatt des Chinins den Einwohnern zur Heilung des Fiebers. Der Ruf jenes wundertätigen Kopfes verbreitete sich allmählich im ganzen Occident, und alljährlich wurden zu Ehren des Heiligen überall zahllose Feuer angezündet, um welche getanzt und gezecht wurde, wie in heidnischer Zeit beim Palilienfeste. Die Göttin Pales war längst vergessen, aber ihre ehemaligen Verehrer liebten immer noch Wein, Tanz und fröhliche Abende, und in Ermangelung von Göttern widmeten sie den bärtigen und kuttentragenden Heiligen des christlichen Himmels die heitere Verehrung der lustigen und bartlosen Bewohner des Olymps.

Das Fest war auf seinem Höhepunkt, als die beiden Reisenden im Klosterhofe anlangten. Von den Mönchen schleppten die einen Strohbündel und leere Fässer zum Feuer herbei, während die andern die Zipfel ihres Mönchskleides hochhoben und über die heilige Flamme wegsprangen; hatte das Feuer ihre nackten Füße versengt, so steckten sie sie in einen Trog voll Wasser. Andre tanzten um das Feuer oder lagen im Grase und steckten die Finger in die Fleischschüsseln und füllten die Trinkgefäße aus den Fässern. Andre wieder liefen mit einem brennenden Scheit in den Händen im Garten umher und suchten Habichtskraut zur Vertreibung der Teufel oder vierblätterigen Klee, welcher, wenn er in der Johannisnacht gesucht wird, dem Finder die unterirdischen Dämonen dienstbar macht. Die lustigen Mönche empfingen mit Freudengeschrei den heimkehrenden Bruder und Johanna, die er ihnen als einen verwaisten, dem Herzog Ansigis leibeigenen Verwandten vorstellte, der die Dienstbarkeit zu schwer empfunden habe und sie nun mit dem Mönchsgewand vertauschen wolle. *„Dignus, dignus est intrare in nostro Sancto Corpore"* erwiderten die Benediktiner unisono und zogen die junge Novize in den schnellen Wirbel des Reigentanzes hinein, der sich wie eine vielgewundene Schlange um das am höchsten auflodernde Feuer drehte. So lernte Johanna gleich bei ihrem Eintritt in das Kloster das Tanzen. Denn in jener Zeit hatte der Tanz, den die Geistlichen unserer Zeit als eine Erfindung des Teufels verbieten, nichts Gottloses und Religionsfeindliches an sich, sondern er war einfach ein Beten mit den Beinen wie die Psalmen ein solches mit den Lippen, beide waren von dem Propheten und König David erfunden worden, so daß sie als legitime Kinder desselben Vaters verschwistert sind.

Die Sterne erbleichten am Himmel und die Feuer erloschen auf der Erde, als die Glocke die betrunkenen und schläfrigen Zecher zwang, den Tanz oder das Weinfaß im Stich zu lassen, um zur Frühmesse zu eilen. An jenem Morgen ertönte, wie immer nach einem Feste, lautes Schnarchen statt der Hymnen unter der gewölbten Decke der Kirche, und infolgedessen, so sagt man, hat sich bei den Mönchen die Gewohnheit erhalten, auch wachend durch die Nase zu singen. Diese Gewohnheit, welche aus den

Kirchen des Occidents zusammen mit dem Eselsfeste und den andern gotischen Überresten des Mittelalters verbannt ist, hat bei uns eine Zufluchtsstätte gefunden, wo sie sich gesund und kräftig erhält, die Kirchen von Tag zu Tag leerer, die Frömmigkeit der Orthodoxen kälter und ihre Spenden geringer macht. Die Religionen gleichen den Frauen. Solange beide jung sind, brauchen sie keine Schönheitsmittel und keine Schminke, um von ergebenen Verehrern umringt zu sein, die bereit sind, als Liebhaber oder erste Christen selbst das Leben für sie hinzugeben; wenn sie jedoch altern, sind sie gezwungen zum Schminktopf und andern kosmetischen Mitteln ihre Zuflucht zn nehmen, um wenigstens noch einige Zeit ihre an Zahl abnehmenden Anbeter festzuhalten. Die römische Kirche, die das sehr wohl bemerkt hat, nahm, sobald sie den Eifer der Gläubigen erkalten sah, zu den Malern und Bildhauern ihre Zuflucht, wie die gealterte Juno zum Gürtel der Venus, um ihre Runzeln zu verbergen und ihre Blöße zu bedecken, die orientalische Kirche dagegen, obwohl älter als ihre Schwester, ist, sei es aus Armut, sei es aus Stolz, dabei geblieben, die Gläubigen durch näselnde Gesänge und schielende Madonnen anziehen zu wollen. Die Frömmigkeit ist längst aus der Welt verschwunden, aber die Gemälde Raffaels, die Stimme Lacordaires oder der Kastraten des Papstes locken immer noch Beter unter die Kuppel von Sankt Peter oder ins Pantheon, während wir nur einmal im Jahre, die Ohren verstopfend, in die Kirche gehen.

Als die Frühmesse vorüber war, beeilte sich Frumentius, Johanna in ihrem neuen Käfig unterzubringen. Das Kloster Fulda glich mehr einer Festung als einem Mönchspferch. Hohe Vulkane, deren Krater der heilige Sturm durch einige Tropfen Weihwasser ausgelöscht hatte, umgaben es ringsum; der gleichnamige Fluß diente als Graben dieser Mönchsfestung, die von Türmen und zackigen Zinnen flankiert war. Die damaligen Mönche des heiligen Benedikt liebten es, abgesehen von Wein und Schlaf, sich auch in die politischen Kämpfe der Zeit zu mischen, und so oft sie von einem Mächtigen aus dem Felde geschlagen wurden, verschanzten sie sich hinter den Mauern des Klosters wie die Zeitungsschreiber hinter den Artikeln der Verfassung. Karl der Große hatte die Sitten der Krieger in der Kutte gemildert, indem er

ihnen alle Waffen außer den geistlichen wegnahm, aber die Klöster besaßen immer noch ihr kriegerisches Aussehen. Johanna besuchte nacheinander die Zellen, das Studierzimmer der Novizen, das mit den Kolossalstatuen der zwölf Apostel geschmückte Refektorium, die unterirdischen Verließe, wo die bösen Mönche lebendig begraben wurden, und endlich die Bibliothek, in der sechzig Schreiber Tag und Nacht arbeiteten, die einen alte Handschriften abschabend, die andern auf dem so zubereiteten Pergament die Kämpfe des heiligen Babylas oder der heiligen Priska statt der des Herkules oder Hannibal niederschreibend. Der Garten aber war vernachlässigt, denn die guten Väter machten sich wenig aus Blumen und gar nichts aus Gemüsen, die, wie sie zu sagen pflegten, viel kostbaren Raum im Magen beanspruchen, und denen sie Gänsebrüste und Schweinskeulen vorzogen. Die letzteren verglichen sie mit den Sprüchen der Bibel, die in wenigen Worten viel Inhalt haben.

Nach der Beschreibung der Wohnstätte wollen wir nun auch versuchen das Bild der Bewohner etwas zu skizzieren. Die Mönchsorden hatten sich so sehr vermehrt, und so mannigfaltig waren die Namen und Arten der Mönche geworden, Theatiner, Rekollekten, Karmeliter, Johanniter, Franziskaner, Kapuziner, Kamaldulen, Barfüßer, Sandalenträger, Bärtige, Bartlose, Schwarzgekleidete, Weißkutten und andre, daß der berühmte Zoologe Born versucht hat, sie zur Vermeidung von Verwechselungen nach ihren Hauptmerkmalen in Gattungen und Arten einzuteilen, wie dies Linné mit den Tieren und Pflanzen getan hat.

Schlagen wir nun diese Linnéische Mönchskunde bei dem Wort Benediktiner auf, so finden wir folgende wissenschaftliche Definition dieser Art von Kuttenträger: „bartloses Gesicht, geschorener Schädel, Füße in Sandalen steckend; trägt ein langes, schwarzes, bis zu den Füßen reichendes Gewand und einen Mantel, der bis zu den Fersen geht, krächzt drei- bis viermal des Tages und einmal um Mitternacht mit heiserer Stimme; ißt alles, fastet selten."

Dies waren die Hauptcharakteristika; außerdem trugen die deutschen Benediktiner an der Kapuze noch ein kleines aufgenähtes Marienbild zum Schutz vor bösen Gedanken und Läusen; ihre

Gesichter hatten große Ähnlichkeit mit den Palimpsesthandschriften, auf welchen unter den frommen geistlichen Liedern des Mittelalters zuweilen liebegirrende Verse von Anakreon und Sappho sichtbar werden. Viermal täglich speisten die trefflichen Patres. Statt Butter brauchten sie Schweinefett und statt Gabeln die Finger; diejenigen, welche gesündigt hatten, wurden durch Entziehung des Schmalzes auf einige Wochen bestraft, wie bei uns in solchen Fällen durch Entziehung des heiligen Abendmahls. Zweimal monatlich rasierten sie sich; am Karfreitag wuschen sich alle die Füße, und dreimal im Jahre ließen sich die dicksten unter ihnen schröpfen, um die unsauberen Gelüste zu vertreiben, oder auch, nach der Angabe einiger Chronikenschreiber, einen Schlaganfall zu verhüten. Die meisten waren ungebildet, einige jedoch konnten das Vaterunser, und andre verstanden sogar zu schreiben; diese erhielten wie die Helden Homers beim Essen doppelte Portionen und Wein statt Bier. Alle heiligten den Feiertag; da es aber nicht genau bekannt ist, an welchem Tage nach Erschaffung der Welt Gott ausruhte, so taten sie aus Furcht, eine Sünde zu begehen, die ganze Woche nichts. Die Konstitution dieser Mönche war so stark, daß die meisten stehend starben, wie die russischen Soldaten, die man, wie gesagt wird, nach eingetretenem Tode stoßen muß, damit sie umfallen.

Der Hirt dieser Herde von Kuttenträgern war damals der berühmte heilige Rhabanus Maurus, dessen Gedächtnis mehr Fächer enthielt als das Laboratorium eines Pharmazeuten. Der gelehrte Abt, welcher alle Meere befahren hatte, auf denen die Reisenden je die Seekrankheit bekommen haben, war aller lebenden und toten Sprachen mächtig, außerdem verstand er Astronomie, Magie, Kirchenrecht und die Geburtshilfe; er hatte sogar einen Apparat erfunden, mittelst dessen die Kinder im Mutterleibe getauft werden konnten, damit sie im Fall einer Fehlgeburt jenem düstern Reiche entgingen, in welchem die ungetauften Kinder mit den unbeerdigten Heiden am Ufer des Styx umherirren. Als Johanna in das Fuldaer Kloster eintrat, war der heilige Rhabanus schon alt und litt an Verdauungsbeschwerden; er mühte sich um sein Heil, indem er nur Gräser genoß, wie Nebuchodonossor in den letzten Jahren seines Lebens (nämlich als er in ein Rind verwandelt war), und

indem er Gedichte zu Ehren des Kreuzes verfaßte. Jedes dieser Gedichte bestand aus dreißig Zeilen, und jede Zeile aus ebensoviel Buchstaben, die in der Form eines Kreuzes geordnet waren, wie die Trinklieder der französischen Dichter in der Form einer Flasche oder eines Fasses. Die Abschrift dieser Meisterwerke erforderte einen erfahrenen Schreibkünstler, und niemand konnte es hierin mit Frumentius und dem jungen Bruder Johannes aufnehmen. Ihnen vertraute daher der geistliche Liederdichter seine Kreuze an, damit die Prophezeiung des Frumentius erfüllt werde, der da gesagt hatte: „Wir werden die Feder in dasselbe Tintenfaß tauchen."

Glücklich Liebende sind den glücklichen Völkern zu vergleichen, die keine Geschichte haben; auch das Leben unserer beiden Mönche floß ruhig und heiter im Schatten des Klosters dahin wie der Fuldalauf unter den schattenspendenden alten Schwarzpappeln. Hast du je darüber nachgedacht, lieber Leser, wie angenehm und erfreulich eine Geliebte wäre, die Männerkleidung trüge und nur dir ihre Reize enthüllte? Dann würdest du weder die Eifersucht kennen lernen noch die unzähligen Dornen, welche nach einem Wort des heiligen Basilius die Weiber zu Werkstätten der Schmerzen machen. Ihre männliche Kleidung würde sie viel sicherer hüten als die Schlösser der türkischen Harems und die Schutzgürtel, mit denen die Italiener ihre ehelichen Besitztümer vor jedem Angriff bewahren. Außerdem würde das Gesicht deiner Liebsten nicht durch unkeusche Blicke entweiht werden noch ihre Ohren durch zügellose Reden oder ihre Hände durch Berührungen. Sie würde vielmehr keusch und rein sein, wie ein Engelsfittich oder wie jene ideale Jungfrau, welche der heilige Basilius im Traume als ein keusches Standbild auf dem Piedestal ihrer Jungfräulichkeit und unbefleckt von jeder Phantasie und Berührung erblickte. Tibulls Seufzer der Eifersucht und Byrons Schmähungen gegen die Weiber würden dir ebenso unverständlich sein wie die Klagelieder Jeremiä für den, der nie zu klagen Ursache hatte. So war für Frumentius Johanna eine Rose ohne Dornen, ein Fisch ohne Gräten, eine Katze ohne Krallen; da sie von Jugend auf immer nur mit Männern gelebt hatte, so besaß sie weder die Launen noch jene liebenswürdigen Fehler der Weiber, welche

die Töchter Evas fürchterlicher machen als die Sirenen, welche doch wenigstens nur vom Gürtel abwärts Schlangen waren.

Sieben Jahre waren vergangen seit dem Eintritt der jungen Leute in das Kloster von Fulda, und die Parze spann ihnen immer noch goldene Tage zu, ihr Verhältnis blieb geheim und ungestört wie eine Perle in den Tiefen des Meeres, es war auch keine Gefahr, daß jemals der Betrug entdeckt würde; denn kein Mensch im Frankenlande dachte vor den Kreuzzügen daran, nachzuforschen, was sich unter den gewundenen Phrasen von platonischer Liebe verberge. Nur der Klosterbarbier machte manchmal seine Witze über Bruder Johannes, wenn dieser lächelnd seine bartlose und wie ein Teich bei Windstille glatte Wange dem Messer bot.

Aber außer Johanna gab es leider noch einen andern bartlosen Mönch in Fulda, den Pater Corvinus, dem alle aus dem Wege gingen, wie dem Unglück bedeutenden Vogel, nach welchem er genannt wurde.[1] Dieser unglückliche Benediktiner hatte als junger Mann die Nichte des Bischofs von Mainz geliebt, bei dem er als Diakon Dienste tat, indem er bei Festen die Schleppe seines Purpurgewandes trug und das Wasser trank, in welchem seine Heiligkeit nach dem Abendmahl die Hände gewaschen hatte. Das junge Mädchen öffnete der Liebe des Diakons die Ohren und bald nachher auch ihre Arme, aber ihr Oheim ertappte eines Nachts die jungen Leute, welche im bischöflichen Garten die verbotenen Früchte pflückten, schnitt seiner Nichte das Haar ab und sandte Corvinus, nachdem er ihn zu einem Neutrum gemacht, ins Kloster Fulda, um dort seine Sünde zu beweinen. Der junge Mönch beklagte in den ersten Tagen seinen Verlust wie die Tochter Jephthas den ihrer Jungfernschaft, aber die Zeit heilte die Wunden seines Körpers und seiner Seele, und es kam allmählich so weit, daß er die Weiber verachtete und seine Genossen aufforderte, durch ein ähnliches Opfer den Himmel zu erwerben, so wie der verstümmelte Fuchs der Fabel den andern anriet, auch ihren Schwanz abzuschneiden. Eine solche philosophische Weltanschauung hatte sich auch der gute Corvinus angeeignet, indem er den Verlust der verbotenen Frucht bei gutem Fleisch und in der sichern

---

[1] *corvus,* Rabe.

Hoffnung auf den Himmel verschmerzte, als er eines Tages den Auftrag erhielt, auf die Milben Jagd zu machen, die die Bibliothek des Abtes bedrohten, und dort eine Übersetzung der Rede des heiligen Basilius über die Jungfräulichkeit fand. Er schlug das Buch auf, in welchem er neuen Anlaß zu finden hoffte, den Höchsten für den Verlust jeder Möglichkeit der Verderbnis zu preisen, geriet aber durch einen bösen Zufall auf die Stelle, wo der heilige Bischof von Cäsarea den keuschen Jungfrauen rät, sich vor „männlichen Körpern, und seien es die von Eunuchen" in acht zu nehmen; denn wie der Stier, dem die Hörner abgeschnitten sind, nichtsdestoweniger von Natur stößig bleibt und diejenigen, welchen er begegnet, mit jenem Teil des Kopfes verletzt, wo früher die Hörner waren, so können auch die Verschnittenen, von sonderbarer Raserei entflammt, immer noch . . . Hier aber verweise ich den Leser auf die Abhandlung des Heiligen selbst, damit er dort das Ende des Satzes aufsuche.[1] Nach der Meinung der Kritiker scheint Tassos Jerusalem auf einem Schilde geschrieben zu sein, und mir scheint die jungfräuliche Abhandlung des heiligen Basilius auf den Knien eines schönes Mädchens niedergeschrieben zu sein.

Diese Lektüre versetzte den Mönch, der seit so vielen Jahren ruhig war, in Aufregung. Die Schlangen, die Drachen, die Wölfe, die Panther und die übrigen Bestien, durch welche die Theologen die Leidenschaften personifizieren, erwachten in der Tiefe seines Herzens, welches wieder zu einer Menagerie unzähmbarer Tiere wurde, und begannen zu heulen und sich in den Schwanz zu beißen.

Archimedes rief jubelnd: *heureka!* nach der Lösung des bekannten Problems, der Mönch aber lief in den Klosterhallen umher und rief mit lauter Stimme: *possum.* Von jenem Tage an war er von einem seltsamen Wahnwitz befallen, den weder die Geißel noch Fasten noch kalte Dusche noch sonst ein Rezept aus der Mönchsapotheke zu heilen vermochte. Ganz begeistert von der göttergleichen Beredsamkeit des heiligen Basilius hielt er Tag und Nacht das Buch in seinen Armen, wie eine junge Mutter ihr erst-

[1] Siehe denselben in den Anmerkungen.

geborenes Kind, und bald küßte, bald schrieb er diese heiligen Seiten ab, bald lernte er sie auswendig; so oft er ein Weib zu Gesichte bekam, lief er darauf zu, wie ein durstiger Hirsch zur Quelle in der Wüste, um die Worte des Heiligen zu probieren. Aber die blonden sächsischen Mädchen flohen vor ihm, obwohl er verschnitten war, nach dem vernünftigen Rate des Bischofs von Cäsarea, ich glaube jedoch, auch ohne diese Ratschläge hätten sie ihn nicht an sich kommen lassen, da sie seinen Mangel kannten.

Das war der Mann, der den goldnen Faden zerreißen sollte, mit welchem die gütige Parze die Tage der beiden Liebenden fortspann und ihr Leben zu einem Rosenkranz aus funkelnden, fehlerlosen Perlen machte. Jede Nacht gingen Frumentius und Johanna in eine Höhle nahe beim Kloster, die vor Zeiten ein Heiligtum des Priapus gewesen war. Dieser Gott wurde in Deutschland noch verehrt, und zwar unter dem Namen des heiligen Vitus; sein Kultus war jedoch nicht mit dem Namen geändert worden. Die Lippen der christlichen Frauen baten ihn um dasselbe wie die unkeuschen Götzendienerinnen, um Lust und Kindersegen, und selten blieb der gute Heilige gegen solche Bitten taub. Freilich müssen wir sagen, daß seine Standbilder gewöhnlich im Schatten eines Männerklosters errichtet wurden, und dies machte, wie einige schmähsüchtige Geschichtsschreiber behaupten, die Erhörung der Bittstellerinnen sicher.

Im Hintergrunde dieses Höhlenheiligtums, hinter dem Bilde des Heiligen, hatte das junge Paar sein Nest aus Kleeblättern, Fuchsfellen und weichen Geweben gebaut, welche von den frommen Frauen Sachsens als Weihgeschenke dargebracht worden waren; über ihrem Lager aber hingen wie Stalaktiten geräucherte Zungen, saftige Schinken, getrocknete Fische, Schläuche voll edlen Moselweins und andre Nahrungsmittel, über welche sich die jungen Leute hermachten, wenn sie müde geworden waren, Loblieder zu Ehren des heiligen Vitus zu singen; denn die Verehrung des heiligen Vitus so wie der Venus kühlt sich ohne die Gaben der Ceres und des Bacchus ab. Dort befanden sie sich in einer Unglücksnacht und genossen alles Gute, während ihr Bruder Corvinus, der den Schlaf nicht finden konnte, welcher den Unglücklichen wie die Schmarotzer flieht, im Freien umherirrte und dem

Mond sein Leid klagte. Aber auch dieser schien sich über die eintönigen Klagelieder des armen Kuttenträgers zu langweilen und verbarg sich hinter dunklen Wolken, und bald darauf zwangen schwere Regentropfen den Bewunderer des großen Basilius, im Heiligtum des heiligen Vitus eine Zuflucht zu suchen.

Der feine Sand, mit welchem der Boden der Höhle bedeckt war, damit nicht die zarten Füße der Beterinnen verletzt würden, die nur unbeschuht dort eintreten durften, machte seine Schritte unhörbar, so daß er unbemerkt bis zu der Nische gelangte, in der die beiden Liebenden einer in den Armen des andern und in denen des Morpheus ruhten. Das Lager wurde von einer vor dem Bilde des christianisierten Priapus brennenden Lampe erhellt; Johanna, halb nackt wie eine Göttin des Olymps und schön wie jene, bot einen so reizenden Anblick, daß vor ihr selbst der heilige Amun seine Gelübde, Origenes seinen Unfall und ich glaube, auch Themistokles die Siegeszeichen des Miltiades vergessen hätte. Pater Corvinus seinerseits vergaß, daß Frumentius an ihrer Seite lag, und schickte sich an, die physiologischen Theoreme des Bischofs von Cäsarea durch das Experiment auf ihre Richtigkeit zu untersuchen. Aber der heilige Vitus schützte den Schlaf der in seinem Schutze ruhenden Liebenden und vermochte es nicht zu dulden, daß seine Mysterien von einem schmutzigen Eunuchen entheiligt wurden.

Als er ihn die freche Hand an seine schlafende Priesterin legen sah, röteten sich seine Wangen vor Zorn, wie die der Madonna von Loretto, wenn sündige Lippen sie küssen, drohend schüttelte er den Kopf, und das Öl der Lampe kochte aufgeregt. Ein Tropfen des siedenden Öles, welcher auf Frumentius' Wange fiel, weckte diesen auf; sofort ermuntert sah er seine Freundin noch halb im Schlaf gegen den sie bedrängenden Pater Corvinus wie gegen ein böses Traumgebilde ankämpfen. Frumentius war als echter Nachkomme Wittekinds jähzornig und als deutscher Mönch stark, gewohnt die Fäuste als Beweisgründe in jeder Debatte, selbst einer theologischen, zu gebrauchen. Daher verlor er keine Zeit mit überflüssigen Redensarten, sondern nahm schnell seinen Gürtelstrick ab und ließ ihn blitzschnell auf den Rücken des elenden Corvinus niedersausen. Indessen hatte sich Johanna er-

muntert und beeilte sich unter ihrer Kutte die Ursache des Streites zu bergen, während die beiden Mönche fortfuhren sich zu prügeln und schon Blut zu fließen anfing, wenn auch glücklicherweise nur aus der Nase. Nach einem heißen Kampf gelang es Corvinus endlich, den Fäusten seines wütenden Gegners schlimm zugerichtet zu entrinnen, indem er ihm ein Stück seiner Kutte als Kampfesbeute zurückließ, wie Joseph seinen Mantel dem Weibe Potiphars. Darauf allein beschränkt sich jedoch, wie mich dünkt, die Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Sohne Jakobs.

Als die beiden Liebenden auf dem Schlachtfeld allein waren, starrten sie einander ängstlich an, sicher, daß jener verprügelte Faun sich durch den Verrat der Geheimnisse ihrer Grotte schleunigst rächen werde. Sie mußten also, das sagten sie sich, um der Einsperrung bei Wasser und Brot zu entgehen, auf Nimmerwiederkehr von dem gastlichen Dache Abschied nehmen, unter dem sie so viele frohe Tage in heiliger Ruhe und Muße, alles Gute und einander gegenseitig genießend, zugebracht hatten. Die Jahre und das gute Leben hatten die Abenteuerlust der beiden Mönche gemäßigt, welche mit Schauder an die Mühen und Entbehrungen des Wanderlebens dachten, indem sie die Ansicht des heiligen Antonius teilten, nach welchem die Klöster für die Mönche dasselbe sind, wie das Meer für die Fische, und wie die letzteren, wenn sie aus dem Wasser herauskommen, so gehen auch die Mönche zugrunde, sobald sie die Klöster verlassen.

Solch trüben Gedanken überließen sie sich, als die Morgenglocke ihnen die drohende Gefahr ins Gedächtnis zurückrief. Die Nacht war finster und die Ställe nicht weit; dort lebte noch jener treffliche Esel, der vor sieben Jahren Johanna nach Fulda gebracht hatte. Dieser Patriarch an der Klosterkrippe ruhte sich weiß vor Alter und von seinen Abkömmlingen und von Heu umgeben aus. Die Flüchtlinge banden ihn los, umwickelten seine Hufe mit Werg, um jedes Geräusch zu vermeiden, wie die Piraten die Ruder ihrer Barke, und verließen die Mauern des gastlichen Klosters, vor Furcht bebend, ihr vierbeiniger Genosse möchte mit seinem Geschrei die Lebenden aufwecken, so wie er sieben Jahre zuvor die Toten aus ihren Gräbern hervorgelockt hatte.

DRITTER TEIL.

But the fact is that I have nothing plan'd
Unless it were to be a moment merry.
(Byron, Don Juan, 4. Gesang.)



iebst du vielleicht guten Wein, teurer Leser? Falls du ihn wirklich liebst, dann hassest du gewiß auch jene gewissenlosen Krämerseelen, die dieses edle Getränk durch Beimischung von Wasser, Farbstoffen oder Giften zum Bastard machen und deinen durstigen Lippen statt göttlichen Nektars ein gehaltloses, Ekel erregendes Gesöff bieten. Solche Krämer waren seit Jahrhunderten diejenigen, welche sich mit der Aufbewahrung und dem Ausschank des edlen Weines des Glaubens befaßten, wie der weise Albin die Religion nennt, während der Vergleich zwischen Krämern und Priestern, Christentum und Weinfaß einem Konzil des 9. Jahrhunderts seine Entstehung verdankt, so daß meine Ausdrücke, wenn auch nicht höflich, so doch wenigstens kanonisch sind. Ich habe also gesagt, daß, wie der echte Weintrinker die Weinpanscher verabscheut, so auch der gute Christ denen abgeneigt ist, welche, um die Religion gewinnreicher zu machen, ihr die mancherlei Erfindungen ihrer geschorenen oder behaarten Köpfe beimischen, die Wunder der Heiligenbilder, die in Heilige umgestempelten Götter des Heidentums, die Anbetung derselben, die Ablässe, die Heiligenreliquien, die Rosenkränze und die übrigen hieratischen Handelswaren, durch die der Apostelberuf noch schwindelhafter als selbst der ärztliche oder das Traumdeuten geworden ist. Von Jugend auf bin ich ein Liebhaber chemischer Forschungen gewesen; dieses mein Buch aber ist bloß eine Analyse des religiösen Weines, mit dem die Völker des Occidents im Mittelalter von kuttentragenden Krämern getränkt wurden. Alle schädlichen Tiere, Schlangen, Wespen, Moskitos und Skorpione werden um so giftiger und bösartiger, je heißer die Sonne sie

bestrahlt. Nur die Pfaffen machen eine Ausnahme, die in den sonnenlosen Ländern des Occidents scharfe Nägel und bissige Zähne bekommen haben, während sie im Orient immer unschädlicher und harmloser geworden sind, wie die Aale im Kopaïssee; solange sie also nicht gegessen werden, wie letztere, noch beißen, wie die Franken, sondern ruhig und ehrbar ihrem Berufe des Kreuzeschlagens, Rauchfaßschwingens, Taufens und Beichtehörens nachgehen, wäre es Sünde, diese harmlosen Erben des Himmelreiches anzugreifen. Dies sage ich dir, lieber Leser, um dich von meiner Orthodoxie zu überzeugen; nunmehr kehre ich zu den Helden meiner Erzählung zurück.

Nach Karls des Großen Tode gab es in Deutschland keine Poststationen mehr, keine Sicherheitswächter oder Polizei; die sächsischen Pferde aber waren wie noch heute so fett und schwerfällig, daß unsere Flüchtlinge wenig Angst vor Verfolgung hatten. Übrigens gehörte ihr Esel zu jenen Elitetieren, die von jenem seligen Esel abstammen, welchen Jesus bestieg, als er in Jerusalem einzog, und auf dessen Rücken nach der Angabe von Albertus Magnus das Bild des Kreuzes sichtbar geblieben ist, wie das Bild des göttlichen Antlitzes auf dem Tuch der Veronika. Solche Esel, die sich durch einen schwarzen Längsstreifen auf dem Rückgrat mit einem ebensolchen Querstreifen in der Mitte des Rückens auszeichneten, nannte man Kreuzträger; sie konnten im Notfall selbst mit den Jagdhunden in der Schnelligkeit wetteifern; sie dienten im Mittelalter nur den Äbten und hohen Geistlichen. Diese Rasse ist in Europa allmählich ausgestorben, kommt aber noch unvermischt und kräftig in Ägypten und Palästina vor, wo man sie goldgestickte Reitdecken tragen und gekochte Bohnen aus Porzellangefäßen fressen sieht.

Auf einem solchen Esel eilten die Flüchtlinge sicher davon, während sie tausend und abertausend Pläne für ihre nächste Zukunft im Geiste erwogen. Die bald hinter den Zinnen der Burg Bibrastein aufgehende warme Sonne ließ die in ihren Köpfen aufsprießenden Pläne zur Reife kommen. Sie beschlossen auf ihrem Esel eine Weltreise zu machen, indem sie bei den Großen um Gastfreundschaft baten, ihre Hände den Gläubigen zum Kusse reichten und andern die Sorge überließen, die Ungläubigen zu

bekehren. Sie schlugen die Richtung nach Mainz ein, um bei dem Versöhnungsfest des Kaisers Ludwig und seiner Söhne zugegen zu sein. Aber als sie nach drei Tagen in dieser Stadt anlangten, tönten ihnen statt fröhlicher Gesänge überall Trauerlieder und Trauergeläut entgegen, und statt des Bratengeruchs erfüllte Weihrauchduft die Atmosphäre. Der unglückliche Ludwig der Fromme hatte tags zuvor seine des Zorns unfähige Seele dem Schöpfer übergeben mit den Worten: „Ich vergebe meinen Söhnen, wie der Verurteilte seinen Henkern vergibt." Seine Leiche wurde von vier ganz dunklen Rappen, die, seit vier Tagen ohne Futter, so melancholisch einherschritten wie die Rosse Hippolyts, zwischen einer doppelten Reihe kerzentragender Priester unter Lobgesängen auf die Tugenden des Hochseligen zu ihrer letzten Ruhestätte gezogen. Ludwig hatte der Kirche Sardinien, Korsika und Sizilien vermacht. Freilich gehörten ihm diese von den Sarazenen und Griechen beherrschten Inseln ebensowenig, wie heutzutage Cypern und Jerusalem dem König von Italien.[1] Aber wie dem auch sein mochte, seine guten Absichten verdienten Lob, Weihrauch und Litaneien. Unsere Mönche zogen die Kapuzen über das Gesicht und folgten dem Hochseligen auf dem Wege, welcher vor allen der einfachste ist (denn wir finden ihn mit geschlossenen Augen), dann aber entfernten sie sich still aus den Mauern des trauernden Mainz.

Nach dem Hinscheiden des frommen Ludwig war die Luft Deutschlands nicht mehr so gesund für die Lungen der Mönche, von denen viele auszuwandern anfingen, so wie die vom Podagra befallenen Engländer Nizza nach der Annexion durch Frankreich verließen mit der Angabe, es sei ihnen vom Arzte verordnet worden, italienische und nicht französische Luft zu atmen. Ludwigs Söhne stritten mit den Waffen um die Erbschaft; der älteste, Lothar, welcher die Sachsen für sich zu gewinnen wünschte, nahm seine Zuflucht zu den Mitteln der Korruption, wie unsere griechischen Minister, indem er ihnen erlaubte, die Götzenbilder der Ahnen wieder aufzurichten und ab und zu als Sühnopfer an den väterlichen Altären einen fanatischen Missionar oder einen dicken

[1] Die Könige von Sardinien führten bekanntlich den Titel „König von Cypern und Jerusalem".

Benediktiner abzuschlachten. Gewisse übelwollende Chronikenschreiber fügen sogar hinzu, daß der gottlose Lothar auf seinen Pfalzen Bilder des Irminsul und Teut fabrizieren ließ, die er als Gegengeschenke den Sachsen und Thüringern sandte, so wie noch heute die industriellen Engländer in ihre Kolonien indische und australische Götzenbilder ausführen, die in Londoner Fabriken von frommen Puritanern und Quäkern angefertigt worden sind, während auf demselben Schiff als Gegengift einige Bände der Bibelgesellschaft mitgeführt werden, so daß Götzenbilder und neue Testamente einträchtig unter dem Schutze der britischen Flagge die Reise machen.

Die Streitigkeiten der Söhne Ludwigs machten schließlich Deutschland fast unbewohnbar. Der unglückliche Esel des Liebespaares stieß bei jedem Schritt an eine Leiche oder glitt in einer Blutlache aus. Selten fand er Hafer, Gras oder Blätter und gelangte schließlich dazu, Dornen und Brombeerkraut mit seinen Zähnen zu zermalmen. Indessen kam der Winter heran, wohlgemerkt ein sächsischer Winter, so rauh und schrecklich, daß sogar die Raben Hungers starben, da sie mit ihren Schnäbeln das Fleisch der durch den Frost steinhart gewordenen Leichen nicht mehr loszureißen vermochten. Die unglücklichen Flüchtlinge irrten auf den Schneefeldern wie obdachlose Sperlinge umher, den verschnittenen Faun verfluchend, der sie gezwungen hatte, ihr warmes, duftendes Nest zu verlassen. Die Furcht vor Feinden und der strenge Winter hatten die Gastfreundlichkeit der Sachsen abgekühlt, so daß die beiden Mönche gewöhnlich umsonst an die Türen der Hütten und Klöster klopften. Bald wurde ihnen nicht einmal eine Antwort zuteil, bald sah aus einem kleinen Fenster ein sächsischer Kopf heraus, rot vor Kälte oder bleich vor Furcht, und forderte die Bittsteller zur Fortsetzung ihrer Reise auf; nur selten warf ihnen eine Hand, mitleidiger als der Kopf, ein Stück Schwarzbrot oder getrockneten Fisch als Wegzehrung zu. So irrten sie zwei volle Monate umher, wie die Raben den Spuren der Heere folgend, um sich an der Flamme eines halberloschenen Wachfeuers zu wärmen oder um die Knochen eines liegengebliebenen Mahles abzunagen. Es kamen Tage vor, wo sie mit Neid den Wölfen zusahen, die die Leichen einiger Soldaten Lothars benagten,

während der Hunger in ihren Eingeweiden wühlte, und sie fanden die Meinung des weisen Chrysipp gar nicht so übel, welcher unter anderem seine Schüler lehrte, mangels andrer Nahrung sei auch das Verzehren von Toten erlaubt.

Johanna unterwarf sich ohne Murren solchen Leiden, indem sie Hunger und Kälte ertrug, wie das Kamel der Wüste Durst und Hitze. Weder ein Seufzer noch eine Klage entfloh ihren bleichen Lippen, mit welchen sie manchmal die Tränen ihres Gefährten wegküßte, der oft Veranlassung fand, den Augenblick zu segnen, in welchem er in dem Strom seines Lebens diese blonde Perle gefischt hatte. Der Charakter der Frauen läßt sich nur mit jenem korinthischen Erz vergleichen, in welchem sich unter tausend verschiedenen Metallen auch reines Gold befindet. So überschritten sie hungernd, weinend, einander tröstend, ihre Finger mit ihrem Hauch erwärmend, dabei aber immer nach Süden zu wandernd, wie die Schwalben und die schwindsüchtigen Engländerinnen, die schneebedekten Einöden Bayerns, fuhren über den Bodensee und fanden endlich Gastfreundschaft im Kloster des heiligen Gallus, dessen freundliche Mönche ihnen ein Asyl vor den Wölfen und den Soldaten Lothars boten.

Die beiden Liebenden erwogen schon den Gedanken, in dem heiligen und unzerstörbaren Kloster von Sankt Gallen ihr Domizil aufzuschlagen, als ein neugieriger Mönch, der Johanna aufmerksam betrachtete, die Bemerkung machte, daß ihre Ohrläppchen durchbohrt waren, und hierdurch angeregt sofort sonderbare Gedanken und Lüste bekam. Der Ohrzipfel eines Weibes genügte, um die Ruhe der damaligen Mönche zu stören, wie der bloße Geruch eines Briefes von Frauenhand hinreicht, um alle Bewohner des Athosklosters in Aufregung zu versetzen.[1] Aus Furcht vor den weiteren Nachforschungen und Zumutungen des hochwürdigen Paters überredete Johanna den Frumentius, noch an demselben Tage den Pferch jener neugierigen Schweizer zu verlassen.

Von Sankt Gallen zogen sie nach Zürich, der ältesten Stadt der Schweiz, berühmt durch die Stärke ihrer Bewohner und ihres Schnapses, von da nach Luzern, wo sie des Nachts ankamen und

---

[1] Siehe die Anmerkung.

die wunderbare Laterne bewunderten, welche nach den Geschichtsschreibern jener Zeit eine solche Helligkeit ausstrahlte, daß sie die Sterne unsichtbar und die Pfützen sichtbar machte, in welche die Reisenden früher meist gesunken waren! Von Luzern lenkten sie ihre Schritte nach Aventikum, der Hauptstadt der alten Helvetier; dort sahen sie die Male der Füße Attilas, die in einen harten Felsen eingedrückt waren, wie die Jesu auf dem Ölberg, von hier nach Sedunum, wo sie ein Schiff fanden, auf welchem sie die Rhone nach Lyon hinunterfuhren.

Dieses Fahrzeug gehörte jüdischen Kaufleuten, welche nach Marseille reisten, um an spanische Sarazenen Christensklaven zu verkaufen. In jenen Zeiten waren die Kinder Israels, anstatt bedrückt zu sein, in Südfrankreich allmächtig. Der Kaiser, der fortwährend große Summen von ihnen borgte, bezahlte die Zinsen seiner Schuld dadurch, daß er ihnen erlaubte, seine Untertanen zu Proselyten zu machen, so wie wir Griechen die barmherzigen Schwestern, die Traktätchen der Bibelgesellschaft, die Prophezeiungen des Agathangel, die goldenen Erwartungen seiner Anhänger und andre Narrenspossen ertragen. Die Lyoner Juden gebrauchten die vom Kaiser erkauften Freibriefe als Zähne, mit denen sie die Christen auffraßen, indem sie ihre Schweine totschlugen, ihre Kinder stahlen, ihre Knechte zwangen den Sabbat zu heiligen und Sonntags zu arbeiten, die ungehorsamen verkauften und ihre Kinder tauften und manchmal sogar versuchten, die Konkubinen der hohen Geistlichen zum Judentum zu bekehren. Die unglücklichen Bischöfe schickten Beschwerde über Beschwerde an den Kaiser, die Hebräer Beutel über Beutel. Auf die ersteren antwortete der Monarch nicht einmal, den Juden dagegen schickte er Soldaten, um ihre Häuser zu bewachen und ihre Gläubiger zur Bezahlung ihrer Schulden zu zwingen, wie noch heute christliche Polizisten die Schuldner der Hebräer ins Gefängnis abführen. Mit Unrecht beschuldigen wir also die gegenwärtige Zeit als geldgieriger als die frühere. Das Gold war vor alters der einige Gott auf Erden und der Jude sein Prophet. In jener Epoche wurde sogar das Evangelium mit goldenen Buchstaben geschrieben, um den Gläubigen Ehrfurcht einzuflößen.

Unter den Passagieren des Schiffes befand sich auch ein alter

Rabbiner, namens Isaschar, der, um sich während der Fahrt die Zeit zu vertreiben, den Versuch machte, die jungen Mönche zum Judentum zu bekehren, indem er als unverbesserlicher Wucherer als Fahrpreis ihre Seelen verlangte. Er begann daher, den jungen Leuten die talmudischen Märchen zu erzählen, nach welchen Jesus ein geschickter Zauberer war, der die Zauberkunst von einem Magier, namens Johann Baptista, erlernt und der Tochter des Kaisers Tiberius versprochen hatte, sie ohne Mitwirkung eines Mannes zur Mutter zu machen; das junge Weib habe seine Anweisungen befolgt und statt eines Kindes einen Stein geboren; darüber erzürnt habe der Kaiser dem Pilatus befohlen, den Wundertäter zu kreuzigen, dessen Leichnam, in der Nähe einer Wasserleitung begraben, während der Nacht durch das gewaltsam ausströmende Wasser fortgeschwemmt worden sei. Daraus sei der Glaube der Nazarener an die Auferstehung entstanden.

Nachdem der schmutzige Hebräer solche und andere lästerliche Reden ausgestoßen hatte, begann er dem Gott Israels einen Kranz von Wolken und Sternen zu winden; er stellte ihn dar als auf einem Wagen sitzend, welcher wie der des Bacchus von vier Panthern gezogen werde, in der Rechten ein Sprachrohr haltend, mit dem er den Propheten seine Gebote ins Ohr blase, aus seinem Haupte gewappnete Dämonen gebärend, wie Zeus die bewaffnete Athene, freundschaftlich verkehrend mit den Buchstaben des Alphabets, welche geflügelte Engel seien und mit einem wunderbaren Mühlstein das Manna mahlten, aus welchem das herrliche Brot der Paradiesbewohner zubereitet werde. Die beiden jungen Leute lachten bald beim Anhören jener rabbinischen Wundergeschichten, bald murmelten sie aus Furcht, solche Lästerungen möchten bewirken, daß das Schiff von den Wellen des Flusses verschlungen werde, ein Lobgedicht auf den heiligen Medardus vor sich hin, welcher, wie Neptun bei unseren Vorfahren und der heilige Nikolaus bei uns, in damaliger Zeit die Wasserwogen erregte und beruhigte.

Dank diesem Loblied und der Windstille ging das Schiff am nächsten Tage vor Lyon glücklich vor Anker, wo damals der heilge Agobard residierte, der einzige der damaligen Heiligen, dem auch ich mit Verehrung den Saum des Gewandes küssen würde.

Er lehrte, daß, da Jesus ewig und allgegenwärtig sei, alle, die seine Gebote befolgten, mochten sie nun vor oder nach seiner Menschwerdung geboren sein, mochten sie ihn kennen gelernt haben oder nicht, Christen und rechte Erben des Himmelreiches seien; er verwarf die Anbetung der Heiligenbilder und hielt die Darstellung der immateriellen Gottheit unter menschlicher Gestalt für eine Sünde; er lehrte, die ersten Christen hätten die Bilder Jesu, der Apostel und der Märtyrer als Ebenbilder von Menschen betrachtet, die sie gekannt und geliebt hätten, aber nicht als Gegenstände abergläubischer Verehrung.

Außerdem hielt es der gute Bischof für lächerlich zu glauben, daß der Höchste den Propheten die heilige Schrift Wort für Wort eingegeben habe, wie der Engel dem Esel Bileams seine Rede. Er suchte die Gläubigen von den Wallfahrten fernzuhalten und ermahnte sie, den Armen und nicht der Kirche Almosen zu geben; denn er hielt es für Sünde, während so viele Arme keinen Heller haben, um sich Brot zu kaufen, den Priestern Gold zu geben, damit sie am hellen Mittag Kerzen anzünden oder mit ihm die Bilder in den Tempeln[1] oder die Brüste ihrer Konkubinen schmücken. Derartige christliche oder vielmehr ewige Wahrheiten lehrte jener gute Priester des Höchsten; hätte er sie freilich später verkündigt, so wäre er wie Huß verbrannt oder wie Kaïris unbeweint und unbeerdigt von einem Felsen geschleudert worden. Aber in jener Zeit beschäftigten sich die Pfaffen des Occidents nur mit Trinken und Geldzusammenscharren und waren noch nicht von dem Wahnwitz befallen, über Menschen abzuurteilen und sie zu verbrennen. Wenn aber inmitten all dieser Unwissenheit und Verderbtheit einen von ihnen das Verlangen ankam, tugendhaft zu leben und vernünftig zu reden, so aßen die andern die Portion dieses guten Menschen auf, lachten über seine Dummheit und ließen ihm den Titel „Heiliger“ zukommen, welcher damals den Priestern ebenso allgemein erteilt wurde, wie heutzutage den griechischen Ärzten der Titel „Exzellenz“. So war Agobard, ein Diamant unter Kieselsteinen, ein Schwan inmitten von Raben,

[1] Bei den Occidentalen gibt es außer den Bildern in den Kirchen auch Standbilder der Madonna, die mit seidenen Kleidern bekleidet und mit Ohrringen geschmückt sind.

in der Finsternis des 9. Jahrhunderts glänzend wie eine Perle in der Nase eines Schweines.[1] Ich begegnete dieser edlen Priestergestalt, während ich unter Mühe und Verdruß den Moder des 9. Jahrhunderts aufwühlte, und wollte mich einige Augenblicke bei ihm erholen, wie der müde Araber an einer Quelle in der Wüste.

Frumentius begab sich mit Johanna zu dem guten Bischof, um ihm die Hände zu küssen. Die damaligen Reisenden suchten, sobald sie in eine fremde Stadt kamen, jedesmal die Wohnung des obersten Geistlichen auf, wie heutzutage das Konsulat. Dort überreichten sie ihre Empfehlungsbriefe und baten um Führung oder Unterstützung zur Fortsetzung der Reise, wofür sie gewöhnlich dem Bischof einige Heiligenreliquien ihres Wohnortes mitbrachten; denn bei den damaligen Christen war die Sitte des Sammelns von Heiligenreliquien jedes Landes und jeder Zeit im Schwang, wie vor einigen Jahren in Athen das Briefmarkensammeln. Unsere Reisenden hatten zwar viel zu bitten, aber nichts zu bieten; daher traten sie errötend und verwirrt vor seine Heiligkeit.

Der heilige Agobard jedoch, wie die Geistlichen gewohnt, Herz und Nieren zu prüfen, verstand es auch, den unter Lumpen verborgenen Wert eines Menschen zu entdecken. Er zog das vielgeprüfte Paar an seine einfache Tafel, bewunderte die Schönheit, Weisheit und brüderliche Liebe der jungen Gäste, verglich sie mit Kastor und Pollux, und als sie weiterzogen, gab er ihnen gute Ratschläge, neue Schuhe, seinen Segen und Geld zur Weiterreise.

Die Reisenden setzten nun ihre Reise rhoneabwärts fort und langten nach sechstägiger Fahrt in Arles an, dem einstigen berühmten Herrschersitz Konstantins des Großen, jetzt weltberühmt durch seine Würste und Frauen, welch letztere wie die englischen Pferde ihre Schönheit arabischer Blutmischung verdanken. Die beiden Reisenden bewunderten die Trümmer des Kaiserpalastes, die Metropolitankirche, das Amphitheater und den Obelisk, fühlten jedoch endlich auch die Notwendigkeit, sich um ihren Magen zu

[1] Sprüche Salom. 11, 22.

bekümmern, der seit lange so leer war, wie der Minervatempel, vor dem sie sich gerade befanden. Sie lenkten daher ihre Schritte zu dem dortigen Frauenkloster, dem ältesten in Frankreich, welches der heilige Cäsarius begründet hatte, indem er, wie man sagt, mit seinem Herzblut die wahrhaft drakonische Klosterregel schrieb. Keinem Fremden, ob Mann oder Weib, war das Betreten des Klosters erlaubt, den Nonnen war es nicht einmal gestattet, den Kopf zum Fenster hinauszustecken; diejenigen, welche sich wuschen, die Haare kämmten und beim Lachen die Zähne oder beim Gehen die Füße zeigten, wurden mit Rindersehnen gegeißelt oder gefesselt in unterirdische Gefängniszellen gesperrt. Solchen Gesetzen konnten sich aber die lebenslustigen Töchter der Provence unmöglich lange unterwerfen. Die unglücklichen Jungfrauen verwelkten im Kloster, wie Pflanzen in der Botanisierbüchse, bis sie schließlich ihre alte Äbtissin und die abscheulichen Klosterregeln mit Füßen traten und so zugleich mit der Freiheit ihre Farbe und Lebhaftigkeit wiederbekamen. Seitdem wurden sie konstitutionell regiert: sie errichteten ein Theater im Kloster, gingen zweimal wöchentlich aus, fasteten auch, aber nur, wenn sie Zahnschmerzen hatten, was glücklicherweise selten vorkam. Als der heilige Ludwig versuchte, die vom rechten Pfade abgeirrten Mädchen unter das Joch des heiligen Benedikt zurückzubringen, gaben diese in vollzähliger Versammlung zur Antwort, sie seien nur ihrer Äbtissin gegenüber zum Gehorsam verpflichtet, Fasten und Keuschheit aber wollten sie nur nach Möglichkeit halten, dagegen würden sie sich weder durch Eid noch durch ein Versprechen binden, wie sie sagten, aus Furcht, zur Fleischessünde auch noch den Meineid zu fügen. Dies war der Zustand in den meisten Jungfrauenklöstern von Europa, die der heilige Peter Damian deshalb Jungfrauenverderb nannte.

Die Sonne hatte, wie das in der Provence oft vorkommt, vergessen, daß es noch Winter war, und erhitzte um die Mittagszeit die Pflastersteine des Klosterhofes, als die beiden Wanderer vor dem Eingangstor erschienen. Die Pförtnerin schnarchte an der offenen Tür, welche die Abenteurer durchschritten und nach einigem Hin- und Herwandern in menschenleeren Hallen und stillen Korridoren schließlich in den Schlafsaal gelangten, wo nach südländi-

scher Sitte die Klosterjungfrauen Siesta hielten. Strohjalousien schützten die Wimpern der Schlafenden vor der Mittagssonne, und das Halbdunkel ließ die kuttentragenden Venusse noch lieblicher erscheinen. Unter den Bräuten Christi gab es wie im Harem eines Sultans Jungfrauen von jeder Nationalität und von jeder Hautfarbe; rothaarige Töchter der Schweiz, weiß wie die Milch ihrer Ziegen und friedlich wie die Seen ihres Vaterlandes, und neubekehrte Sarazeninnen mit Haaren so schwarz wie Kohle und ebenso feurig; süß lächelnde Französinnen und Hirtinnen aus dem Pyrenäengebirge. Der Schlafsaal des Klosters glich jenen botanischen Gärten, in denen allerlei Blumen, verschieden in Farbe, Geruch und Heimat, aber Schwestern an Schönheit in ihrem gläsernen Gefängnis blühen. Die eine der Schlafenden lächelte, von einem süßen Traum umfangen, und stützte ihre glühende Wange auf den Arm, während ihre wogende Brust unter dem weißen Hemd hervorschimmerte, wie der Mond hinter einer Wolke, die andre, bleich und mit zusammengezogenen Brauen, glich einer Statue der schlafenden Betrübnis, vielleicht sah sie im Traume die heimatlichen Gestade oder die Lippen ihrer Mutter. Wieder eine andre schien die Hand nach dem Äbtissinnenstab auszustrecken, eine andre ihre Arme ihrem himmlischen Bräutigam zu öffnen. Die meisten jedoch schliefen ruhig und friedlich, wie die Pharaonen in der großen Pyramide, manche freilich schnarchten, aber das waren Alte, die von der Seligkeit des Paradieses träumten.

Die beiden Reisenden vergaßen ihren Hunger über der Bewunderung dieser mannigfachen Personifikationen des Morpheus, als plötzlich die Stimme des silbernen Hahnes ertönte, mit welchem die Uhr des Schlafsaales geschmückt war, ein Meisterwerk arabischer Kunst, welches von einem im Kloster gastlich aufgenommenen Sarazenenfürsten geschenkt worden war, der, wie böse Zungen behaupteten, dort alle Freuden seines Palastes genossen hatte. Bei diesem Klange erglänzten eine Menge von schwarzen, blauen, grauen oder kastanienbraunen Augen wie Steine im Halbdunkel des Schlafsaales und hefteten sich neugierig auf die beiden unvermutet erschienenen Fremdlinge. Die Nonnen jener Zeit waren weder prüde noch furchtsam; übrigens hatte ja auch das Aussehen unserer Helden durchaus nichts

Furchterregendes, im Gegenteil, Bruder Frumentius sah so hübsch und kräftig wie eine holländische Tulpe aus, und Johannes lieblich und sanft wie ein Veilchen auf der Wiese. Die Klosterjungfrauen drängten sich in ihren Nachtgewändern, weiß und lärmend wie Meereswogen, um die jungen Mönche und fragten, wer sie wären und wie sie in ihrem Schlafsaal aufgegangen wären. Nachdem sie ihre Neugierde befriedigt hatten, dachten sie daran, den Hunger der Fremden zu stillen, und luden sie deshalb ein, sich mit an den Vespertisch zu setzen; zum ersten Male kosteten diese Kinder des Nordens hier die süßen Früchte des Südens, die Feigen und jene Trauben, bei denen die gelehrte Johanna, Lippen und Finger ableckend, fragte, ob dies vielleicht die süße Lotosfrucht sei.

Drei Monate erholten sich die beiden Liebenden bei den gastfreien Jungfrauen, denen die Klostersatzungen erlaubten, Gärtner und Geistliche bei sich zu haben, um ihre Seelen zu kultivieren und ihre Gärten zu gießen, wie die frommen Chronographen sagten, die jedenfalls nicht ahnten, zu wie vielen Mißdeutungen und schlimmen Wortspielen den Feinden der Religion diese Phrase Veranlassung geben würde. Anfangs ging alles nach Wunsch; beide wurden dick und vergaßen ihr Vaterland unter dem heiteren Himmel der Provence, wo selbst die Chioten ihre duftende Insel vergaßen. „Das Vaterland ist da, wo man sich wohl befindet," hat Euripides gesagt. Überall wächst die süßduftende Lotosfrucht, in den verschiedensten Gestalten bietet sie sich den unersättlichen Lippen der Sterblichen dar, als ein Thron den Königen, eine schöne Jungfrau den Liebhabern, Gold den Kaufleuten und Beifallsrufe den Künstlern. Selbst auf den schneebedeckten Bergeshöhen und im Wüstensand gedieh der Lotos, als die Eremiten dort Heiligkeit und die Sünder Freiheit suchten; heute aber ist der Lotos ein Küchenkraut geworden wie der Lauch, und darum haben ihn wohl die Dichter vom Helikon verbannt.

Da die beiden Mönche ihre Bequemlichkeiten wiedergefunden hatten, wurden sie, wie schon gesagt, dick und lebten zufrieden in dem Mädchenpferch. Aber bald wurde Johanna von einer unbekannten fürchterlichen Krankheit ergriffen. Ihre Wangen wurden hohl, ihre Augen matt und glanzlos, wie die Sterne gegen Morgen; statt zu essen kaute sie an ihren Nägeln, und statt zu

schlafen stöhnte sie die ganze Nacht. Ihr Genosse fragte unaufhörlich, was ihr fehle, aber sie antwortete nur durch Tränen und Seufzer; wenn er ihr nahe kam, um sie zu küssen, bot sie ihm statt der Wange den Rücken, und bald schickte sie ihn fort, um Schwester Martha, bald um Schwester Bathildis oder eine andre Jungfrau zu küssen. Der gute Frumentius, gewohnt, allen Befehlen seiner Freundin zu gehorchen, beeilte sich, den Auftrag auszuführen; sobald aber der Ärmste zurückkam, um den Lohn für seinen schnellen Gehorsam zu verlangen, fand er Beleidigungen statt Dank und bekam ihre Nägel statt ihrer Lippen zu fühlen.

Nach der Beschreibung der Symptome halte ich es für überflüssig, die Krankheit zu nennen. Die Lage meiner armen Heldin war um so bedauernswerter, weil sie von wütender Eifersucht gequält, nicht einmal in der Lage war, ihrem Geliebten Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Nonnen häuften Vermutung auf Vermutung, umsonst versuchten sie zu erraten, von welchem sonderbaren Leiden der hübsche Mönch befallen sei, der nicht nur ihre Liebkosungen zurückwies, sondern auch auf seinen Mitbruder zornig wurde, sobald dieser mit einer von ihnen sprach.

Am Anfang unseres Jahrhunderts wurden alle Krankheiten auf Magenverstimmung zurückgeführt und ausnahmslos als Gastritis von dem Schröpfdoktor Broussais mit Blutegeln behandelt, im 9. Jahrhundert schrieb man alle körperlichen und seelischen Leiden der Besessenheit durch Dämonen zu, gegen die es als einziges Heilmittel Teufelsaustreibung und Heiligenreliquien gab. Die Theologie und die Medizin, von denen wir das Heil unseres Körpers und unserer Seele erwarten, sind die einzigen Wissenschaften, welche wie die Kleider der Mode unterliegen. Was unsere Vorfahren glaubten, nennen wir Märchen, und sogar die medizinierenden Barbiere spotten über die Verordnungen des Galen und Paracelsus. Gott weiß, was unsere Nachkommen sagen werden, wenn sie die Abhandlungen der Pariser Akademie über Chromidrose[1] oder das Aktenstück des Papstes Pius über

---

[1] Eine bis 1862 unbekannte Krankheit, die durch schwarzen aus den Wimpern hervortretenden Schweiß charakterisiert wurde und von verdorbenen Säften herrührte oder nach der Meinung anderer Gelehrter von

die unbefleckte Empfängnis der heiligen Anna zu lesen bekommen, und was sie über die Wunder des Pepsins und über das wundertätige Bild von Tinos urteilen werden.

Es wurde ein Konsilium im Kloster abgehalten und beschlossen, den Bruder Johannes nach der Höhle der heiligen Magdalena auf der Sainte Baume zu senden, wo ein Baum stand, dessen Duft damals die Dämonen austrieb und Blinde, sowohl Männer wie Frauen, von ihrem Gebresten heilte, wie der Dunst der Fischgalle zur Zeit des Tobias.[1] Der gute Frumentius hob seine von Dämonen besessene Freundin auf sein treues Eselein und machte sich mit bekümmerter Seele auf den Weg zur heiligen Höhle, wobei er oft den Kopf zurückwandte und den Eunuchen und Dämonen fluchte, die ihn immer wieder an neue Gestade trieben, wie der Fluch Jesu den jüdischen Schuster.

Falls die Eifersucht keine idiopathische oder konstitutionelle Krankheit ist, wie die Ämtergier in Griechenland, so ist sie zwar immerhin ein schlimmes und lästiges Leiden, hat jedoch das Gute an sich, daß sie sofort aufhört, wenn die sie erregenden Ursachen geschwunden sind, wie die Seekrankheit bei den Schiffspassagieren, sobald das Schiff in den Hafen eingelaufen ist. So beruhigte sich auch der unsere Heldin quälende Dämon, als die Gegenwart ihrer Nebenbuhlerinnen ihre Nägel und Zähne nicht mehr schärfte. Ehe die Hälfte des Weges zurückgelegt war, hatte Johanna ihren Appetit und ihre Heiterkeit wieder, so daß die Heilige nur noch wenig zur vollständigen Heilung zu tun brauchte.

Als die Mönche nach einer dreitägigen Wanderung an den Fuß des Berges gelangt waren, auf dessen Gipfel die Grotte lag, begannen sie mit Mühe die steile Anhöhe zu erklimmen, gefolgt von ihrem Esel, der seit zwei Tagen hungrig und wandernd melancholisch den Kopf schüttelte, als ob er seines traurigen Daseins überdrüssig wäre. Die Stammeltern dieses unglücklichen Tieres hatten wahrscheinlich auch in einem Winkel des Paradieses verbotenen Hafer gefressen, und die Nachkommen tragen offen-

---

einem schwarzen Farbstoff, den sich die Kranken an den Wimpern einspritzten. Siehe darüber die verschiedenen Artikel der *Gazette des Hôpitaux* von dem obengenannten Jahre.

[1] Siehe Buch Tobiä VI, Vers 7 u. 8.

bar so wie wir die Folgen der Sünde der Väter. Nach einem zweistündigen Aufstieg gelangten die drei Wallfahrer auf eine baumbewachsene Hochebene, in deren Mitte die schattige Grotte lag, in der die blonde Tochter Genezareths dreißig Jahre lang ihre Sünden beweint hatte. Mitten in der Höhle war die Vertiefung sichtbar, welche von den Tränen der Heiligen ausgewaschen worden war. Die Tränen hatten sich sofort in Perlen verwandelt, die sie an die Armen verteilte. Unfern der Höhle ruhte ihr Körper, von den drei Heiligen Lazarus, Trophimus und Maximinus bestattet, die ebenfalls nach Gallien gekommen waren, wohin sich die geächteten Jünger Jesu geflüchtet hatten, wie heutzutage die Anhänger Mazzinis nach Großbritannien. Ein duftendes immergrünes Bäumchen beschattete das Grab und bezeichnete die Stelle, wo die Wallfahrer niederknien mußten. Hier beugten die Liebenden das Knie und sangen mit leiser Stimme und demütigem Herzen das Loblied auf die heilig gesprochene Hetäre, deren Sünden mehr Weiber zu Sünderinnen gemacht haben, als die Reue der Heiligen zu Bußfertigen. Wir haben ja alle den Ehrgeiz, in irgend etwas den großen Menschen zu gleichen, und ahmen ihre Fehler nach, wenn wir außerstande sind, ihnen in ihren Vorzügen nachzueifern. Viele sind Trunkenbolde geworden, um mit Alexander dem Großen etwas Gemeinsames zu haben, die Höflinge des großen Ludwigs ließen sich die Zähne ausziehen, um etwas Ähnliches zu haben wie der Monarch. Aber die Sünden und die Bekehrung der schönen Magdalena haben tausendmal mehr Nachahmerinnen gefunden. Die wenigen noch vorhandenen guten Christinnen haben sie zum Idol und Vorbild ihres Lebens gemacht, indem sie in die verbotene Frucht beißen, solange sie Zähne haben, und später Gott ihre falschen Zähne und Zöpfe zum Opfer bringen als Entgelt für die ewige Seligkeit.

Während die beiden Wallfahrer die Gnade der Heiligen anriefen, schnupperte der Esel, der ihnen in die Höhle gefolgt war, um dort Schutz vor der Hitze zu suchen, mit steigendem Verlangen an dem auf dem Grabe der Heiligen grünenden Bäumchen. Das unglückliche Geschöpf hatte seit lange nichts Grünes mehr zu kosten bekommen; aber da es Klostererziehung genossen hatte, wußte es recht wohl Heiliges zu verehren, aber furchtbar tobte in

seinem Herzen der Kampf zwischen Hunger und Frömmigkeit. Seine Augen wurden feucht, weit öffneten sich seine Nüstern, bald machte es das Maul auf, bald wieder zu und leckte an den duftenden Blättern mit der Zungenspitze, wie ein Liebhaber an den Händen seiner schlummernden Freundin, aus Furcht, sie aus dem Schlafe zu wecken. Aber schließlich siegte der Hunger über jedes andere Gefühl: der Esel senkte seine langen Ohren nach der Gewohnheit von seinesgleichen, wenn sie sich anschicken eine Dummheit zu machen, und riß so stark mit seinen Zähnen an dem wundertätigen Bäumchen, daß es entwurzelt an seinem gottlosen Maule hing.

Als die Liebenden den Altar weggerafft sahen, vor dem sie beteten, erhoben sie sich schaudernd und hefteten ihre Blicke angstvoll auf das tempelschänderische Tier, noch ängstlicher aber auf den Blutstrom, der aus der Wurzel des Baumes floß, während aus der entstandenen Öffnung laute Seufzer und eine klagende weibliche Stimme schallte, die folgenden Fluch über das gefräßige Tier aussprach: „Aus meinem Herzen und nicht aus einem fühllosen Baumstamm rinnt dieses Blut. Verflucht seist du, der du ihn herausgerissen hast; unter schwerer Last sollst du gebeugt gehen und alle Tage deines Lebens Prügel schmecken." Seit jenem Tage stehen die Esel unter einem doppelten Fluche wie die Juden. Beide büßen, über die ganze Erde zerstreut, beleidigt, geprügelt und verachtet außer der Strafe für die uns alle belastende Erbsünde noch für eine zweite Schuld, die einen für den Mord des Sohnes Gottes, die anderen für heiligtumschänderische Freßgier. Der dieses zweiten Sündenfalles schuldige Esel war noch schlimmer daran als selbst Adam, denn er kam gar nicht dazu, die verbotene Frucht zu verdauen, sondern gab sofort unter schrecklichen Zuckungen seinen ruchlosen Geist auf. Seitdem ziehen die Blinden, Lahmen, Besessenen und Gelähmten der Provence, die früher von dem Baume der Magdalena geheilt wurden, an die Stelle, wo die unbeerdigten Gebeine dessen bleichen, der ihr wuntertätiges Heilmittel zerstört hat, und überhäufen sein Andenken mit unzähligen Flüchen und den Rücken seiner Nachkommen mit unzähligen Schlägen.

Die beiden Wallfahrer, denen vor Entsetzen die Haare zu Berge

standen und die Zähne wie die Kastagnetten einer spanischen Tänzerin klapperten, eilten so schnell sie konnten den Berg hinunter und hielten nicht eher in ihrem Lauf inne, als bis sie von weitem die blauen Gewässer des Mittelländischen Meeres erblickten. Nachdem sie einige Stunden unter einer schattigen Fichte ausgeruht hatten, wanderten sie die ganze Nacht hindurch und kamen frühmorgens nach Toulon, während ihnen immer noch Magdalenens eselmordender Fluch und die Todesseufzer ihres unglücklichen Reittieres in den Ohren klangen.

Der Touloner Hafen war leer bis auf ein einziges venetianisches Schiff, welches aus Alexandrien den Körper des heiligen Markus und die Originalhandschrift seines Evangeliums nach Venedig gebracht hatte und nun an die provenzalische Küste gefahren war, um Sklaven anzukaufen, die in den orientalischen Häfen gegen Weihrauch, Baumwolle und Heiligenreliquien eingetauscht werden sollten. Jene Periode war das goldene Zeitalter des Menschenhandels. Venetianer, Amalfitaner, Pisaner und Genuesen durchzogen wie Haifische das Mittelmeer, wetteifernd, wer mehr Menschen kaufte von den Kondottieri und Räubern, die nach Karls des Großen Tode Gallien und Italien heimsuchten und frei und ungestört wie vor einigen Jahren in Attika ihrem Berufe nachgingen. Aber anstatt auch noch die Anverwandten ihrer Gefangenen obendrein durch Forderung von Lösegeld in Kontribution zu setzen, zündeten diese Räuber am Meeresufer ein Signalfeuer an, um die vorbeifahrenden Händler zu benachrichtigen, denen sie selbigen Tages den Gefangenen verkauften, indem sie auf diese Weise seinem Erben nützten statt ihm zu schaden. Die Priester taten wohl manchmal solche Handeltreibende in den Bann, doch nahmen sie auch goldgestickte Stolen, teure Räucherwaren, edelsteinbesetzte Kreuze und andere Produkte ihrer Industrie von ihnen an; ja einige böse Zungen verbreiteten sogar das Gerede, viele Würdenträger des päpstlichen Hofes, unter ihnen auch der Oberzeremonienmeister, unterhielten geheime Beziehungen mit den Erzräubern zum Zweck der Bereicherung und Ausschmückung der Kirche.

Das Schiff war zur Abfahrt fertig, am Gestade war nur noch ein Kahn angebunden, der die Rückkehr des Kapitäns erwartete,

welcher sich zu einer Zusammenkunft mit seinem jüdischen Lieferanten begeben hatte, um die Fracht zu vervollständigen. Kurz darauf erschien denn auch der alte ehrliche Seemann, von acht Matrosen gefolgt, die eine Peitsche in der rechten und ein Tau in der linken Hand hielten, an dessen anderes Ende paarweise wie Seerochen die eben gekauften Sklaven gebunden waren, sechzehn Stück, neun Menschen und sieben Weiber. Ich habe eben Menschen und nicht Männer gesagt; denn in jener Zeit zweifelte man noch, ob die Weiber zum menschlichen Geschlecht gehörten; diejenigen, welche ihnen die Menscheneigenschaft absprachen, beriefen sich auf ihre Liebschaften mit Böcken in Ägypten und mit Pferden in Thessalien, die Meinung des Aristoteles, ihre Schlechtigkeit, die Tochter des Aristoxenus, welche Eselsfüße hatte, und eine Stelle des Buches Tobiä.[1] Der Kapitän war ein Ragusaner, in seiner Jugend Fischer und Heide; nachdem er in die Geheimnisse des Glaubens eingeweiht war, wurde er in Nachahmung des Apostels Menschenfischer; er fing und verkaufte Menschen wie früher Fische. Als er die beiden Liebenden bemerkte, welche in ihre Kutten gehüllt melancholisch auf den Stufen der Landungstreppe saßen, bedachte er, daß es gut sein würde, diese beiden Anhänger des heiligen Benedikt an Bord zu nehmen, um dem Henker bei der Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Gefangenen beizustehen, indem sie den Unzufriedenen die Flammen der Hölle vor Augen hielten, wie jener den Strick. Dieser vielerfahrene Seemann war gleichzeitig ein tiefer Politiker, der gar wohl wußte, daß die Menschen nur durch die Tätigkeit der Pfaffen und Henker eine wohldisziplinierte Herde bleiben, welche willig ihren Rücken zum Wollescheren darbietet. Die unglücklichen jungen Leute, welche alle Bitternisse ausgekostet hatten, die auf dem Festlande aufsprießen, nahmen bereitwillig die Vorschläge des Menschenschacherers an, in der Hoffnung, auf den Wogen eine Erholung zu finden, wie Noah in der Arche, in welche nichts Schlechtes hineinkommen durfte außer den Tigern, Schlangen, Skorpionen und den Läusen, welche sich im Barte des Patriarchen befanden. Unterdessen peitschten die Ruder das

[1] Siehe die Anmerkungen.

Wasser, und binnen wenigen Minuten betraten die Matrosen, die Sklaven, der Kapitän und die Passagiere die Planken des „heiligen Porcarius“; diesen Namen trug nämlich das fromme Schiff.

Die Liebenden setzten sich auf einen Haufen Taue vorn auf dem Schiff und sahen die Gestade der grünen Provence allmählich schwinden. Die Eifersucht hatte Johannas Liebe wieder neu belebt und ihre Launen die des Frumentius: sich fest aneinander schmiegend genossen sie das Vergnügen der Wiederversöhnung und entwarfen tausend Pläne für ihr weiteres Leben. Das Schiff sollte nach Alexandrien segeln, sie wollten sich jedoch in Athen ausschiffen und zwischen den Säulen des Parthenons und den Lorbeerbäumen am Ilissus ihr neues Nest bauen. Der Stiefvater Johannas, welcher, wie schon erwähnt wurde, von griechischer Abstammung war, hatte die Tochter seiner Gattin in Sprache und Geschichte seiner Vorfahren unterrichtet. Daher hüpften die kleinen Füße unserer Heldin vor Freude, weil sie binnen kurzem den Boden betreten sollten, welcher den Staub des Perikles und der Aspasia deckte.

Inzwischen war das Schiff an den duftigen Küsten von Sainte-Marguerite vorbeigesegelt. Der Tag war ziemlich warm, das Meer ohne Wellenschlag, die Sonne erglänzte hinter milchweißen Wolken, wie das Gesicht einer jungen Türkin unter den Falten ihres Schleiers, und weiße Kraniche reisten ebenfalls am Himmel dahin. Nichts Süßeres gibt es bei einem solchen Wetter, als sich auf dem Verdeck eines „schnellen Schiffes“ zu befinden, nach genossenem Frühstück auf das Mittagessen zu warten, den Kopf auf den Schoß der Geliebten stützend und mit ihr die Schönheit des Himmels, des Landes und der See bewundernd. Magen und Herz müssen befriedigt sein, damit man die Natur bewundere; sonst erscheint uns, oder wenigstens mir, die Sonne als eine Maschine, um die Früchte zur Reife zu bringen, der Mond als eine Laterne für die Spitzbuben, die Bäume als Feuerungsmaterial, das Meer als salzige Flüssigkeit und das Leben so dumm wie ein im Wasser gekochter Kürbis.

Nach einer dreitägigen Fahrt lief das Schiff in den Hafen von Alesia ein, der Hauptstadt von Korsika, wo die Mannschaft an Land ging, um Wasser einzunehmen; die Mönche taten dasselbe,

um die auf der Insel allverehrten und in der ganzen Welt berühmten Heiligenreliquien anzubeten. Dort wird der Stab des Moses aufbewahrt, sodann einige Stücke von dem Erdenkloß, aus welchem Adam geschaffen wurde, ferner ein Fläschchen mit einigen Tropfen Milch der Madonna, ein Stück Zeug, das von ihren heiligen Händen selbst gewebt worden war, und mehrere andere nicht minder heilige und echte Reliquien, die der fromme Reisende noch heute verehren kann. Den nächsten Tag fuhren sie bei einem lebhafteren Winde an der Insel Sardinien vorüber, welche nach Angabe der Dichter berühmt ist durch den Käse und die Treulosigkeit ihrer Bewohner, am dritten Tage bei ruhigerem Wetter .... aber als ein mäßiger Schwimmkünstler vermag ich dem Lauf des meine Heldin tragenden Schiffes nicht so schnell zu folgen, wie dem Schritt ihres seligen Esels.

Übrigens sind die Schilderungen von Seefahrten, Wogen, Taue, Teer, Schiffbrüche etwas so Alltägliches geworden, daß sie beim Leser die Seekrankheit hervorrufen, wie die Bewegung des Schiffes beim Passagier, außer wenn einige angenehme Episoden, wie Hungersnot und Menschenfresserei, hinzukommen. Darum verweisen wir die nach solchen Dingen Lüsternen zur Strafe auf die milchigten Schilderungen des Herrn P. Soutzos, in welchen auch nicht der geringste Hauch von Poesie „die stille, wie Milch lächelnde Oberfläche“ kräuselt. Den übrigen Lesern wollen wir indessen mitteilen, daß unsere Helden, nachdem sie große Langeweile, viel Erbrechen und starkes Schaukeln auf dem Meere und alle sonstigen Beschwerden einer Seereise überstanden hatten, nach zweimonatlicher Fahrt glücklich in Korinth ankamen, dort an Land gingen und über Megara nach Athen wanderten, von einem jungen griechischen Sklaven, namens Theonas, begleitet, der ihnen vom Kapitän geschenkt worden war.

Rein und strahlend ging die Sonne hinter dem Hymettusgipfel auf, wie diejenige, welche die Äpfel des Gartens Eden zur Reife brachte, als unsere drei Wanderer, nachdem sie über das Poikilon geklommen waren, in der Stadt Hadrians anlangten. Die Athener zogen scharenweise in die Kirchen, um den „Sonntag der Orthodoxie“, d. h. der Wiederaufrichtung der heiligen Bilder, zu feiern. Die drei Reisenden wurden von dem Menschenstrome mit fort-

gerissen und kamen in den Theseustempel, welcher damals eine dem heiligen Georg geweihte christliche Kirche war. Das Christentum hatte das Heidentum erstickt, und dieses unschuldige Opfer des Fanatismus hatte seinen Mörder zum Universalerben gemacht, indem es ihm die Tempel, Feste, Opfer, Wahrsager, Priester und Traumdeuter hinterließ. Die Christen hatten alles dies übernommen und zu ihrem Gebrauch zurechtgestutzt, wie die Plagiatoren fremde Gedanken, die Tempel hießen nun Kirchen, die Altäre Opferstätten, die Festzüge Prozessionen und die Götter Heilige: Poseidon wurde zum heiligen Nikolaus, Pan zum heiligen Demetrius, Apollo zum heiligen Elias. Diesen legten jedoch die Priester zur Erhöhung der Ehrwürdigkeit lange Bärte bei, wie die römischen Kupplerinnen ihren Mädchen blonde Chignons, um mehr Kunden anzulocken. Aber wenden wir uns wieder nach Athen.

Nach dem Tode des abscheulichen Theophilos, welcher den Malern die Hände abhauen und die Heiligenbilder mit Kalk hatte überstreichen lassen, wie die Ammen ihre Brüste mit Aloe, um dieselben den säugenden Kindern zuwider zu machen, fühlten die unglücklichen elf Jahre hindurch der Bildwerke beraubten Orientalen infolge der langen Entbehrung ein doppeltes Verlangen nach diesen. Von allen Seiten stiegen die von dem Tyrannen geächteten orthodoxen Mönche und Maler die Berge herab; nach einigen zeitgenössischen Geschichtsschreibern strömten nicht nur die Lebenden in die Kirchen, sondern es standen auch viele der toten Märtyrer aus den Gräbern auf, um sich an dem Freudenfest zu beteiligen, bei welchem die Bilder redeten und die Kohlen in den Räucherpfannen vor Freude hüpften. Ja selbst die wildesten Bilderstürmer waren plötzlich in Bilderverehrer verwandelt, sobald dem gottverhaßten Theophilos die gottgesandte Theodora gefolgt war.[1] Die Eltern frisierten ihre Kinder à la Madonna, die Frauen kratzten die Farbe von den Bildern ab, mischten sie mit Wasser und tranken dieses; ja selbst die Priester wagten öfters mit solchen Beimischungen den heiligen Abendmahlswein zu verfälschen. In Athen, diesem klassischen Sitz

[1] Siehe die Legenden, besonders die Kalokairini; Labbäus nennt sie eine *femina veri dei munere, ut nomen indicat.*

der Götzenbilder, nahm der Eifer der Gläubigen solche Dimensionen an, daß sich der Bischof gezwungen sah, die Bilder durch Glasscheiben zu schützen, damit sie nicht durch die vielen Küsse ganz verwischt würden, denn in wenigen Tagen waren sie so verblaßt und unscheinbar geworden, wie das Bild des Erlösers auf dem Taschentuch der heiligen Veronika. Jeder Mißbrauch veranlaßt nach der Behauptung der Juristen ein neues Gesetz, in der Kirche Christi entsteht aus jeder Ketzerei stets ein neues orthodoxes Dogma. Die Wut der Bilderstürmer hat die Bilderverehrung hervorgerufen, der Sohn wurde zum Ärger der Arianer dem Vater wesensgleich, die Madonna wurde Gottesmutter genannt zur Widerlegung der Schmähungen des Nestorius, der Papst Pius IX. bestrafte seine kleingläubigen Untertanen für ihren gottlosen Zweifel an der unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter dadurch, daß er ihnen die unbefleckte Schwangerschaft ihrer Mutter, der Gottesgroßmutter Anna, als Glaubensartikel auferlegte. Wer weiß, welches Gute aus dem lästerlichen Buche Renans entstehen wird, welches nach der Meinung des hochwürdigen Abbé Crelier „der Religion dadurch schon viel genützt hat, daß es ihm und seinen Amtsbrüdern Gelegenheit geboten hat, die Wahrheit so klar wie das Sonnenlicht nachzuweisen."

Die Liebenden, welche mit ihrem Diener in den Theseustempel eingetreten waren, vermochten kaum in einem Eckchen des überfüllten Tempels Platz zu finden. An jenem Morgen zelebrierte Nicetas, der Bischof von Athen, die Messe, wie ein frischgeprägtes Goldstück in seinem goldstrotzenden Gewande glänzend. Die beiden Kinder des Nordens verwunderten sich über den Luxus dieses Dieners Gottes, welcher die Armut lehrte, indem er zum Lohne dafür den Gläubigen nach dem Tode ein mit Gold, Saphiren, Smaragden und Amethysten geschmücktes Paradies versprach. Aber schon die damaligen Prälaten zogen dem Ei von heute das Huhn von morgen vor und überließen den die Zyniker nachahmenden Asketen die zerschlissenen Mönchsgewänder, die Läuse und die Smaragde des Paradieses, während sie selbst goldschimmernd in denselben Tempeln amtierten, welche nach Plutarchs Erzählung kein Heide zu betreten wagte, wenn er Goldschmuck an sich hatte. Unterdessen neigte sich Theonas, welcher früher

Kerzenanzünder gewesen war, zum Ohr Johannas und setzte ihr die Zeremonien der griechischen Messe auseinander, nämlich daß die orientalischen Christen das Zeichen des Kreuzes mit drei Fingern machen, um die heilige Dreieinigkeit dadurch anzudeuten, daß sie die Finger zur Stirn heben zur Mahnung an die im Himmel wohnende Gottheit, dann bis zum Bauche hinunterfahren, um so darauf hinzuweisen, daß Christus zur Hölle niedergefahren sei, dann zur rechten Schulter, weil der Sohn zur Rechten des Vaters sitzet, und endlich nach links, um den Satan aus dem Herzen zu treiben.

Darauf setzte ihr Theonas Namen und Bedeutung eines jeden Teiles der heiligen Waffenrüstung des Hochwürdigsten auseinander, des Gürtels, der ihn mit Kraft gürtet, des Schoßtuches, welches wie ein scharfes Schwert an seiner Seite ist, des Meßgewandes, dessen goldne Dreiecke Jesus Christus, den Eckstein der Kirche, bedeuten, und der Lanze, welche der Priester seitwärts in das Abendmahlsbrot stieß, zur Erinnerung an die von dem römischen Soldaten in die Seite des Heilandes gestoßene Lanze.

Während Theonas dies darlegte, brach der Erzbischof ein zweites Brot und verwandelte es in den Leib der Jungfrau, an deren wirkliche Gegenwart beim Sakrament die damaligen Orthodoxen glaubten, weil eines Tages, als der Priester die Worte ausgesprochen: „besonders der unbefleckten Jungfrau (erinnere dich, o Herr)“ sich plötzlich das Abendmahlsbrot in eine sichtbare Jungfrau verwandelt hatte, welche das Jesuskind in den Armen hielt. Die übrigen Brote wurden dem heiligen Johannes Baptista, den Märtyrern, den Propheten und den übrigen Heiligen geweiht; hierauf geschah auch der Lebenden Erwähnung, des Erzbischofs, der Priester, der Wohltäter der Kirche und anderer; nachdem alle den ihnen zukommenden Teil des Opfers erhalten hatten, wie einst in demselben Tempel beim Theseusfeste, schwang ein Priester das Weihrauchbecken über dem heiligen Tisch, hierauf sang man *de profundis* und . . . . Aber ich glaube, es ist überflüssig, daß wir die ganze Messe hören; sie würde sich übrigens auch nicht von der heutigen byzantinischen unterscheiden und muß auch nach der Meinung der Katholiken bis ans Ende der Tage so

bleiben, unzugänglich für die Zivilisation und an den mittelalterlichen Formeln klebend wie eine Muschel am Felsen, zur Strafe für das Schisma.

Die beiden Deutschen wunderten sich über die endlose Länge der Messe, die trotzdem nur ein Auszug aus dem Auszug der Messe des heiligen Jakobus war. Die Nachkommen des Perikles betrachteten ihrerseits die beiden Fremden mit Neugierde, wie der Naturforscher irgendein merkwürdiges Produkt des Tierreiches, da sie das Mönchsgewand mit dem bartlosen Gesicht und dem kurzgeschorenen Haar nicht in Einklang zu bringen vermochten. Sobald die Feier vorüber war und ein jeder sein Stück geweihtes Brot erhalten hatte, bildete sich um die beiden Kinder des Westens ein dichter Kreis von Neugierigen, die sie vom Kopf bis zu den Füßen musterten und nach allem fragten, woher sie kämen und warum sie sich als Mönche nicht schämten, ihre Bärte abzuschneiden und, was noch schlimmer war, Hosen zu tragen; dieses Kleidungsstück gilt nämlich bei den orientalischen Mönchen als unverzeihliche Weichlichkeit. Johanna und Theonas vermochten es kaum auf diese vielfachen Fragen zu antworten, während der sie umgebende Ring von Menschen so eng wurde, daß ihnen sogar das Atmen schwer wurde; Frumentius, der weder griechisch verstand noch allzuviel Geduld besaß, wollte schon versuchen, sich mit den Fäusten einen Weg zu bahnen, als zum guten Glück der Bischof herankam und sie befreite, indem er seine Herde wegen ihrer Zudringlichkeit ausschalt. Dann nahm er die beiden Fremden mit in seine Prälatensänfte, die von acht neubekehrten Bulgaren getragen wurde, welche Sr. Heiligkeit als Pferde dienten, und brachte sie in sein Haus am Fuße der Akropolis, wo ein reichliches Gastmahl zur Feier der Wiederaufstellung der Bilder ausgerichtet war.

Der Tisch war im Garten unter einer alten Platane gedeckt und bog sich unter der Last der Krüge und Fleischschüsseln, deren Düfte sich mit dem Geruch der Blumen vermischten. Kurz darauf kamen auch die Gäste. Die meisten von ihnen waren orthodoxe Mönche, die während des Bilderstreites in Höhlen und auf Berge geflohen waren, um nicht von Theophilos gezwungen zu werden, die heiligen Bilder anzuspeien oder sich auf offenem

Markte mit einer Nonne zu verheiraten. Diese guten Eremiten waren infolge ihres langen Aufenthalts in der Einöde verwildert und schrecklich anzusehen. Unter ihnen unterschied man Pater Matthäus, aus dessen Munde infolge das übermäßigen Fastens Würmer krochen, Athanasius, der niemals sein Gesicht und seine Füße wusch, auch keine gekochte Speise genoß, denn der Anblick des Küchenfeuers erinnerte ihn an das unauslöschliche Höllenfeuer, Meletius, dessen Körper von schrecklichen Schwären bedeckt war, wie der des Hiob. Aber Hiob kratzte sich doch wenigstens mit einer Muschel, während der hochwürdige Meletius, sobald aus seinen Wunden ein Wurm auf die Erde fiel, ihn aufhob und wieder an seine Stelle setzte, damit sein Fleisch mehr Schmerzen und seine Seele dermaleinst höheren Lohn habe.

Nach diesen erschien Pater Paphnutius, der immerfort von himmlicher Ekstase ergriffen sich so wenig um irdische Dinge kümmerte, daß er öfter, wenn er Durst hatte, statt Wasser das Öl seiner Lampe trank; der hochwürdige Tryphon, der nie ein reines Hemd getragen hatte, sondern stets die schmutzige Wäsche seines Priors; der Eremit Nikon, welcher in Fleischessünde verfallen war und sich, um Buße zu tun, auf einen Friedhof zurückgezogen hatte, wo er im Stehen schlafend wie die Pferde und nur die Gräser genießend, die von seinen Tränen genetzt dort wuchsen, dreißig Jahre geblieben war. Nach diesen kamen auch andere Mönche von den Bergen, den langsamen und wankenden Schritt mit einem langen Stock stützend. Einige von ihnen waren verstümmelt wie alte Bildsäulen, alle aber ohne Ausnahme schmutzig, voller Läuse und einen unerträglichen Geruch von Hunger, Heiligkeit und Knoblauch um sich verbreitend.

Die arme Johanna wich schaudernd vor diesen entsetzlichen Produkten des anatolischen Fanatismus zurück, indem sie bald die Nase zuhielt, bald die Augen schloß. Es wurde ihr zweifelhaft, ob das wirklich menschliche Wesen seien; unwillkürlich erinnerte sie sich an das, was sie bei den Alten von hundsköpfigen Völkern und Menschenaffen gelesen hatte oder in den Heiligenlegenden über die Satyrn, welche mit dem heiligen Antonius in der thebanischen Wüste zusammenlebten und sich mit ihm über Theologie unterredeten. Aber diese stinkenden, wurmzerfressenen

Skelette, für die Genuß und Verderbtheit, Hölle und Reinlichkeit Synonyme waren, diese Mönche, Anachoreten, Eremiten und Asketen, deren bloße Erwähnung heute Mitleid oder Schauder erweckt, besaßen einen großen Einfluß unter der Regierung der frommen Theodora, wie die Zirkuskutscher unter Michael dem Dritten und die Affen unter Papst Julius; darum fühlte sich der ehrgeizige Bischof Nicetas bewogen, sich um ihre Gunst zu bemühen, wie bei uns Griechen die Wahlkandidaten, den Straßenkehrern und Räubern der Berge die Hand zu schütteln. Außer ihnen, d. h. den Mönchen, waren noch zwei Lehrer der griechischen Literatur, ein Astrolog und drei Eunuchen vom byzantinischen Hofe eingeladen, welch letztere die kaiserliche Verordnung über die Wiederaufrichtung der Bilder nach Athen gebracht hatten.

Nachdem alle diese Platz genommen hatten und das Tischgebet gesprochen war, schnitt Nicetas ein Stück Brot ab und bot es auf einer silbernen Schüssel dem Bild der Madonna dar, welche bei den Gastereien der damaligen frommen Christen stets die erste Portion erhielt wie bei den Alten die Göttin Vesta. Darauf sorgte der Bischof für seine Gäste: er schnitt mit einem Messer die Bauchhöhle eines ganzen aus der Küche gesandten Ziegenbocks auf; sofort verbreitete sich ein angenehmer Geruch von Knoblauch, Zwiebeln und Lauch, womit das Tier in äußerst geschickter Weise gefüllt war. Nach dem Bocke wurden in Kaviar gebackene Fische und zuletzt Hammelfrikassee mit Honig- und Quittensauce vorgesetzt. Johanna, an die einfache und primitive Küche von Deutschland gewöhnt, wo selbst die Prunkmähler wie in der Ilias mit gebratenem Fleisch anfingen und endigten, senkte ihre Gabel zögernd und mißtrauisch in diese mannigfaltigen Produkte der byzantinischen Küche. Als sie aber den mit Pech, Gips und Fichtenharz gemischten Wein von Attika kostete, setzte sie den Becher ab, aus Furcht, diese Athener kredenzten ihr einen Giftbecher, wie einst dem Sokrates. Der neben ihr sitzende Mönch bot ihr zur Entschädigung ein andres Getränk an; aber dieses verursachte unserer Deutschen noch größeren Abscheu: es war eine Art von Mönchsgetränk und hieß *balanium* (Eichelwein),[1]

[1] Dieses *balanium* wird auch bei Athenäus erwähnt, aber es ist unbekannt, ob dies jenes im Orient während des Mittelalters übliche Getränk

welches wahrscheinlich der heilige Antonius durch Aufkochen der Eicheln seiner Lieblingstiere zuerst fabriziert hat und welches noch in den griechischen Internaten erhalten geblieben ist, wo es den unglücklichen Zöglingen statt Kaffee vorgesetzt wird. Mit einem Worte, Johanna sowohl wie Frumentius saßen hungernd und durstend an der reichbesetzten Tafel wie die fränkischen Gesandten bei den Gastmählern des Nicephorus, bis der gastfreundliche Nicetas Mitleid mit ihnen empfand und gebratene Tauben, hymettischen Honig und ungemischten Wein von Chios bringen ließ. Beim Anblick des roten Kruges mit dem göttlichen Tranke glänzten die finsteren Blicke der guten Asketen vor Freude, wie die Hölle, als der Heiland in sie hinabstieg, und alle hielten begierig den Becher zum Einschenken des purpurnen Nektars von Homers Heimatinsel hin; sie bewiesen so, daß die menschliche Natur wie die schwangeren Weiber zwar seltsame Gelüste hat, da sie *balanium*, Schmutz, Schweine und Harzwein zu lieben vermag, aber sobald das wahre und unverfälschte Gute in irgendeiner Gestalt erscheint, wendet sie sich diesem zu, wie der Magnet dem Pole und die Gäste des Nicetas dem Kruge von Chios. Sophisten scheinen mir diejenigen zu sein, welche behaupten, jedes Volk und jeder Mensch habe seine besondere Auffassung vom Schönen, und das Sprichwort: „Über den Geschmack läßt sich nicht streiten" halte ich für falsch. Aus demselben Teig sind die Augen, Ohren und Lippen aller Nachkommen Adams und Evas geknetet: wir sind ein Brot und ein Leib (1. Korinth. 10, 17), und allen gefallen zirkassische Jungfrauen, indische Diamanten, arabische Pferde, die Säulen des Parthenons, die Trauben von Konstantinopel, die Füße der Spanierinnen, das Eis im Sommer, italienische Lieder und französische Weine. Selbst die afrikanischen Neger ziehen die weißen Frauen den Äthiopierinnen vor. Wenn in einer unserer griechischen Kirchen die Madonna von Correggio erschiene oder plötzlich eine kirchliche Melodie von Rossini oder Mozart ertönte, würden sich, davon bin ich überzeugt, die gut orthodoxen Augen und Ohren diesen zuwenden, und den Namen Schismatiker verdienten diejenigen,

war. Siehe *Athenaeus I, 62* und Zambelius: Byzant. Studien, Anm. 325. Über den Harzwein und die Speisen siehe die Anmerkung.

welche den byzantinischen Sudelelen und näselnden Gesängen den Vorzug gäben.

Nicetas forderte seine Gäste zum Trinken auf mit dem Verse aus den Sprüchen Salomonis (9, 5): „Trinket den Wein, den ich euch gekeltert," und die Mönche hielten die Becher hin, indem sie die Stelle Jesaias 56, 12 sangen: „Laßt uns die Becher füllen und den Trank schlürfen"; bevor sie aber tranken, schlossen sie fromm die Augen nach dem Befehl Salomos, welcher den Zechern verbietet, den Wein anzusehen, ehe sie ihn trinken,[1] so wie Mohammed den Türken, ihre Weiber anzusehen, bevor sie sie heiraten. Wenn jemand leicht betrunken wird, so ist dies ein Zeichen, daß er kein Trunkenbold ist, wie auch der Umstand, daß jemand alle Frauen begehrt, die er sieht, ein Beweis großer Keuschheit ist; die Köpfe der guten Asketen, welche seit so langen Jahren nur die moralische Trunkenheit der Gebete und himmlischen Visionen kannten, fingen gar bald an sich zu drehen, wie die Erde um die Sonne. Aber auch im Rausch sprachen jene hochwürdigen Eremiten nur von heiligen Dingen. Wie es den alten Soldaten Freude macht, nach dem Essen von ihren Schlachten und Triumphen zu erzählen, so fingen diese an, ihre Wundertaten und Versuchungen zu preisen; der eine erzählte, als er einmal von einem armen Manne gastlich aufgenommen worden sei, der ihm nur einige Linsen vorzusetzen hatte, habe er in den Bart des Gastgebers ein Getreidekorn gesät, welches sich so sehr vermehrte, daß jener gute Mensch durch einfaches Schütteln des Bartes fünfzig Säcke mit Getreide füllte; ein andrer teilte mit, er habe auf Befehl des Abtes im Klostergarten seinen Hirtenstab gepflanzt, welcher tagtäglich mit Wasser und Tränen begossen nach drei Jahren ausschlug und so viele und verschiedene Früchte trug, Äpfel, Pfirsiche, Kirschen, Feigen und Weintrauben, daß alle seine Mitbrüder davon satt wurden; der gottselige Nikon erzählte, daß er von tiefer Herzenssehnsucht ergriffen, die Schönheit der Madonna zu schauen, Tag und Nacht gefastet und gebetet habe, bis die mitleidige Himmelskönigin sich seiner erbarmt und in solcher Schönheit und

[1] *Ne intuearis vinum, quando flavescit.* Spr. Salom. 1, 31. In der Septuaginta lautet die Stelle: Wenn du dein Auge in die Becher und Krüge senkest, wirst du nachher umhergehen nackter als eine Mörserkeule.

Herrlichkeit sich ihm gezeigt habe, daß er vor Entzücken das eine Auge verlor und gewiß blind geworden wäre, wenn er nicht zur rechten Zeit das andre Auge geschlossen hätte. Dann nahm der hochwürdige Pankratius das Wort, dessen Stab Lilien aus Felsen emporwachsen ließ, der athenische Eremit Ägidius, dessen Schatten alle Kranken heilte, auf die er fiel, so daß die Leidenden um ihn kämpften, wie die Alten um den Schatten des Esels, so oft er sich in den Straßen der Städte zeigte. Solche und andere Wunder erzählten die guten Eremiten und tranken dazu Chioswein auf das Wohl ihrer orthodoxen geliebten Herrin Theodora. Glaube nicht etwa, lieber Leser, daß dies Visionen überspannter Mönche oder Geschwätz von Legendenschreibern seien; im Gegenteil, es sind authentische, von der Kirche anerkannte Wunder, die jeder Orthodoxe nach dem Kanon des hochheiligen Konzils von Nicäa mit voller gläubiger Seele anzunehmen verpflichtet ist; sollte er jedoch versuchen, sie als Unmöglichkeiten zu verleumden oder willkürlich zu erklären, so sei er verflucht!

Während die Asketen von Wundern sprachen, unterhielt sich Nicetas mit den beiden Benediktinern und den byzantinischen Eunuchen über Dogmatik. Zuerst fragte er Johanna, was die Weisen des Occidents über die Eucharistie lehrten, das heißt ob sie glaubten, daß Brot und Wein wirklich in Leib und Blut des Heilandes verwandelt werden oder ob sie diese nur als Symbol und Bild des göttlichen Leibes betrachten.

Diese Frage beschäftigte damals die Geister, wie heute die orientalische Frage; Johanna, welche die Ansicht ihres Gastgebers hierüber nicht kannte, erwiderte in diplomatischer Weise, daß, wie die Sonne am Himmel ist, ihr Glanz und ihre Wärme dagegen auf der Erde, so der Leib des zur Rechten des Vaters sitzenden Christus sich im Wein und Brot des Abendmahls befindet. Aber diese gewundene Antwort befriedigte Nicetas nicht, der als Anhänger der tatsächlichen Anwesenheit Johanna darlegte, daß Brot und Wein der tote Leib des Erlösers selbst seien, unser Magen sein Grab, in welches er von dem Priester beigesetzt wird, aus welchem er jedoch kurz darauf aufersteht, so wie Jesus drei Tage nach der Kreuzigung auferstand.

Hierauf fragte er sie, ob auch die Christen im Occident die

Madonna durch den Beinamen Gottesgebärerin ehrten; Johanna erwiderte, man nenne die Vögel Eiergebärerinnen und die Katzen Lebendgebärerinnen; daher fürchteten sie, wegen der Verwandtschaft der Wörter den Ohren der Gläubigen ein Ärgernis zu geben, und daß außerdem das Wort Gottesgebärerin den Heiden Veranlassung geben möchte, die Gottesmutter mit Rhea zu vergleichen, wie die Anhänger der Hypatia in Ägypten. In der Absicht, auch ihrerseits den Bischof in Verlegenheit zu bringen, fragte sie ihn, warum die Orientalen die Haare nicht verschnitten, wodurch sie doch das Gebot des Apostel Paulus überträten, der es für weibisch und unehrbar hielte, daß ein Mann das Haar wachsen ließe.[1] Da Nicetas hierauf nichts zu entgegnen wußte,[2] kratzte er sein behaartes Haupt und brachte die Rede wieder auf die Dogmen, die Einsegnung, die doppelte Natur Jesu nach seiner Menschwerdung, ob sich der heilige Geist mit dem Leib des Erlösers im Leibe der Jungfrau oder nach der Geburt vereinigte, sowie über die sonstigen theologischen Knoten, welche die Teilnehmer des Konzils von Ephesus mit dem Messer lösten, wie Alexander der Große den gordischen Knoten, oder mit Fußtritten, wie die Esel ihre Liebes- und Futterstreitigkeiten.[3]

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, und die diensttuenden Diakonen beeilten sich eine Lampe herbeizubringen, um ihrem disputierenden Bischof zu leuchten, während die Gäste, der metaphysischen Debatten müde, die Disputationen aufgaben, um wieder zu den Bechern zu greifen. Johanna aber, ganz schwindlig von dem Wein und dem Geschrei der Mönche um sie her, welche schon die Becher tanzen und die Krüge fliegen lehrten, stand ruhig auf und entfernte sich aus dem Hause des Bischofs, von dem treuen Frumentius gefolgt.

---

[1] Wenn ein Mann das Haar wachsen läßt, ist es eine Schande, wenn ein Weib, ein Ruhm.

[2] Wahrscheinlich gibt es eine befriedigende Antwort, aber die Priester, die ich befragte, wußten auch nicht mehr wie Nicetas.

[3] Nach Euagrius (Buch II, Kap. 2) wurde Flavianus, der Patriarch von Konstantinopel, auf der zweiten Synode von Ephesus von Dioskur, dem Patriarchen von Alexandrien, durch Fußtritte getötet; letzterer hatte nach dem Zeugnis des Zonaras (Buch XIII, S. 44) die üble Angewohnheit, wie ein Maultier hinten auszuschlagen.

Der Garten des Bischofs lag, wie schon gesagt, am Fuße der Akropolis, so daß sich die Liebenden nach einem kurzen Aufstieg auf dem Gipfel jenes Marmorfelsens befanden, von dem ein Anhänger der Teleologie sagen würde, daß er absichtlich gerade dorthin verlegt worden sei, um als Piedestal für die Denkmäler des Perikles zu dienen, so wie nach ihrer Meinung auch die Nase deshalb mitten im Gesichte steht, um der Brille oder dem Klemmer Halt zu geben. Es war die Stunde, in der Vampire, Geister unbußfertig Gestorbener, Lamien und andere Bewohner des Reiches der Finsternis den Würmern des Grabes oder den Pforten des Hades entweichen, seitdem der dreiköpfige Cerberus diese nicht mehr bewacht, und auf den Feldern umherschweifend die Schafe in ihren Träumen und die Liebenden beim Küssen stören. Aber unsere Mönche, welche einen Zahn der heiligen Sabina auf der Brust trugen, entgingen durch ihn den schlimmen Begegnungen, nur von weitem sahen sie eine Herde von eselsköpfigen Heidengespenstern, welche mit ihren langen Ohren wackelnd den Mond verliebt anstarrten, bei dessen Lichte sie den erwarteten Messias suchten. Zwei- oder dreimal stolperten sie über Mönche, welche auf den Marmorplatten der Propyläen schliefen, ohne daß sich diese auch nur rührten; denn die Griechen waren schon damals gewöhnt, sich von den Fremden mit Füßen treten zu lassen, wie Trauben beim Keltern.

Johanna hatte noch keine anderen Tempel gesehen als die druidischen Dolmen und einige unförmliche römische Trümmerhaufen, während die Kirchen ihres Vaterlandes hölzern und unbehauen waren, wie die Deutschen, welche sie errichtet hatten; daher konnte sie die Säulen des Parthenon und die Karyatiden des Erechtheion nicht genug bewundern, deren Füße der gute Frumentius küßte und dabei seine Geliebte fragte, ob das Stein gewordene Engel seien. Der Tempel der jungfräulichen Athene gehörte damals der jungfräulichen Maria. Aber in jenem Augenblick störten weder näselnde Gesänge noch erstickende Weihrauchwolken und dumpfe Glockentöne die Reize der Erinnerungen. Nur einige Eulen, die in den Vertiefungen des Plafonds nisteten, stießen von Zeit zu Zeit klagende Töne aus, wie wenn sie um die Verbannung ihrer Herrin jammerten. Die Scheibe der Hekate,

von durchsichtigen Wolken umhüllt wie eine keusche Jungfrau von ihren Nachtgewändern, glänzte unbeweglich in unermeßlicher Höhe und übergoß jene unsterblichen Marmormassen mit einem weißen undeutlichen Schimmer, wie den schlafenden Adonis, als ihn die Göttin auf dem Gipfel des Latmos besuchte. Die Säulen des Olympieions, der Lauf des Ilissos, die blauen Wogen von Phaleron, die Olivenhaine, die Oleander, die mit Kirchen oder Denkmälern bekränzten Gipfel der Hügel, alles dies umschloß den Gesichtskreis der beiden jungen Leute mit einem Gürtel, der reizender als der der Venus selbst war; der Genuß aber, den sie an diesem Panorama hatten, war zwiefach, da sie in ihrer Betrunkenheit alles doppelt sahen. Johanna hatte sich auf eine Marmorstufe gesetzt, während Frumentius, zu Füßen seiner Freundin ausgestreckt, ihr den Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin zeigte und dabei betete, ihre Liebe möchte ebenso flügellos bleiben wie jene. Unter solchen Gesprächen und ihre Rede oft durch Küsse unterbrechend, wie die Schriftsteller ihre Perioden durch Kommas, schliefen sie endlich auf einem Lager von schimmerndem pentelischen Marmor ein.

Frühmorgens am nächsten Tage wischten sie den Schlaf aus den Augen und den Morgentau aus ihren Mönchsgewändern, dann stiegen sie hinunter, um Athen zu besuchen. Das Herz Johannas klopfte vor Neugierde und zugleich vor Furcht, als sie bedachte, daß sie binnen kurzem jene Stadt voll Götzenbilder bewundern werde, deren bloßer Anblick schon nach dem heiligen Gregorius den Seelen der Christen gefährlich war, wie der Anblick einer reizenden, holdlächelnden Geliebten einem Manne, der mit einer häßlichen, stirnrunzelnden Frau verheiratet ist. Aber Furcht und Hoffnung unserer Heldin waren gegenstandslos. Schon seit lange hatten die frommen Kaiser von Byzanz jene Werke des Myron, Alkamenes und Polyklet, welche der heilige Lukas bewundert und selbst Alarich respektiert hatte, dem Erdboden gleich gemacht. Das unter Konstantin begonnene Werk der Zerstörung war unter Theodosius dem Kleinen vollendet worden. Aber nicht nur den Steinen gegenüber hatten jene unermüdlichen Bilderzerstörer ihren christlichen Glaubenseifer gezeigt, sondern auch gegen die Unglücklichen, die sie im Verdacht hatten, der Religion ihrer Väter

treu geblieben zu sein. Wehe dem, der zu einem Familienfeste ein Lamm schlachtete, das Grab seines Vaters mit Blumen schmückte, oder bei Mondenschein Kamillen suchte, sein Haus mit Weihrauch ausräucherte oder um den Hals ein Amulett gegen das Fieber trug: er wurde von den Spionen in der Kutte als Zauberer und Götzendiener denunziert, mit Ketten belastet und nach Skythopolis geschickt, wo ein christliches Schlachthaus errichtet war. Dort saßen fromme Richter auf dem Richterstuhle, die untereinander wetteiferten, wer die meisten Heiden auf dem Rost briete, in siedendem Öl kochte oder Glied für Glied zerstückelte.[1] Unzählige Märtyrergeschichten erzählen von den Qualen der Bekenner des Christentums, aus deren Wunden Milch floß und welchen die Feuerflammen Kühlung zufächelten, aber noch niemand hat die wahrheitsgetreue Geschichte jener Märtyrer geschrieben, die statt märchenhafter Milch wirkliches Blut vergossen haben und die das Feuer christlicher Intoleranz nicht kühlte, sondern verzehrte, jenes Feuer, welches dem Anschein nach brennender war als das der heidnischen Grausamkeit.

Die beiden Benediktiner, gefolgt von Theonas und einer Menge Athener, welche schon zu der Zeit des Apostels immer nur damit beschäftigt waren, etwas Neues zu erzählen oder zu hören, gingen durch die ganze Stadt, welche, der Götterbilder und Altäre beraubt, dem von Odysseus geblendeten Polyphem glich. Wo sich früher ein Kultbild erhob, da war ein hölzernes Kreuz aufgerichtet, und wo einst ein Altar gestanden hatte, sah man ein mikroskopisches Kirchlein, welches mit einer Kuppel gedeckt war, die einer Perücke aus Stein ähnelte. Diese Tempelchen waren von der Athenerin Eudokia errichtet worden, welche, um einem jeden der Heiligen ein besonderes Heim zu bieten, sich gezwungen gesehen hatte, eine Menge von Hütten zu bauen, welche mehr an die Bautätigkeit der Biber erinnerten als an die Majestät des unbekannten Gottes. An den Eingängen dieser armseligen Kirchen saßen Mönche und Asketen, welche ihre Schwären oder alte Handschriften abkratzten, letztere, um Legenden darauf zu schreiben, oder welche Körbe flochten, Zwiebeln zum Frühstück aßen und

[1] Siehe die Anmerkung.

Gott dankten, daß sie Griechen und nicht Barbaren seien. Nur die antike Schönheit der Athenerinnen erregte die Bewunderung der beiden Fremden. In jener Zeit war Athen die Bezugsquelle von Frauen für die byzantinischen Kaiser, welche von dort ihre Gattinnen holten, wie ihre Nachfolger, die Sultane, aus Cirkassien. Diese Verbesserung datierte aus der Zeit der Bilderstürmerei, als nach Verbannung der byzantinischen Bildwerke die Frauen, statt unaufhörlich schmächtige Madonnen und dürre Heilige vor Augen zu haben, ihre Augen wieder zu den Parthenonreliefs erhoben und Kinder zur Welt brachten, die diesen Kunstwerken ähnelten; daher scheint mir sogar für die Erzeugung schöner Kinder die Reform unserer kirchlichen Malerei notwendig. Als Beweis für diesen Einfluß der Bilder mögen die Gattinnen der jüdischen Bankiers in Preußen dienen, welche von früh bis in die Nacht Taler und Gulden mit dem Bilde des Königs Wilhelm zählen; diese Frauen gebären Kinder, die dem Monarchen so ähnlich sind, daß er mit Fug und Recht Vater seiner Untertanen genannt worden ist.[1] Außer der Schönheit bewunderten jedoch die beiden Söhne des Nordens auch die ihnen ungewohnte Sittsamkeit der jungen Mädchen, welche in ihre langen Kleider gehüllt sich an die Seite ihrer Mütter schmiegten, wie ein Schwert an die Hüfte des Soldaten; ihre Blicke richteten sie nicht auf die Vorbeigehenden, sondern hefteten sie auf den Boden, um den Pfützen auszuweichen und Fehltritte zu vermeiden; sie erröteten schon, wenn der Wind die Falten ihrer Kleider in Bewegung setzte; in jeder Hinsicht waren sie also von den heutigen Mädchen verschieden, welche in ihrem Gebaren verheirateten Frauen so sehr ähneln, daß man erstaunt ist, warum ihre Eltern überhaupt Männer für sie suchen.

Johanna und Frumentius gingen am Turm der Winde vorbei und kamen auf den Markt, wo sie mit Verwunderung Archonten und Bischöfe ihren täglichen Lauch einkaufen sahen, schließlich gelangten sie in die Stoa Poikile, in der sie statt der Philosophen Astrologen, Wahrsager aus der Schüssel, Traumdeuter und Lehrer fanden, welche einmal wöchentlich aus den Schulen auf dem Hymettus hinunterkamen, um durch den Reiz ihrer Rede und

---

[1] Siehe Heinrich Heine, Reisebilder, Bd. II.

durch Töpfe voll Honig Schüler anzulocken; denn da das Unterrichtgeben nicht mehr genügend einbrachte, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, so hielten sie es für gut, außer dem Schulehalten sich auf Bienenzucht zu legen, um ihre Einkünfte zu erhöhen.

Acht volle Tage brauchte Johanna, um mit ihrem Genossen die Altertümer, die Kirchen und die Umgegend von Athen zu besichtigen; die nächsten zehn Tage ruhten sie sich unter dem gastfreundlichen Dache des Klosters von Daphni aus. Die Mönche waren geneigt, die beiden Benediktiner dauernd bei sich aufzunehmen, deren Nachfolger sie kurz darauf wie reißende Wölfe aus ihrem Pferch vertreiben sollten.[1] Aber die nur in Wasser gekochte Kost, die langen Gebete, das Lager aus Gerstenstroh und die Unsauberkeit der guten Väter vermochten unmöglich auf lange diese Kinder des Occidents zufriedenzustellen, die an das Essen und die Reinlichkeit in den freieren Klöstern von Deutschland gewöhnt waren. Deshalb verzichteten sie auf den Ruhm der Angeliker, der Anhänger des heiligen Basilius, ja sie fanden sogar die Ordensregel der Minoriten zu streng und schlossen sich lieber den Idiorrhythmen oder Unabhängigen an.[2] Letztere konnten nach Gutdünken durch mehr oder weniger Fasten, Geißelungen einen hohen oder niedrigeren Rang im Himmel erwerben, auch in die Hölle konnten sie ohne Willensbeschränkung kommen, dadurch, daß sie ihren Nächsten, den Wein oder das Fleisch liebten. In geringer Entfernung vom Kloster befand sich eine Einsiedelei, die durch den Tod des in ihr hausenden hochwürdigen Hermylos frei geworden war. Dieser fromme Mann hatte den Versuch gemacht, keine andere Nahrung als das heilige Abendmahl zu genießen, war aber nach zehntägiger Anwendung einer solchen Diät gestorben. Hier schlugen die Liebenden ihren Wohnsitz auf: durch Aufwendung ihres geringen Barvermögens erstanden sie ein dickes Polsterbett, einen langen Bratspieß, einen eisernen Kochtopf, einen

---

[1] Das Kloster von Daphni wurde tatsächlich unter den Herzögen von Laroche, deren Gräber noch am Eingang der Kirche sichtbar sind, von Benediktinern besetzt. Siehe Rangabé, *Hellenika, Bd. I S. 221.*

[2] Über die verschiedenen Orden siehe die Mitteilungen von Leon Allatius in dem Werke: *De consensu Ecclesiae,* Buch III Kap. 8 und das Bekenntnisbuch von Nikodemus S. 162.

Krug Öl, zwei Ziegen, zehn Hühner und einen großen Hund, um diese ihre Habe zu bewachen; die zum Heil ihrer Seele notwendigen Gegenstände, eine Geißel, einen Totenkopf und das gute Beispiel erhielten sie umsonst aus der Erbschaft des seligen Eremiten.

Die ersten Tage nach ihrem Einzuge waren für die beiden Benediktiner ein beständiges Fest. Die Fasten waren vorüber und Jesus von den Toten auferstanden; überall schallten Küsse und wurden Lämmer am Spieß gebraten; selbst die Natur legte, als wolle sie die Auferstehung des Erlösers auch feiern, ihr Winterkleid ab, wie eine junge Witwe die Trauer um ihren Mann. Die Lorbeeren Apollos röteten sich, das Gras wuchs auf den Trümmern, und der Frühling ließ die Esel um ihre Gefährtinnen tanzen. Wenn Johanna frühmorgens aufgestanden war, atmete sie mit Wonne die Morgenluft des Gebirges ein, melkte die Ziegen, da es noch kein Gesetz gab, das den Mönchen das Melken als eine böse Gelüste einflößende Tätigkeit untersagte, pflückte taufrische Kirschen, kochte Eier und weckte dann Frumentius. Nach dem Frühstück ging letzterer fort, um Fische zu angeln oder den Hasen Schlingen zu legen, Theonas arbeitete im Garten und Johanna zog sich in das Innerste der Zelle zurück, schrieb bald Lebensbeschreibungen von Heiligen ab, die sie zur Erhöhung der Einkünfte des Haushalts verkaufte, teils brachte sie den Tag mit der Lektüre der Träume Platos oder der Seufzer Theokrits zu in Handschriften, die ihr die Mönche liehen oder mit derselben Uneigennützigkeit schenkten, wie der Fuchs in der Fabel dem Pferde die Gerste überließ. Abends wurde das Essen vor der Tür der Einsiedelei unter einer alten Fichte aufgetragen, welche die Bauern wegen ihrer Ansehnlichkeit und ihres Alters den Patriarchen nannten; die Produkte des Gartens, des Fischfangs und der Jagd machten die Tafel der beiden Mönche, welche als Sachsen und Benediktiner keine Kostverächter waren, zu etwas Einzigartigem im Gebirge. Johanna, welche Tag und Nacht griechische Philosophen, manchmal auch apostolische oder auch häretische Kirchenväter las, die vor der Erfindung der Fasten, Dogmen und Kirchengesänge gelebt hatten, hatte sich allmählich von allen mönchischen Schlacken befreit; und da sie von lebhaftem, scharfsinnigem Geiste

war, hatte sie für ihren persönlichen Gebrauch eine Art von erträglicher Religiosität geschaffen, welche eine große Ähnlichkeit mit den Systemen ihrer heutigen Landsleute hatte, die dank der fortschreitenden Aufklärung und der theologischen Fakultäten von Berlin und Tübingen dahin gelangt ist, eine Art Christentum ohne Christus zu konstruieren, so wie es den Köchen *comme il faut* gelungen ist, eine Knoblauchsauce ohne Knoblauch zustande zu bringen, und Herrn Soutzos Gedichte ohne Poesie. Frumentius, wie die Helden der romantischen Schule immer bereit, Himmel oder Hölle mit seiner Geliebten zu teilen, aß mit ihr am Freitag Huhn und am Mittwoch Lammbraten. So oft in Rom ein Diktator ernannt war, hörte jede andre Rechtsprechung auf; so verblassen auch, wenn die Liebe zum absoluten Herrscher wird, alle anderen Gefühle im Herzen, wie die Sterne am Himmel, wenn der Vollmond aufgeht. Zeus schmückte sich, seine Gottheit vergessend, mit Flügeln oder Hörnern, um seinen Geliebten zu gefallen, und Aristoteles bot mit einem Sattel auf dem Rücken und einem Zügel im Munde seinen siebzigjährigen Rücken der Kleophila, der er in Indien als Reitesel diente,[1] Frumentius aber hätte Johanna zuliebe nicht nur am Freitag Fleisch, sondern auch jeden Tag Prügel genießen können.

Der Geruch jener gottlosen Küche erregte bei den Nasen der griechischen Mönche keinen geringen Anstoß. Viele von ihnen machten, wenn sie bei der Einsiedelei vorbeigingen, mit zugehaltener Nase das Zeichen des Kreuzes, so wie Odysseus seinen Gefährten die Ohren zustopfte, um sie vor dem Gesang der Sirenen zu bewahren; andere, kühnere, gingen hinein, um die fleischessenden Mönche mit den Flammen des höllischen Feuers oder dem Bannstrahl der Kirche zu erschrecken. Johanna jedoch empfing sie so freundlich und setzte ihnen mit solcher Anmut die besten Stücke vor, daß die angelischen Anhänger des heiligen Basilius, welche kein andres Geflügel aßen, als die Fliegen, die in ihre Wassersuppe fielen, oft wieder fortgingen mit einem Huhn im Magen und einer Sünde auf dem Gewissen.

Indessen breitete sich der Ruf von dem Geiste, der Schönheit

[1] Siehe die Anmerkung.

und den Kenntnissen des jungen Bruder Johannes im ganzen Gebirge aus und drang schließlich auch hinunter in die Stadt. Viele unter den weisen Lehrern auf dem Hymettus ließen ihre Bienen und ihre Schüler im Stich und machten bei unserer Heldin einen Besuch, um mit ihr über schwierige Probleme der Dogmatik oder über Dämonen und Weissagung aus der Schüssel zu disputieren; ja selbst der Bischof Nicetas kam oft, um sich im Schatten der riesigen Fichte auszuruhen, und wunderte sich, wie Petrarca, daß die Frucht der Erkenntnis so schnell unter den blonden Locken dieses zwanzigjährigen Kopfes hatte reifen können. Aber nicht nur die Priester und Gelehrten, sondern auch die Archonten und die durchreisenden Patrizier von Neurom lernten allmählich den Weg nach der Einsiedelei zu finden. Niemand von ihnen kam nach Daphni, ohne an die Tür der Benediktiner zu klopfen, gar mancher unter ihnen fühlte sich beim Anblick der runden Arme und beim Kuß auf die weißen Finger des Pater Johannes von einer unbeschreiblichen Verwirrung ergriffen, als habe ihn der Dämon der Lust ins Herz gebissen. Johanna, die ihre männliche Kleidung für einen festen Panzer gegen jede schlechte Begierde hielt und die Sitten dieser Neuplatoniker noch nicht kannte, atmete in vollen Zügen den Weihrauchduft ein, während sie täglich neue Verehrer ihrer unendlichen Weisheit und ihrer roten Lippen vor ihren Triumphwagen spannte. Oft jedoch, wenn sie von einem solchen Schwarm umringt war, dachte sie seufzend daran, wieviel mehr und feurigere Bewunderer sie haben würde, wenn sie, anstatt ihre Reize unter der Kutte zu verbergen, wie ein goldenes Schwert in einer bleiernen Scheide, plötzlich in ihrer wahren Gestalt in einem seidenen Kleide, ihr blondes Haar aufgelöst auf die Schultern fallend, erschiene.

Frumentius freute sich anfangs über die Erfolge seiner Freundin, aber gar bald begann er im Benehmen Johannas manche Änderungen zu bemerken, die ihn in Aufregung versetzten, wie eine gefallsüchtige Dame die ersten Runzeln. Der junge Mönch barg unter seinem starken männlichen Äußern ein Herz, weicher als Wachs: er war geboren, um zu lieben, wie die Nachtigall, um zu singen, und der Esel, um hinten auszuschlagen. Wohl war er fähig, zweihundert Kastanien zu verspeisen, ohne das geringste

Magendrücken zu verspüren, aber von seiner Geliebten vermochte er weder ein Gähnen noch einen kühlen Blick zu verdauen, und das nach sieben Jahren ununterbrochenen Ehelebens! Nach der Ansicht der Moralphilosophen ist der Genuß das Grab der Liebe; ich meinerseits möchte ihn lieber mit dem Hauch jenes äsopischen Satyrs vergleichen, welcher bald Hitze, bald Kälte hervorrief. Wie dem auch sei, die Küsse und Zärtlichkeiten unserer Heldin waren dem guten Frumentius mit der Zeit so notwendig geworden, wie das tägliche Brot, und je seltener jene wurden, um so mehr nahm seine Begierde zu, so wie auch sein Appetit zugenommen hätte, wenn ihm die Tagesration verkürzt worden wäre. Monate und Jahre vergingen, und Johanna wurde um so kühler, je größer der Kreis ihrer Bewunderer wurde; die Niedergeschlagenheit des armen Jünglings nahm zu, und eine düstere Wolke breitete sich über sein frisches, heiteres Gesicht wie eine schwarze Decke über einen Rosenstrauch. Lange bemühte er sich, seinen Schmerz zu verbergen, schließlich aber strömten die Tränen aus seinen Augen und die Vorwürfe über seine Lippen. Anfangs versuchte zwar Johanna ihren Liebhaber zu beruhigen, indem sie versicherte, die ihn umgebenden düsteren Wolken seien nur Ausgeburten seines überreizten Gehirns. Aber Frumentius war schwer zu überzeugen, und die Frauen ihrerseits werden nur zu bald der langweiligen Melancholie überdrüssig. Selbst die Okeaniden harrten, obwohl Göttinnen, nur einen einzigen Tag bei dem gefesselten Prometheus aus, um ihn zu trösten, dann aber bekamen sie seine Klagen satt und ließen ihn allein mit dem Geier, der seine Eingeweide zerriß. So war es auch mit unserer Heldin: hatte sie ihren Genossen eines kurzen Trostwortes oder eines flüchtigen Kusses gewürdigt, wie man einem Bettler einen Groschen zuwirft, dann wandte sie ihm den Rücken, nachts um zu schlafen, bei Tage, um sich ihren Büchern oder ihren Verehrern zu widmen, deren Besuche von früh bis zum Abend einander folgten. Frumentius blieb gewöhnlich in einer Ecke des Zimmers sitzen, wie die homerischen Helden seine Galle verdauend, bald fühlte er sich unfähig, seine Tränen oder seine Fäuste zurückzuhalten, und stürmte hinaus, um ein Huhn zum Mittagessen oder eine Gänseblume zu rupfen, die ihm sagen sollte, ob Johanna ihn noch liebte.

Aber ein solcher Zustand konnte unmöglich lange dauern. Bald dachte der junge Mönch, Johanna die Knochen zu zerschlagen, bald jede Beziehung mit ihr abzubrechen. Die Gefallsucht und die Liebeleien unserer Heldin nahmen, um mit den Journalisten zu reden, jeden Tag einen ernsteren Charakter an. Ein Abt, zwei Bischöfe und der Statthalter von Attika wußten bereits, was unter ihrer Kutte verborgen war, viele andere ahnten es und die übrigen brachten dem „Bruder Johannes" den Weihrauch ihrer platonischen Verehrung dar; Frumentius hörte nicht auf, sich zu beklagen und seine Liebste zu beleidigen, welche schließlich die Geduld verlor und ihm Antworten so trocken wie die Feigen von Kalamata gab. Das Verhältnis der beiden jungen Leute war allmählich so weit gediehen, daß es jenen indischen Feigenbäumen glich, deren Frucht einen Tag lang und deren Dornen das ganze Jahr hindurch ausdauern. Und doch fühlte Frumentius, so oft er den Gedanken erwog, sich von seiner Liebsten zu trennen, daß sich vor Schauder seine Haare sträubten. Er konnte weder mit ihr noch ohne sie leben; der unglückliche Jüngling, der nicht wußte, daß das Herz des Weibes dem beweglichen Sande gleicht, auf dem man nur ein Zelt für eine Nacht aufschlagen kann, hatte dort ein Haus gebaut, in dem er sein ganzes Leben wohnen zu bleiben beabsichtigte. Mit Beleidigungen und Fußtritten aus dem Garten Eden vertrieben, suchte er, anstatt wie Adam sich in seine Verstoßung zu fügen, auf jede Weise wieder in den verbotenen Raum zu gelangen, dessen Zugang ihm die Kälte und Schlechtigkeit Johannas wie der Engel mit dem Schwert den des Paradieses wehrte. Bald warf er sich zu den Füßen seiner Geliebten und versuchte sie durch Erinnerung an so viele Küsse und Liebesschwüre zu rühren, aber seine Worte prallten von ihrer Gleichgültigkeit ab wie Regen von den Blättern, bald suchte er, weil er nichts mehr hoffte, mit aller Kraft die Liebe aus seinem Herzen zu reißen, wie der Gärtner ein übelriechendes Unkraut, das mitten unter dem Heliotrop gewachsen ist, aber die schlimme Pflanze hatte so tiefe Wurzeln, daß er nach vergeblichen Seelenkämpfen auf jeden weiteren Versuch verzichtend sich schweißbedeckt zu Boden warf und wie Hiob „den Tag verfluchte, an dem er geboren war, und die Stunde, in der man gesagt hatte: siehe, ein Knäblein!"

Du brauchst indessen nicht zu glauben, lieber Leser, Frumentius sei ein Erotokritos geworden oder ein Held à la Soutzos oder ein andres derartiges zweibeiniges Wesen der romantischen Menagerie, im Gegenteil, er war ein vernünftiger und frommer Sohn Deutschlands, wie nur je einen dieses klassische Vaterland des Bieres und des Sauerkrautes hervorgebracht hat, bevor es durch die Seufzer Werthers und die Ketzereien eines Strauß und Hegel verdorben wurde, er liebte aber Johanna, vielleicht wie Aristipp die Laïs und die Katzen die Milch. Aber außer ihr kannte er kein andres Weib, konnte auch in Athen keins finden; denn die Nachkommen Solons waren noch nicht so zivilisiert wie heute, und die Mütter, die Ehemänner, die Brüder und die übrigen lästigen Geschöpfe, welche die Frauen umgeben, wie Dornen die Rosen, machten sich noch nicht die Ehre streitig, den Fremden die Kerze zu halten, mochten sie auch Admiräle oder Diplomaten sein. Den Kaisern von Byzanz allein reichten die damaligen Athenerinnen die Hände, und auch denen nur die rechte. Alles dies machte die Lage des unglücklichen Frumentius schrecklich und seine Torheiten verzeihlich; für seine feurige und kraftvolle Jugend war das Weib ebenso nötig wie der Tau für die Wiesen. In weit entfernte Länder versetzen die Dichter, und in mythischen Zeiten suchen die Märchenforscher einige seltsame und wunderbare Produkte des Pflanzen- oder Tierreiches, honigtriefende Lotosfrüchte, singende Bäume, geflügelte Drachen, bocksfüßige Satyrn, Hydren, Riesen, Sirenen, Halbgötter, Zauberer, Propheten, Märtyrer, Heilige und andre Wesen der Art, die noch niemand von uns gesehen hat, außer auf einem Bilde oder im Traume; aber auch das Moralreich, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, hat seine Mythologie, heldenmütige Selbstaufopferungen, fromme Ekstasen, übermenschliche Opfer, unauflösliche Freundschaften und andere derartige tragische und romanhafte Dinge. Unter diese chimärischen Produkte der vergangenen Zeiten muß man nach meiner Meinung auch die Liebe rechnen, so wie sie die Ritter des Mittelalters und die Leute auffassen, welche Plato nicht verstanden haben, während sie nach der gesunden Philosophie nichts anderes ist als nur eine Berührung zweier Epidermen.[1]

---

[1] Diese Definition hat Chamfort geleistet.

Wenn Frumentius bereit war, um Johannas willen alles zu opfern, wenn er sich vor ihren Füßen wälzend den Tag verfluchte, an welchem er geboren war, so tat er dies aus demselben Grunde, aus dem Adam seiner ungetreuen Frau verzieh, weil — er keine andre hatte.

Aber auch unsere Heldin war weit davon entfernt, auf Rosen auszuruhen, obwohl sie von Anbetern umgeben war. Die Seufzer und Klagen des Frumentius machten sie nervös, wenn sie sie auch nicht mehr rührten; auch störten sie oft ihren Schlaf und ihren Appetit; was aber das schlimmste war, sie enthüllten allen das Geheimnis. Nach Athenäus, mein lieber Leser, sind die Liebe und der Husten die einzigen Dinge, die sich nicht verheimlichen lassen. Meiner Ansicht nach (wenn ich eine den betrunkenen Deipnosophisten entgegengesetzte Meinung haben darf) gibt es vielmehr nichts, was sich leichter verbergen ließe als sie, nämlich die Liebe und nicht den Husten, solange sie glücklich ist. Nur die Eifersucht, die Unruhe, die Verzweiflung und derartige Folgen der Liebe drücken sich auf dem Gesichte aus, wie die Hiebe des Henkers; dagegen werden uns Freude und Glück mit solcher Sparsamkeit von den Töchtern Evas zugeteilt, daß sie sich nicht bis zu dem Grade steigern, der die Verheimlichung schwer machte. Aber alle Frauen gleichen ohne Ausnahme jenen verwilderten Römern der Decadence, welche von den im Zirkus abgeschlachteten Opfern verlangten, sie sollten mit Anmut fallen, indem sie ohne Klage ihren Hals dem Messer boten. So zürnte auch Johanna dem unglücklichen Frumentius, wenn sie ihn auf vielfache Weise, durch Eifersucht, Kälte, Launen und andre weibliche Erfindungen gequält hatte, daß seinen Lippen inmitten all dieser Qualen ein Schmerzensschrei entfuhr oder sobald er in seiner Verzweiflung einem seiner Nebenbuhler die Fäuste oder die Tür zeigte.

Die skandalösen Szenen in der Einsiedelei versetzten alle Kuttenträger von Daphni in Aufregung; für sie war Johanna, deren Geschlecht und Streiche niemandem mehr unbekannt waren, ein von den Franken gesandtes Ungeheuer, bestimmt, die orthodoxe Kirche zu verschlingen. Freilich hatten schon vor ihr viele Frauen, die heilige Matrona, Pelagia und Macrina Kutten an-

gezogen und mit Männern gelebt, aber sie hatten dies nicht getan, um am Freitag ein Huhn zu essen und Bischöfe in die Verdammnis zu stürzen. Unter dieser Schar, die vor Zorn außer sich war, befanden sich einige Mönchlein, welche die schöne Deutsche zu verteidigen versuchten, aber ihre Stimme wurde von der allgemeinen Mißbilligung erstickt. Die am meisten gegen sie erbitterten waren einige *fratres Angelici*, übelriechend und schmutzig wie alle, die sich vornehmen, Gott allein zu gefallen; diese hatten einige Male nebenbei Johanna zu gefallen versucht, waren aber von ihr fortgeschickt worden, die einen um sich die Haare schneiden zu lassen, die andern ins Bad. Diese rächten sich an der störrischen Nonne, indem sie Flüche, Zwiebeln, Steine und Verwünschungen gegen sie schleuderten, so oft sie aus der Zelle herauskam.

Johanna, welche innerlich von Frumentius, äußerlich von der öffentlichen Meinung beleidigt und bekämpft wurde und zugleich den Eifer ihrer Gläubigen durch die Furcht vor dem Anathema täglich mehr erkalten sah, während die Frechheit der Feinde zunahm, fing an im Ernste an Abreisen zu denken. Seit acht Jahren befand sie sich in Athen, sie kannte alle Denkmäler, Handschriften und Gebäude dort, so daß ihr die Stadt der Minerva schon so langweilig war, wie die Küsse des Frumentius. Außerdem brannte sie vor Begierde, ihre Kenntnisse, ihre Schönheit und ihren Geist auf einer größeren Szene zu zeigen; sie näherte sich schon ihrem dreißigsten Jahre, wo die Frauen sich nicht mehr mit ihren spezifischen Fehlern begnügen, sondern auch die unsrigen annehmen, den Ehrgeiz, die Pedanterie, die Trunksucht und was es sonst noch von männlichen Gebrechen gibt, die imstande sind, ihr Herz zu einem Musterbild weiblicher Vollkommenheit zu machen, so wie das heutige Griechenland durch seine Politiker zum Muster eines Königreichs im Orient geworden ist. Johanna glich nicht jenen Hirtinnen des Ovid, die schon zufrieden waren, wenn nur der Athos ihr Lied hörte oder der Bach ihr blumenbekränztes Gesicht widerspiegelte; im Gegenteil, sie weinte oft über ihren Büchern bei dem Gedanken, daß ihre Weisheit in diesem Winkel von Attika unbekannt und ungepriesen bleiben würde, so wie die jungen Nonnen Tränen vergießen, wenn sie

sich des Abends ausziehen und bedenken, daß ihre lilienweiße Schönheit nur von ihrem immateriellen und unsichtbaren Bräutigam gesehen wird.

In einer solchen Gemütsverfassung befand sie sich, als sie eines Abends am hohlen Strande des Piräus umherirrte, wo sie sich von ihrem Freunde Nicetas verabschiedet hatte, der nach Konstantinopel zurückkehrte. Da sah sie ein fremdes Schiff in den Hafen einlaufen, dessen weiße Segel ihr wie Engelsflügel erschienen, welcher gekommen wäre, sie aus der Verbannung zu erlösen. Das Schiff kam aus Italien und gehörte dem Bischof Wilhelm dem Kleinen von Genua. Es fuhr nach dem Orient, um Weihrauch für den Höchsten und Kleiderstoffe für seine Diener zu holen. Johanna redete die landenden Schiffer lateinisch an und erfuhr, daß sie am nächsten Morgen nach Rom in See gehen wollten. Sie erklärten sich bereit, sie mitzunehmen, damit sie den Schiffsgeistlichen ersetzte, der von den Wellen fortgerissen worden war, als er vorn auf dem Schiff stehend nach der Gewohnheit der Katholiken den Sturm dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er Hostien ins Meer warf, die den Delphinen als Abendmahl dienten. Als Johanna mit ihnen alles verabredet hatte, kehrte sie zu Frumentius zurück, der sie in der Höhle nahe bei der Reede von Munychia erwartete, wo er ein Lager und ein Abendessen zurechtgemacht hatte. Das Wetter war naß, der Wind durchdringend und das Meer seufzte klagend unterhalb der Grotte. Der junge Benediktiner hatte eiligst ein Feuer angezündet, an welches sich Johanna setzte, um ihre von den Wellen durchnäßten Kleider zu trocknen. Ihr Herz, obwohl seit lange von Pedanterie und Gefallsucht verhärtet, war von einer Art Unruhe ergriffen, als sie daran dachte, daß sie sich binnen kurzem auf Nimmerwiedersehen von dem Gefährten trennen werde, von dem sie fünfzehn Jahre lang nicht einen einzigen Augenblick entfernt gewesen war. Einige Momente überlegte sie, ob sie ihn auf ihre Irrfahrt mitnehmen solle, aber die launenhafte Eifersucht des armen Mönches, der die veraltete Idee hatte, daß die Frauen nur einen Liebhaber besitzen dürften, wie die Esel nur einen Sattel und die Völker einen König, machte ihn zu einem lästigen, schwer zu transportierenden Gepäckstück. Aber nicht einmal Abschied

von ihm zu nehmen wagte Johanna, da sie an diesem einsamen Orte seine Tränen oder auch seine Fäuste fürchtete. Sie hielt es also für barmherziger und zugleich für klüger, ihn in ihren Armen einzuschläfern, bevor sie ihn verließ, so wie ja auch die Henker in Judäa den Verbrechern einen berauschenden Trunk kredenzten, ehe sie sie kreuzigten. Sie zog daher Frumentius' Kopf auf ihre Knie und fing an seine Haare mit ihren Händen zu streicheln und küßte ihn auf die Stirn; der junge Mann ohne Falsch, so oft beleidigt, getäuscht und mit Füßen getreten, vergaß sofort Untreue, Beleidigungen und Quälereien. Die bloße Berührung der Finger Johannas schloß alle seine Wunden, so wie die französischen Könige vor der Einführung der Verfassung die Gebreste ihrer Untertanen durch einfaches Handauflegen heilten. Frumentius, von unbeschreiblicher Wonne erfüllt, wußte nicht, welchem von den Heiligen er für die plötzliche Wandlung danken sollte, da er in seiner Verzweiflung alle angerufen hatte; da er lange nicht mehr geschlafen hatte, entschlummerte er endlich auf dem süßen Kissen, indem er allen Danklieder und Kerzen gelobte.

Als er am nächsten Morgen erwachte, bevor es tagte, öffnete er die Arme, um seine Geliebte an sich zu drücken, umarmte jedoch statt ihrer nur das Stroh ihres Lagers. Entsetzt aufspringend streckte er die Arme aus und tastete in der Dunkelheit umher, wie der geblendete Polyphem, als er den Odysseus suchte. Die Morgendämmerung kämpfte noch gegen die Dunkelheit, als der unglückliche Jüngling barhäuptig, ohne Schuhe und verzweifelt aus der Höhle stürzte, aber nirgends war eine Spur von Johanna. Nachdem er zwei- oder dreimal vergebens am Abhang des Hügels entlang gelaufen, stürmte er nach der Küste, wie eine Gemse von Fels zu Fels springend und mit lauter Stimme „Johanna“ rufend. Die hohlen Felsen wiederholten den Ruf und riefen ebenso oft wie Frumentius nach der Entflohenen, als ob sie den Unglücklichen bemitleideten; in diesem Augenblick ging die Sonne auf und half ihm auch beim Suchen. Aber der Strand war leer, nur draußen auf dem Meere war ein Boot sichtbar, welches die Wogen von Munychia durchschnitt: am Bug desselben stand Johanna, in ihre Kutte gehüllt. Die Fliehende sah vielleicht am Ufer den die Arme nach ihr ausstreckenden und sich dann ins

Meer stürzenden Jüngling, aber sie wandte das Gesicht ab und trieb die Ruderer zu noch größerer Eile an.

Kurz darauf wurde der Kahn an der Seite des Schiffes hochgewunden, welches den Winden die Segel bot; Frumentius verlor nach vergeblicher Verfolgung Hoffnung und Kräfte und lag wie ein lebloses Wrack am Strande. Als er wieder zu sich kam, wollte er sein Leben wie einen bösen Traum abschütteln. Aber die Stunden vergingen, die Sonne trocknete seine Kleider, aber der Traum entwich nicht. Einen Augenblick dachte er ihn im Meere zu ertränken, wie Salomo seine Betrübnis im Wein, aber das Wasser war flach, außerdem fürchtete er sich vor der Hölle, in der er noch lange auf Johanna hätte warten müssen. Da warf er einen flehenden Blick zum Himmel, aber keine von den Heiligen droben stieg herab, um ihm zum Troste ihre Lippen zu bieten, wie Bacchus der Ariadne; freilich war auch Frumentius kein Weib, und wer weiß, ob er bei der Verfassung, in der er sich befand, nicht sogar die heilige Thais oder die blonde Magdalene zurückgestoßen hätte.

Als es dunkelte, kehrte er wieder in die Grotte zurück. Aber was für eine Nacht brachte er auf dem Lager zu, auf welchem die schönen Umrisse Johannas noch als eine Vertiefung sichtbar waren. Vierzehn Tage blieb er dort und fragte immer wieder: „Warum ist den Unglücklichen das Licht gegeben und das Leben denen, die in der Bitterkeit des Herzens sind?“ (Hiob 3, 20). Endlich aber kam ihm voll Mitleid sein im Himmel weilender Beschützer, der heilige Bonifatius, zu Hilfe. Während Frumentius, ganz erschöpft vom Weinen, auf dem Sande am Meeresufer schlief, stieg jener Sachsenapostel vom Himmel hernieder, öffnete mit einem Messer die Brust des Schlafenden, streckte seine heiligen Finger in die Öffnung, nahm das Herz heraus und tauchte es in ein Gefäß mit Wasser, welches er zuvor geweiht hatte. Das glühende Herz zischte im Wasser, wie ein Gründling im Tiegel, und als es sich abgekühlt hatte, setzte es der Heilige wieder an seine Stelle, schloß die Wunde und kehrte in seinen Himmel zurück.

Ist es dir vielleicht einmal passiert, lieber Leser, daß du dich mit einem unerträglichen Husten zu Bett legtest, im Schlafe

schwitztest und dich beim Aufwachen geheilt sahest? Ohne zu wissen, daß du dich wohl befindest, öffnest du mechanisch den Mund, um dem verfluchten Husten den gewohnten Tribut zu entrichten. Aber welch eine Freude empfindest du, in deiner Kehle das greuliche Tier nicht mehr zu verspüren. So auch Frumentius: sobald er die Augen aufschlug, machte er sich bereit, der undankbaren Johanna die gewohnte Tränenspende darzubringen, aber gegen alles Erwarten waren seine Augen trocken, und nach einer langen Fastenzeit empfand der gute Benediktiner mehr Appetit zu frühstücken als zu weinen. Kurz darauf ging eine junge Hirtin bei ihm vorüber mit einem Milchkrug auf dem Kopfe und einer Schnur voll Backwerk in der Hand. Die rief er an und frühstückte fröhlich; als sich diese Amaryllis nach Empfang einer Kupfermünze und mit einem Kuß auf die Hand des Mönchs entfernte, ihren lustigen Gesang mit dem Schmettern der Lerche vereinigend, als der Morgenwind in den Falten ihres Kleides spielte und dieses fast bis zum Knie lüftete, da beschaute sie Frumentius und empfand zum ersten Male, daß es außer Johanna auch noch andre Weiber gäbe. Seine Heilung war als radikal anzusehen. So durch das Wunder des heiligen Benedikt von seiner dummen Krankheit befreit, wurde er, der für uns bereits unbrauchbar war, wie ein Romanheld, von diesem Augenblick an ein sehr nützliches Glied der Gesellschaft, wenn er heute lebte, sehr geeignet, jeden beliebigen Beruf auszuüben, Briefträger, Spion, Abgeordneter, Mitgift- oder Stellenjäger zu werden, die Bücher eines Kaufmanns zu führen oder die Beine eines gehängten Verbrechers zu halten. Aber in jener Zeit war das Kyrie eleison der beste Beruf, und Frumentius tat wohl daran, wie bisher bei ihm zu bleiben. Bevor ich Johanna nach Rom folge, will ich mich ein wenig erholen. Die großen Dichter, wie Homer und Herr Soutzos, schreiben im Schlafe schöne Verse, ich jedoch wische stets meine Feder ab, bevor ich die Nachtmütze aufsetze. Nur den hervorragenden Männern sind schlaftrunkene Reden gestattet, wir niedrigen Schriftstellerchen dagegen müssen immer wach sein, wie die Gänse des Kapitols, welche die Römer weckten.

VIERTER TEIL.

Φεῦ τῆς θηλείας πῆ προβήσεται, φρενός;
Τί τέρμα τόλμης καὶ θράσους γενήσεται.
(Euripid. Hippol. 935.)



ller großen Männer Wiege umgibt dichte Finsternis, in welche nur die Dichter und Romanschriftsteller einzudringen wagen, indem sie die zauberhafte Leuchte ihrer Phantasie anzünden, bei deren Licht man bleiche oder lächelnde Schatten erblickt. Aber sobald der Held erwachsen ist, sobald die Blüte sich zur Frucht entwickelt hat, erscheint ein Schwarm von Historikern mit der leuchtenden, strahlenwerfenden Fackel der Kritik. Beim Auftreten jener streng blickenden Fackelträger entfliehen ängstlich die goldgeflügelten Gebilde der Phantasie, welche sich wie die Sterne und die vierzigjährigen Frauen nur im Halbdunkel wohl fühlen; wird jedoch der kritische Scheinwerfer gar zu kräftig, dann entschwindet oft der Held selbst den Augen des Kritikers, wie Homer denen Wolfs und Jesus denen von Strauß. Johanna ist auf ihrem hohen Piedestal unerschütterlich geblieben, ohne das Licht fürchten zu brauchen, vielmehr wird sie von nun an ein historischer Held, und die phantastischen Kränze, mit denen ich das blonde Haar des siebzehnjährigen Mädchens schmückte, passen nicht mehr auf das Haupt, welches sich bald mit der dreifachen Krone des heiligen Petrus zieren sollte. Anstatt wie früher den Stoff meiner Erzählung aus meiner Phantasie zu schöpfen, bin ich nunmehr gezwungen, ihn achtungswerten Chronographen zu entlehnen; solltest du diesen Teil des Buches weniger unterhaltend finden, lieber Leser, so danke ich dir für das darin liegende Kompliment.

Als Rom sein mit dem Schwerte erobertes Reich verloren hatte, versuchte es die Weltherrschaft dadurch wiederzugewinnen, daß es in seine ehemaligen Provinzen Dogmen statt Legionen

sandte und geräuschlos jenes ungeheure Netz spann, mit welchem es alle Nationen einfangen sollte. Die Spinne in diesem Netze war, als unsere Heldin nach Rom kam, der heilige Leo IV., welcher Sergius auf dem Stuhl Petri gefolgt war. Fast alle Prälaten jener Zeit erhielten, mochten sie wollen oder nicht, den Titel eines Heiligen; Leo jedoch hatte ihn wirklich im Schweiße seines Angesichts verdient: denn er hatte die Körper der heiligen Märtyrer Sempronianus, Nikostratus und Kastorius entdeckt, ferner hatte er mit seinem Hirtenstab, wie Neptun mit dem Dreizack, einen furchtbaren Sturm erregt, der die Schiffe der Sarazenen zerstreut hatte; außerdem hatte er durch die Kraft seines Gebetes einen schrecklichen Drachen getötet, welcher in der Kirche der heiligen Lucia hauste; oft hatte er die Angriffe der Ungläubigen zurückgeschlagen; was jedoch am gottgefälligsten war, er hatte innerhalb der Mauern des päpstlichen Palastes ein Frauenkloster eingerichtet, in welchem sich die auserwähltesten, vornehmsten Jungfrauen Roms unter seinem päpstlichen Schutz und Schirm heiligten. Außer den Nonnen schützte der Pontifex auch die Musen; von Johannas Weisheit war er so entzückt, daß, nachdem er eine ganze Stunde lang mit ihr über alle wißbaren Dinge geredet hatte, er sie sofort zum Lehrer der Theologie an der Martinusschule ernannte, wo einst auch der heilige Augustinus gelehrt hatte.

Johanna oder vielmehr Pater Johannes (denn der weibliche Name bildet offenbar einen Mißklang) verwandte die ersten Tage dazu, die ewige Stadt zu besichtigen. Aber die damaligen Denkmäler Roms hatten schon viel von ihrem alten Glanz verloren. Lord Elgins Lehrer, Karl der Große, hatte nach fränkischer Gewohnheit die alten Tempel geplündert, um mit ihren Säulen und Reliefs den Dom von Aachen zu schmücken, und die von Leos Vorgängern erbauten christlichen Kirchen waren nur ein ordnungsloses häßliches Gemisch römischer und orientalischer Kunst, welches viel Ähnlichkeit mit dem damals im Occident herrschenden Christentum hatte, das seinerseits eine zusammenhanglose, schwer verdauliche Mischung von Judentum und Heidentum war. Aber damals kümmerte sich niemand um Dogmen; die alten Götter, soweit sie sich wenigstens nicht in christliche Heilige um-

gewandelt hatten, waren nach ihrer Vertreibung aus dem Olymp in die Hölle übergesiedelt, wo sie mit dem Teufel der Christen und dem Satan der Juden friedlich zusammenlebten, von den Theologen anerkannt, auf die Anrufungen der Zauberer hörend, zuweilen auch in die Körper von Christen fahrend, die man in diesem Falle Besessene nannte. Gerade am Tage der Ankunft Johannas wurde in der Nähe der Kirchen Roms ein seltsames Fest zu Ehren der alten Götter gefeiert. Scharen betrunkener Christen tanzten unter dem Gesang gotteslästerlicher Hymnen, Evoë rufend und einander mit Peitschenhieben verfolgend, wie am Saturnalienfest, während Priesterinnen der Venus, die als einzige Bekleidung Amulette um den Hals und Glöckchen an den Beinen trugen, in dem Menschenschwarm hin und her liefen und für wenige Solidi den Tänzern Wein und Küsse anboten zum großen Ärgernis der in Rom anwesenden Neubekehrten, welche glaubten, dies alles gehöre zur christlichen Liturgie, so wie die einer stürmischen Sitzung der amerikanischen Parlamente beiwohnenden Zuschauer vermuten, daß Fußtritte einen Bestandteil der republikanischen Freiheit ausmachen.

Solcher Art waren die Menschen, die Pater Johannes mit attischem Salze versorgen sollte. In den ersten Tagen versuchte er über Dogmatik zu ihnen zu reden, aber seine Zuhörer hielten diese die Griechen so sehr in Anspruch nehmenden Diskussionen über die Physiologie der heiligen Dreieinigkeit für ebenso überflüssig, wie den ihre Gesichter zierenden langen Bart. Die Nachfolger des göttlichen Plato diskutierten im Orient noch über die Natur Gottes, während die Abkömmlinge des Cato und Cincinnatus als viel praktischere Leute die Theologie als einen wichtigen Beruf ansahen, von dem der Priester das tägliche Brot und außerdem noch Ämter, Bischofstellen, Pferde, Konkubinen und andre gute Sachen erwartete, die man nur durch Tätigkeit und praktische Kenntnisse erwirbt. Anstatt daher nach den Geheimnissen des christlichen Himmels zu forschen, bemühten sie sich als vernünftige Leute das Reich Gottes über die ganze Welt auszubreiten und trieben in seinem Namen von allen Völkern Steuern ein. Johanna erriet, geschmeidig und klug wie sie war, gar schnell den Geschmack ihrer Schüler. Sie ließ die byzantinischen

Grübeleien beiseite und beeilte sich vom Himmel auf die Erde und von den schneebedeckten Berggipfeln der Metaphysik in die fetten und fruchtbaren Niederungen des kanonischen Rechtes hinabzusteigen, indem sie am folgenden Tage mit beredter Zunge über die weltliche Macht des Papstes, die Schenkung Karls des Großen, über Steuern, Zehnten, goldne Stolen und andere Süßigkeiten sprach, durch welche die Pfaffen die Erwartung des Himmels weniger unerträglich zu machen versuchen, wie sich die Freier der Penelope mit den Mägden amüsierten, während sie der Gunst ihrer Herrin harrten. Durch solche Vorträge gelang es ihr schließlich das Interesse ihrer Zuhörer zu erwecken, so wie Orpheus durch den Klang seiner Leier die Steine zu bewegen vermochte. Dieser Vergleich ist nicht übertrieben; denn die damaligen Italiener waren zwar keine Steine, sie wurden jedoch von den anderen Nationen Esel genannt und ihre Versammlungen Eselkonzilien; die wenigen im Lande befindlichen Lehrer waren aus Irland, Schottland und Gallien zu den unglücklichen Nachkommen Ciceros gekommen, wie heutzutage die Gelehrten aus Deutschland nach Griechenland. Aber Claudius, Dungall und andre gelehrte Fremde waren schon tot oder alt; in der mittelalterlichen Finsternis übertraf Italien die Nachbarvölker in der Unwissenheit, wie Kalypso ihre Nymphen durch ihren majestätischen Wuchs. Die meisten von den Priestern konnten nicht lesen, anstatt vom Altar das Evangelium zu verkünden, erzählten sie den Gläubigen Märchen, z. B. daß die Madonna mit ihren weißen Händen die Füße der aufgehängten Verbrecher stützte, wenn sie vor ihren Bildern geweihte Kerzen angezündet hatten, oder daß sie, um eine fromme Nonne vor der Sünde zu bewahren, die Gestalt derselben annahm und sich in ihr Bett legte, in welchem sie statt jener die Liebhaber empfing; daß diejenigen, welche Gott verleugneten, aber der Madonna treu blieben, von ihr heimlich an die Orte der Seligen geführt würden, und daß die barmherzige Gottesmutter frommen Liebhabern Philtren und Zaubertränke schenkte, die ihnen den Genuß an der Geliebten vergrößerten.

Die Gelehrsamkeit unserer Heldin glänzte in diesem Geistesdunkel gleich einem Leuchtturm im Nebel einer finsteren Nacht.

Eine Menge Hörer, unter ihnen oft Papst Leo selbst, strömte im Kloster des heiligen Martin zusammen, um den Worten des jungen Benediktiners zu lauschen, der, anstatt sich mit den furchtbaren Geheimnissen der Religion zu befassen, nur über angenehme und nützliche Dinge redete, die Tugenden des Pontifex pries und die Byzantiner durchhechelte, die Theoreme des Aristoteles besprach oder von der Schlechtigkeit, dem Knoblauch, den Schwären und den Fasten seiner Nachkommen erzählte. Johannas Vortrag glich jenen gastfreundlichen Häusern in Hamburg, wo man jedem Geschmack zusagende Speisen, jede Nase befriedigende Wohlgerüche und Weiber findet, die jede Sprache reden und jeder Geschmacksrichtung gerecht werden. Oft fing unsere Heldin mit der Theodicee an und schloß mit der Kochkunst. Denn in jener Epoche waren die Produkte des menschlichen Gehirns noch nicht in Fächer geordnet, wie die Reptilien in die Spiritusbehälter der naturwissenschaftlichen Sammlungen. Die Theologie war die einzige Wissenschaft mit hundert Händen wie Briareus alle Dinge an ihr Herz drückend und trotzdem ganz in dem blondgelockten Haupte unserer Heldin vereinigt.

Zwei Jahre lehrte Johanna ununterbrochen; ihre ganze Wertschätzung verdankte sie ihrer Beredsamkeit, denn niemand ahnte, welche Schätze unter ihrer Kutte verborgen waren. Dort waren alle Gesichter glatt rasiert, bei den Mönchen ragte nur die Nase aus der Kapuze heraus. Allmählich fing sie selbst im Taumel der Selbstliebe an zu glauben, sie sei in einen Mann verwandelt, wie Tiresias in ein Weib. Frumentius war längst vergessen, und die ehrgeizige Kuttenträgerin, die ihren Sinn auf höhere Dinge gerichtet hatte, beeilte sich nicht, ihm einen Nachfolger zu geben. Schon träumte unsere blonde Heldin von Abtmänteln, Mauleseln eines Legaten, Bischofsmützen, zuweilen sogar von goldnen päpstlichen Pantoffeln; als vernünftiges Weib stellte sie die Liebhaber in den Hintergrund, wie man ja auch die Süßigkeiten bis zum Ende des Mahles aufhebt. Aber anstatt sich nutzlosen Träumereien hinzugeben, arbeitete sie Tag und Nacht an ihrer Erfüllung, indem sie den Mächtigen schmeichelte, lehrte, schriftstellerte und Hymnen auf Gott und den Papst mit gereimten Versen dichtete, welche sie zuerst in Italien einführte. Auch mit der Heilkunde

beschäftigte sie sich, nach den bösen Zungen sogar mit Magie: sie zwang durch ihre Zauberformeln die bösen Geister, das heißt die früheren Götter, Bacchus, Juno, Pan und Venus, die Pforten des Totenreichs zu verlassen und als treue Diener zu erscheinen.

Unterdessen war der hochberühmte Papst Leo schon alt geworden; er litt an Rheumatismus, nachdem er in dem Wunsche, wie der heilige Petrus auf dem Meere zu wandeln, ein unfreiwilliges Bad genommen, zugleich aber die Mitra und einen Teil seines Ansehens verloren hatte. Er ernannte den Pater Johannes zu seinem Geheimsekretär. Seit jener Zeit gab es am päpstlichen Hofe außer den offiziellen Würdenträgern nicht nur geheime Offiziere, sondern auch Bedienstete niederen Ranges, geheime Köche, Neger, Kammerdiener und Treppenkehrer. Aber es befanden sich auch geheime Türen, Treppen und Zimmer im Vatikan; oft veranstaltete der Stellvertreter Christi auf Erden sogar geheime Gastmähler, aber ich weiß nicht, ob er Apostel als Tischgäste hatte. Als unsere Heldin zum ersten Male die Privatgemächer Sr. Heiligkeit betrat, wagte sie kaum den Fuß auf die feinen orientalischen Teppiche zu setzen, über die man hätte hinweggleiten mögen wie die Pferde des Erichthonius, deren Hufe beim Laufen kaum die Spitzen der Blumen bogen. Als sie dem Oberhirten der Christenheit gegenüber stand, der auf einem goldelfenbeinernen Throne saß, umgeben von silbernen Schalen, massivgoldenen Bechern, edelsteinbesetzten Weihrauchfässern und anderen Kleinodien, wurde sie von dem Glanze so geblendet, daß sie einen Augenblick die Augen schließen mußte. Dann beugte sie die Knie und küßte die Pantoffeln Leos, der den Pater Johannes mit väterlicher Freundlichkeit aufhob und bis zum Abend mit ihm arbeitete; und so entzückt war er von dem jungen Manne, daß er von diesem Tage an seinen Geheimschreiber wie einen Sohn liebte.

Die Kammerdiener, Truchsesse, *ostiarii, arcanii* und andere Höflinge in der unmittelbaren Umgebung Leos, die Seiner Heiligkeit diejenigen Dienste zu leisten stolz waren, welche den römischen Kaisern von Sklaven geleistet wurden, zischelten anfangs gegen den neuen Günstling, wie die Leibwächter der erhabenen Katharina von Rußland, wenn ein neuer Kandidat an die Tür ihres Schlafzimmers klopfte. Aber das Benehmen des Pater Johannes

war so freundlich und liebenswürdig und seine Uneigennützigkeit so groß, daß er binnen kurzem aller Herzen für sich gewann und alle sich an ihn wandten, wenn sie irgendein Anliegen an den heiligen Vater hatten. Johanna, die in Rom fremd war und weder Neffen noch Maitressen zu ernähren hatte, trug bereitwillig dem Papste die Bitten ihrer Freunde vor, deren Zahl und Dankbarkeit von Tag zu Tage zunahm. So wurde der Geheimschreiber bald ein wahrer Parteichef, der von einem Schwarm unersättlicher Stellenjäger umringt war, die sich um ihn drängten, wie die Hühner um die Bäuerin, wenn sie gegen Abend mit der Schürze voll Körner auf den Hof kommt.

Während Johanna für alle ihre Freunde sorgte, verlangte sie für sich selbst nichts, oder vielmehr, was sie sich wünschte, das wagte sie nur der Madonna im Gebete vorzulegen, nämlich daß die barmherzige Himmelskönigin die Tugenden des heiligen Papstes Leo durch schleunigste Beförderung ins bessere Jenseits belohnen möge. Ein undankbares und ruchloses Gebet zur Gottesmutter. Aber in Rom stehen die Gläubigen in einem so vertraulichen Verhältnis zur Madonna, daß sie von ihr nicht nur Reichtümer, Pferde, Pfründen und Ehrenstellen, sondern auch den Tod eines Feindes, eines reichen Verwandten, eines Nebenbuhlers oder eines anderen lästigen Geschöpfes und andere Dinge noch erbitten, die man selbst von einem gewerbsmäßigen Vermittler zu verlangen erröten würde. Die Mörder legen ihren Dolch auf den Altar der Madonna, bevor sie ihn ihrem Opfer in die Brust stoßen; die Kurtisanen hängen, bevor sie sich nackt ausziehen, ihren Gürtel vor ihrem Bilde auf, und die Trunkenbolde leeren auf ihr Wohl Flaschen und Krüge, so daß Johanna nur nach ortsüblicher Gewohnheit handelte, wenn sie der Madonna ihre ehrgeizigen Wünsche vortrug. Jedoch verschmähte sie auch die Beihilfe des Teufels nicht und nahm oft ihre Zuflucht zu den abscheulichen mittelalterlichen Künsten der Magie. In den Ruinen eines alten Tempels rief sie die Geister der Tiefe an, indem sie eine scharfe Nadel in die Brust eines wächsernen Bildes Leos stieß, während auf einem Dreifuß giftige Kräuter rauchten und der Mond am Himmel stillstand, welcher den Beschwörungen der Magier mit derselben Bereitwilligkeit gehorchte, wie die Sonne dem Befehle Josuas.

Ich weiß nicht, ob die Madonna oder der Teufel die Gebete Johannas erhörte, und sie selbst wußte wahrscheinlich auch nicht, wem sie zu danken hatte; jedenfalls aber erkrankte Leo bald, und seine Krankheit wurde immer bedenklicher; als die Mixturen der Ärzte und die Gebete der Mönche zum Erzengel Michael, dem Nachfolger Äskulaps, erfolglos blieben, als die jüdischen Kabbalisten und die arabischen Astrologen umsonst ihre geheimen Künste zur Anwendung brachten, wurde in einem Konsilium der Bischöfe beschlossen, das Oberhaupt der Christenheit in die unterirdische Kirche des heiligen Tiburtius zu schaffen, damit er dort auf einen Traum warte, in welchem ihm der Heilige das zur Genesung notwendige Heilmittel offenbare. Die Gläubigen nahmen damals in der Verlegenheit ihre Zuflucht zu gottgesandten Träumen, und die Kirche billigte die Traumwahrsagerei, trotzdem sie die Wahrsager verbrannte, so wie heutzutage die Mediziner die Magnetopathen verfolgen, obwohl sie den Magnetismus anwenden.

Der unglückliche Papst wurde aus dem Bett in eine schwarze Sänfte gehoben und von vier starken Mönchen in die unterirdische Kirche geschafft, wo er vor dem Altar und umgeben von brennenden Fackeln, verzweifelten Ärzten und psalmodierenden Priestern niedergesetzt wurde. Dieser berühmte Pontifex, obwohl ein Heiliger, war doch nicht übermäßig fromm: er häufte Reichtümer auf, baute mehr Vesten als Kirchen, verteidigte sein Reich mehr gegen die Sarazenen als gegen den Teufel, verbrannte keinen Ketzer, ließ jedoch viele Feinde niederhauen und verdiente im ganzen genommen eher den Titel eines großen Herrschers als eines Heiligen, wie auch Voltaire zugibt. Wenn er sich auch manchmal genötigt sah, ein Wunder zu tun, so geschah dies, um seine beschränkten Untertanen zufriedenzustellen, so wie Jesus zur Bekehrung der ungläubigen Juden Wunder tat. Aber Krankheit verwandelt sogar Löwen *(leones)* in Hasen und den größten Skeptiker in einen frommen Christen. Der größte Dichter seines Jahrhunderts, Byron, dessen Gehirn fast zwei Kilogramm wog, gesteht unverhohlen, daß er während einer Krankheit nach dem ersten Aderlaß an die Wunder Moses glaubte, nach dem zweiten an die Inkarnation, nach dem dritten an die unbefleckte Empfängnis und daß er nach dem vierten bedauerte, daß es nicht noch

anderes derart zu glauben gäbe. So erwartete auch der gute Leo, vielleicht der vernünftigste Mann seiner Zeit, seine Heilung vom heiligen Tiburtius. Drei Tage blieb der Pontifex nüchtern und unbeweglich liegen in der Hoffnung auf den heilbringenden Traum. Aber die Schmerzen ließen ihn weder schlafen noch träumen, bis er nach dreitägigem Todeskampfe endlich die Augen zum ewigen, traumlosen Schlafe schloß.

Nachdem der Leichnam des hochgefeierten Leo, mit Wein und Öl gewaschen, den Würmern als Speise übergeben worden, nachdem das Trauergeläute verstummt und die Augen wieder trocken geworden waren, versammelten sich die Kardinäle, die hohe Geistlichkeit, die Gesandten des Kaisers, die Nobili und das ganze Volk auf dem Sankt-Petersplatze, um sich über die Wahl desjenigen zu einigen, der künftig die Schlüssel des Paradieses führen solle. Im 9. Jahrhundert wurde der Pontifex noch nicht im geheimnisvollen Dunkel einer Versammlung von Prälaten gewählt; es gab weder ein Konklave noch in düstere Zellen eingeschlossene Kardinäle, von denen jeder sich selbst seine Stimme gab, bis sie endlich vom Hunger gezwungen wurden, zu kapitulieren,[1] sondern die Päpste wurden auf offenem Platz beim Mittagssonnenschein gewählt, während der Wein, oft auch das Blut, in Strömen floß und die Parteien viel mehr mit Knüppeln und Steinen als mit Intriguen kämpften. Die Pontifices repräsentierten damals das Volk, wie bei den alten Römern die Tribunen, und dem Volke kam größtenteils die Wahl seines Vertreters zu. Seine Stimmen wurden ganz offenkundig durch Versprechungen, Gold, Wein oder Weiber erkauft, die halbnackt auf dem Forum umherliefen und Küsse für Stimmen als Entgelt zahlten.[2] Der Tod des Papstes war also ein wahres Freudenfest für seine Untertanen, die wie die konstitutionell regierten Völker als ihr einziges Besitztum ihr Stimmrecht haben, welches bei jeder neuen Wahl selbst den Sackträgern die Ehre verschafft, einem goldstrotzenden Patrizier die

[1] Nach der Bestimmung des Konzils von Lyon sollten die Kardinäle während der ganzen Dauer der Papstwahl in dunkle Zellen eingeschlossen werden. Am ersten Tage bekamen sie zwei Gänge, am zweiten einen, an den übrigen Tagen bloß trockenes Brot.

[2] Siehe die Einleitung.

Hand zu drücken, aus seinem goldnen Becher Falernerwein zu trinken und an dem parfümierten Busen seiner Maitresse zu ruhen. Nach der Meinung des heiligen Prudentius gibt es in der Hölle Tage, an denen das ewige Feuer ausgelöscht wird und die Qualen der Verdammten unterbrochen werden. Derart waren und sind heute noch für das Volk die Wahltage, die einzigen, an denen es daran erinnert wird, daß der Diener und der Herr, der irdene und der porzellanene Krug, verschwisterte Geräte sind, die derselbe Töpfer aus demselben Ton gebildet hat.

Während sich ganz Rom auf dem Platze drängte, hielt sich unsere Heldin, die schon längst alle Vorbereitungen für ein glückliches Gelingen ihrer ehrgeizigen Projekte getroffen hatte, auf einer hochliegenden Terrasse des Sankt-Martinsklosters auf, die Arme wie Napoleon auf der Brust gekreuzt und mit unruhigem Blick das Auf und Ab des Wahlkampfes verfolgend. In jenem Jahre gab es viele Bewerber um die Tiara; aber die vierhundert Schüler Johannas, die Mönche ihres Ordens, die von ihr mit Wohltaten überhäuften Höflinge, die Frauen, welche die Schönheit und die Beredsamkeit des jungen Benediktiners bewunderten, die ehemaligen Diener Leos, alle diese Leute arbeiteten nur für Pater Johannes, indem sie der Menge die Weisheit, die Uneigennützigkeit und die Tugenden ihres Kandidaten priesen, der als Fremder weder Vettern noch einen Harem habe und mit den Armen die Einkünfte von Sankt Peter teilen werde. Ganze vier Stunden währte der Kampf; in diesen wechselte Johannas Gesicht die Farbe ebenso viele Male, wie die Hände der Färber von Syra; endlich sank sie überwältigt von der Erregung auf eine Marmorbank, schloß die Augen und erwartete die Fügung des Schicksals, als das Freudengeschrei ihrer Anhänger, die den Papst Johannes den Achten begrüßten, sie der niederdrückenden Lethargie entriß.

Der neue Pontifex warf, vor Freude taumelnd, den Purpur über seine Schultern und zog die mit dem Kreuz gezeichneten Sandalen an, die jedoch, sei es weil sie vor Weiberfüßen einen Abscheu hatten, sei es weil sie zu groß waren, ihr dreimal von den Füßen rutschten, als sie die Treppe des Klosters hinabstieg. Eine enthusiastische Volksmenge und ein goldgezäumter Maulesel erwartete an der Tür den neuernannten Papst, welcher sofort nach

dem Lateran ritt, wo er auf dem goldnen Thron Platz nahm und sich die dreifache Krone Roms, der ganzen Welt und des Himmels auf das Haupt setzte, während die Schreiber das Wahlprotokoll niederschrieben und die Hochrufe der Menge erschallten. Gerade an diesem Tage kam, um den Triumph unserer Heldin zu vergrößern, der König von England, Ethelulph, als Wallfahrer nach Rom und verlangte als erster dem neuen Papste die Füße zu küssen und durch diesen Kuß symbolisch die Untertänigkeit seines Reiches unter den heiligen Stuhl zu bekunden; gleichzeitig erschienen Gesandte aus Konstantinopel, die von Kaiser Michael wertvolle Geschenke und die Abtretung von Syrakus überbrachten. So sah Johanna den Traum ihrer Jugend erfüllt: sie saß auf einem hohen Throne, und wohlriechende Weihrauchwolken umwogten sie. Voll unbeschreiblicher Freude warf sie den strahlenden Blick auf die knieende Menge, dann hob sie die Augen zum Himmel und rief: „Dank dir, Liobba, Dank!"

Der Zermonienmeister unterbrach die Ekstase des neuerwählten Papstes dadurch, daß er ihn ersuchte, auf einem niedrigen Stuhle Platz zu nehmen, der sogenannten Kopranika, auf die sich der Pontifex niederließ, um daran erinnert zu werden, daß er, trotz der dreifachen Krone auf seinem Haupte, wie der niedrigste seiner Untertanen, den gewöhnlichsten Bedürfnissen der Natur unterworfen war.[1] Während Seine Heiligkeit auf dem Stuhle saß, sangen die Priester den Psalmenvers: „Er erhebt den Armen von seinem Miste," während sie gleichzeitig Streu und Stroh verbrannten, um ihm zu Gemüte zu führen, daß so wie diese Flamme auch der Ruhm in dieser Welt erlischt und vergeht.

Acht Tage lang dauerten die Feste, das Fußküssen und die Illuminationen. Aber während die verblendeten Priester ihre Lippen auf die Sandalen unserer Heldin drückten, empörte sich die ganze Natur gegen eine solche Profanation.

Am Tage nach der Krönung wurden, trotzdem es mitten im Sommer war, die Straßen Roms von einer Schneedecke verhüllt, als ob die ewige Stadt ihrer Trauer Ausdruck verleihen wolle, indem sie die bleiche Hülle des Winters als Totengewand anlegte.

---

[1] Siehe Einleitung.

Aber auch in Frankreich und Deutschland erfolgten Zeichen und beunruhigende Omina; Erdbeben erschütterten das ganze Reich, in Bresse regnete es Blut, und in der Normandie fiel ein Regen von toten Heuschrecken, deren Verwesung eine mörderische Pest hervorrief. Selbst die im Dachwerk des Vatikans nistenden Eulen und Käuze schrien drei Nächte kläglich, wie die Gänse des Kapitols, als die Gallier Rom bedrohten. Alle diese Zeichen, die von glaubwürdigen Chronographen mitgeteilt werden, habe ich zur Rechtfertigung des heiligen Petrus erwähnt, der von den Häretikern zu Unrecht beschuldigt wird, seinen entheiligten Stuhl nicht durch Wunder geschützt zu haben. Aber der Apostel vermochte gegen Johanna außer Eulen, Pest und Blut keine Zeichen zu verwenden nach dem Spruch von Jesus Sirach: Über ein Weib gibt es kein gutes Zeichen.

Als Johanna nach soviel Aufregungen endlich im päpstlichen Schlafgemach allein war, das ungeheuer groß, still, prächtig und duftend war, suchte sie auf ihrem Purpurlager, welches einem Altar des Morpheus glich, vergeblich Schlaf zu finden. Ich zweifle, ob Alexander der Große, der am Vorabend ich weiß nicht welcher Schlacht fest schlief, am Tage nach der Schlacht Ruhe finden konnte. Aber wozu braucht man Schlaf und Träume, wenn die Wahrheit oder, wie wir heutzutage sagen, die Wirklichkeit süßer ist als jeder Traum? Wer kann sich ohne Bedauern und Rührung einer schlaflos verbrachten Nacht erinnern, nachdem er Tausende in der Lotterie, den Dichterlorbeer oder den ersten Kuß der ersten Geliebten gewonnen hat? Johanna warf die goldgestickte Bettdecke ab und ging barfuß in ihrem neuen Heim hin und her. Überall spiegelte sich das Licht der Lampe in Krystall, Gold, Lapis-Lazuli und Porphyr. Das päpstliche Zimmer glich dem Paradies des heiligen Johannes, der als echter Jude die Begehrlichkeit seiner Volksgenossen dadurch erregte, daß er den Wohnsitz der Seligen mit Gold und Edelsteinen gepflastert sein läßt. Dies hat auch nicht wenig zur Ausbreitung des christlichen Glaubens beigetragen; denn alle gaben dem reichen jüdischen Paradies den Vorzug vor dem armseligen Elysium der Alten, in welchem es statt Saphiren und Perlen nichts anderes gab, als Myrtenhaine, klare Bächlein und ein elfenbeinernes Tor.

Während Johanna im Gemach auf und ab ging, konnte sie sich nicht satt sehen an den vielen dort aufgehäuften Schätzen; bald wog sie in ihren weißen Händen die edelsteinbesetzten Becher, bald zählte sie die Diamanten und Smaragde, welche das Bild der Madonna zierten, und beschaute die Verzierungen und das Räderwerk der arabischen Uhr. Dann trat sie an das Tischchen neben dem Bett, auf welchem ein leichtes Mahl serviert war für Seine Heiligkeit den Papst, wenn er etwa des Nachts erwachte, und trank einen Becher jenes süßen Weines vom Vesuv, *Lacrimae Christi*, wie ihn die frommen Italiener getauft haben, von welchem der echte Weintrinker für jeden Tropfen einen Tropfen seines Blutes hingeben würde. Die Weindünste im Verein mit den Dünsten des Ehrgeizes steigerten den Rausch unserer Heldin bis zum Höhepunkt. Wäre in diesem Augenblicke der Zeremonienmeister mit der Aufforderung erschienen, sich auf die *sedes copranica* zu setzen, oder der Diener Philipps mit dem Rufe: „Gedenke daß du ein Mensch" bist, sie hätte beiden geantwortet, daß sie Tiere seien. In dem Gefühle, daß das ungeheure Gemach zu eng sei für ihre Größe, öffnete sie das Fenster und betrachtete die im Mondenlicht zu ihren Füßen liegende, schlummernde Stadt Rom, während sie vergeblich eine Heldin der Geschichte ausfindig zu machen suchte, die mit ihr selbst verglichen zu werden verdiente. Viele Frauen vor ihr hatten sich mit dem Schwert umgürtet oder eine Krone auf ihr Haupt gesetzt, aber was sind duftende Siegeskränze oder ein Königsthron hienieden im Vergleich zur päpstlichen Machtfülle, die auf Grund göttlichen Rechtes über Seelen und Leiber herrscht und Erde, Himmel und Hölle mit ihrem Zepter regiert? Wer möchte es wagen, eine Semiramis, eine Morgane, die Jungfrau von Orleans oder irgendein anderes Weib mit unserer Johanna auf eine Stufe zu stellen? Aber auch wir finden keinen Vergleichspunkt; denn so oft ein Mensch seinesgleichen durch irgendeinen Vorzug übertrifft, kann man ihn nur mit einem Tiere vergleichen, mit einem Ochsen, wenn er ein großer König war, mit einem Esel, falls ihn Tapferkeit zierte,[1] mit einem Fuchs, wenn er sich als Diplomat auszeichnete; mit

[1] Bekannte homerische Vergleiche.

welchem Tiere man jedoch jemanden vergleichen könnte, dem es gelungen ist, Papst zu werden, das weiß ich nicht zu sagen.

Die Morgenkühle und das Geschrei der Esel, welche den Untertanen Johannas das tägliche Gemüse brachten, unterbrachen ihre ehrgeizigen Träumereien; sie schloß das Fenster und ging wieder zu Bett. Am nächsten Morgen erwachte sie nach päpstlicher Gewohnheit um 10 Uhr, wusch sich die Hände und beeilte sich, die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. Wenige Tage waren hinreichend für sie, um die Kunst zu erlernen, Papst zu sein. Sie saß kaum eine Woche auf dem apostolischen Throne, als auch schon jeder auf ihrer Stirn deutlich geschrieben sehen konnte: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Kein Pontifex vor ihr hatte mit solcher christlichen Demut den Gläubigen seinen Fuß zum Küssen hingehalten; Johanna war freilich als Weib seit lange daran gewöhnt. Bewundernswert war auch die Geschicklichkeit, mit der sie die weltliche Macht mit der geistlichen zu verbinden verstand, indem sie im Namen Jesu durch den Steuereinnehmer Abgaben erhob, durch den Henker hinrichten ließ und außerdem Güter konfiszierte und Gefängnisstrafen verhängte und alles andere ausübte, was zur Kunst des Regierens gehört. Glaube jedoch nicht, lieber Leser, daß ich dies zu ihrer Verunglimpfung anführe, sondern einfach als traurige Notwendigkeit ihrer Stellung, in die sich Johanna mit christlicher Geduld fügte. Die Weiber als personifizierte Mischungen von Liebe, Aufopferungsfähigkeit, Mitleid und der übrigen zarten Tugenden verstehen es trotzdem, wenn die Not es gebietet, sich in Blut zu baden, wie in einem wohlriechenden Bade. Die Vestalinnen ebenso wie die Nonnen des alten Roms streckten oft den Daumen nach unten, damit ein besiegter Gladiator abgeschlachtet werde.

Die heilige Irene ließ Tausende von Menschen abschlachten und ihren eigenen Sohn blenden; die erhabenen Fürstinnen Elisabeth von England und Katharina von Rußland brauchten das Beil und die Knute mit derselben Leichtigkeit wie ihren Fächer. Die Päpste jedoch tun solche Dinge nach göttlichem Recht oder vielmehr nach göttlichem Befehl.

Als den heiligen Petrus eines Tages hungerte, verfiel er in Ekstase und sah ein Tuch, auf welchem sich alle vierfüßigen und

zweifüßigen Tiere sowie die Kriechtiere befanden, zugleich hörte er eine Stimme, welche zu ihm sagte: „Stehe auf, Petrus, opfere und iß."[1] Das war die erste Offenbarung der weltlichen Machtbefugnis der Päpste, welche von nun an opferten und aßen; um es aber in allem dem Apostel gleichzutun, zu dessen Füßen die Reichen den Erlös ihrer verkauften Besitztümer niederlegten,[2] machten auch die Päpste die ganze Menschheit zu Bettlern unter dem Vorwand, daß sie alles den Armen gäben.[3] Wenn sie auch im Mittelalter zuweilen mordeten, so taten sie dies, weil zu jener Zeit der Glaube an das Leben im Jenseits den Wert des Lebens im Diesseits gering erscheinen ließ und weil sie, wenn sie Menschen lebendig verbrannten, keine Gewissensbisse empfanden, da sie sicher waren, die Apostel selbst würden wie sie gehandelt haben, wenn sie nur Henker und Brennholz zur Verfügung gehabt hätten.

Johanna war nach dem Zeugnis sämtlicher Historiker, anfangs wenigstens, ein guter Papst, der die Traditionen der Vorgänger aufrecht erhielt und jenes Dogmennetz weiter spann, das bestimmt ist, den Augen der frommen Christen den Himmel zu verhüllen. Aber niemandem kam es damals in den Sinn zu untersuchen, ob dieses päpstliche Gespinst wirklich das Himmelsgewölbe sei. Brot und Spiele verlangten die alten Römer von ihren Kaisern, dasselbe verlangten auch ihre Nachkommen vom Papste; aber die Stelle der Spiele nahm die Religion ein, und unsere Heldin oder vielmehr der allerheiligste Papst Johann VIII., jung, schönheitsliebend und bestrebt sich zu zeigen, unterließ nichts, um die religiösen Vorführungen glänzender zu gestalten. Tag und Nacht glimmte Räucherwerk, brannten Kerzen, erschallte Glockengeläut und das Hochrufen der Menge. Nur die römischen Damen beklagten sich zuweilen über den Pontifex, der das zu tun gänzlich unterließ, was sie bei seiner Jugend und Schönheit erwartet hatten, aber auch sie hofften, daß er schnell seinen Fehler erkennen und verbessern und auch darin dem Beispiele

---

[1] Apostelgeschichte 10, Vers 19 ff.

[2] Apostelgeschichte 4, Vers 31.

[3] Zosimus, Buch 5, Kapitel 13: Den größeren Teil der Erde eigneten sie sich an; unter dem Vorwand, alles Eigentum unter die Armen zu verteilen, machten sie alle arm.

seiner Vorgänger folgen werde, daß er ihnen die Schlüssel seines Herzens und seiner Schatzkammer übergebe.

Fast zwei Jahre dauerten der ehrgeizige Rausch und die unvergleichliche Tätigkeit Johannas. Während dieser Zeit setzte sie vierzehn Bischöfe ein, errichtete fünf Kirchen, fügte zum Kredo noch einen Satz,[1] schrieb drei Bücher gegen die Ikonoklasten, schnitt dem Kaiser Lothar die Haare ab, krönte seinen Nachfolger Ludwig und tat viel andres Bemerkenswerte, was die Chronographen mit Bewunderung erwähnen. Diejenigen, welche von Johanna als Papst nichts wissen wollen, schreiben das eine ihrem Vorgänger, das andre ihrem Nachfolger zu oder streichen sie aus der Geschichte des Papsttums. So datierten auch die Legitimisten in Frankreich die Regierung Ludwigs XVIII. vom Todestage seines Bruders, wobei sie als unerheblich die Lorbeeren und die Weltherrschaft Napoleons außer acht ließen. Und wenn die Nachkommen des heiligen Ludwig den Erfolg auf ihrer Seite gehabt hätten, wenn es ihnen gelungen wäre, alle Denkmäler des Korsen zu stürzen und aus allen Büchern seinen Namen zu streichen, wie es die Katholiken bei Johanna versucht haben, wer weiß, ob nicht im Lauf der Jahrhunderte auch jener Gigant ebenso zweifelhaft und mythisch geworden wäre, wie die Giganten vor ihm, welche Berge aufeinander türmten, um den Himmel zu stürmen? Nach tausend oder zweitausend Jahren, wenn Frankreich wie Griechenland ein Land der Erinnerungen geworden wäre, würde vielleicht irgendein neugieriger Archäologe auftreten, der die Geschichte und Taten Bonapartes erforschte, wie wir heute die der Johanna, und seinen Lesern erzählen, daß in den dunklen Epochen der Geschichte ein wagemutiger Mann gelebt habe, den die einen Napoleon, die anderen Prometheus nennen, daß dieser versucht habe, das Zepter der Könige an sich zu reißen und von diesen an einen öden Felsen am Ende der Welt geschmiedet worden sei, wo ihm ein unersättlicher Geier, namens Hudson, die Eingeweide zerrissen habe. Doch kehren wir zu Johanna zurück.

Die höchsten Stellungen in der Menschheit ähneln den Bergen,

[1] In dieser Zeit wurde wenigstens der zum Symbol von Konstantinopel von den Spaniern gemachte Zusatz über die Ausgießung des heiligen Geistes in den römischen Kirchen allgemein angenommen.

die von weitem gesehen in ihren Umrissen so harmonisch und in ihrem Aussehen so heiter erscheinen, die bald ein schimmerndes Brautgewand aus Wolken anlegen, bald durch ihre Farbe die Krämer an Gold oder die Ehrgeizigen an Purpur erinnern. Steigt man jedoch auf den Gipfel hinauf, so sieht man sich von Disteln, Dornen und wilden Tieren, in Attika auch von Räubern umgeben.[1] So war auch für unsere Heldin Sankt Peters Thron Tag und Nacht von Schreibern, Schmeichlern, Höflingen und anderen unersättlichen Bettlern umringt, welche die Throne umflattern, wie die Raben das Aas; daher bekam sie es schließlich überdrüssig, ihnen den Fuß zu servilen Küssen hinzuhalten, und erinnerte sich mit Sehnsucht der goldenen Tage, wo sie statt der Sandalen ihre Lippen den heißen Küssen des Frumentius dargeboten hatte. Johanna fing bereits an, einen Abscheu vor dem Weihrauchduft zu bekommen, wie die Köche vor dem Geruch der Kramtsvögel. Oft gähnte sie, während sie in goldstrotzendem Gewande vor dem Altar des heiligen Petrus die Messe zelebrierte oder während sie von der Höhe des Vatikans *urbi et orbi* den Segen spendete.

Aber während sich die Dünste des Ehrgeizes verflüchtigten, erwachten die alten Begierden wieder. Die Langeweile erweicht die Herzen der Frauen, Müßiggang und ein guter Tisch haben dieselbe Wirkung auf die Leidenschaften, wie Öl auf das Feuer. Das wußten schon die alten Ägypter und maßen deshalb ihren Königen Brot, Fleisch, Bettdecken und Schlafzeit sparsam zu; sie unterwarfen sie, damit sie zur Regierung geeignet blieben, ungefähr derselben Diät, wie die Engländer ihre Rennpferde. Anders dagegen lebten die Nachfolger Petri: sie ruhten auf Daunen, aßen Pyramiden von Rebhühnern und Hekatomben von Hirschen auf, speisten an den Fasttagen geflügelte Fische, nämlich Gänse und Enten, dazu noch Kaviar, Trüffeln, Austern, Pilze und andere gute Sachen, welche die vielgerühmten Äpfel von Eden ersetzen, deren Inneres nach Angabe der Rabbiner statt aus Kernen aus Kanthariden besteht. Dies alles machte unsere Heldin zu einem vollendeten Muster eines konstitutionellen Königs, der, wie ein Gott Epikurs, auf seinem hohen Throne schnarcht, während er den

[1] Dies wurde im Jahre 1866 geschrieben.

Rücken seiner Untertanen den Scheren seiner Minister überläßt, ganz wie der Schöpfer nach der Ansicht der Manichäer die Welt der Willkür des Teufels.

Unterdessen wurden die Verhältnisse (ich meine die römischen) schlimmer und schlimmer; die von Leo aufgehäuften Schätze waren in Pferde, Prozessionen, Gastmähler und Pensionen umgewandelt worden. Die Verwalter der päpstlichen Kasse beeilten sich, trotzdem sie dieselbe schon längst geleert hatten, mit ihrem Rücktritt nicht, nach dem Beispiel des Diogenes, der sich im Fasse verkroch, als er den Wein darin ausgetrunken hatte.

Seine Heiligkeit Johann VIII. hatte sich, der Geschäfte, Untertanen, Bullen, Bannflüche und anderen päpstlichen Zeitvertreibs überdrüssig, nach Ostia zurückgezogen, der Vergnügungsresidenz der damaligen Päpste, und verlebte dort inmitten eines fröhlichen Treibens von bartlosen Priestern sorgenlose Tage, von den blauen Wellen des Mittelmeers und den Melodien der Flöten, Violinen und Eunuchen umgaukelt, welch letztere Seiner Heiligkeit überallhin folgten. Johanna befand sich damals in der Mitte des Lebensweges wie Dante, als er im Walde dem Löwen, Panther und Wolf begegnete; sie aber merkte das Herannahen anderer für die Frauen nicht minder gefährlicher Tiere, der weißen Haare und der Runzeln. Ihre Schönheit sang sozusagen ihr Schwanenlied. Aber obwohl sie so viele verbotene Früchte gegessen, hatte sie doch noch all ihre weißen und gesunden Zähne; ihr Verlangen, das vom Ehrgeiz so lange unterdrückt worden war, begann wieder ihre Brust zu beunruhigen, die ebenso wie die Zähne noch fest und wohl konserviert war. Oft, wenn sie ihre hübschen Höflinge zu einem üppigen Mahle versammelt hatte, musterte sie nach dem Essen die Reihen dieser Adonisse in der Kutte, wie die erhabene Katharina die ihrer Leibwächter, und überlegte, wem von ihnen sie den Apfel geben, noch viel mehr jedoch, wie sie das auf dezente Art fertig bringen solle. Andrerseits, wenn sie die Größe des Wagnisses bedachte, schreckte sie ängstlich davor zurück, wie ein konstitutioneller Herrscher vor einem Staatsstreich, der für einen solchen zu den verbotenen Früchten gehört. Zwar machte sich Johanna wenig aus der Gottlosigkeit eines solchen Beginnens, und noch weniger fürchtete sie sich vor dem Urteils-

spruch des himmlischen Richters, der einen schwachen Augenblick mit ewigen Flammen bestraft und in demselben Kessel denjenigen röstet, der seinem Nächsten ein Leid zugefügt, wie denjenigen, welcher ihm ein Vergnügen bereitet hat. Als geistreiches Weib widerstrebte es ihr zu glauben, daß Gott soviel Gutes in dieser Welt geschaffen habe, damit man es entbehre, so wie man auf englischen Tafeln Weintrauben serviert, damit sie nicht genossen werden. Aber sie scheute sich vor dem Skandal, der Schwangerschaft und den bösen Zungen, diesen drei Hütern weiblicher Tugend. Wären die Männer unfruchtbar wie Maulesel und stumm wie Fische, so glaube ich, würden sie die Frauen nicht nur nicht seufzen, sondern nicht einmal atmen lassen.

Zwei volle Monate kämpfte Johanna gegen den Dämon: jeden Abend streute sie Blätter des *agnus castus* in ihr Bett, wie die Athenerinnen am Demeterfest, trank nach Plinius Rat eine Abkochung von Wasserlilien, aß nach der Anweisung Sankt Johannes des Fasters Lattichblätter, kurz, sie ließ keine der mittelalterlichen Arzneien unversucht, um die jugendlichen Gefühle zu unterdrücken, die in der Brust der Vierzigjährigen aufsproßten wie Blumen auf Trümmern. Aber solche Gefühle gleichen dem ungelöschten Kalk, der um so mehr erglüht, je mehr er benetzt wird. Anstatt nach einem Siege über das Fleisch Siegeslieder zu singen, weinte Johanna über die versäumte Gelegenheit. „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren“ rief Pyrrhus aus, als er seine gefallenen Soldaten zählte, dasselbe sagte auch Johanna, als sie sich nach einer schlaflosen Nacht drei grau gewordene Haare auszog. Da sie ihre sichere Niederlage schon voraussah, hielt sie es für überflüssig, den Kampf fortzusetzen, ja sie hatte sogar schon längst ihren Besieger erkoren. Wenige Augenblicke vor seinem Tode hatte ihr der heilige Leo seinen einzigen Sohn oder vielmehr Neffen (denn in Rom nennt man die Kinder der Päpste, besonders wenn letztere Heilige sind, Nepoten), einen zwanzigjährigen Jüngling, empfohlen. Florus war blond wie ein lakonischer Hund und wie ein solcher Johanna ergeben, die ihn zu ihrem geheimen Kammerherrn ernannt hatte, einem in jener Epoche wichtigen und vielbeneideten Amte.

Der junge Papstsproß schlief stets in dem an das Schlafgemach des Papstes anstoßenden Zimmer, bereit, auf ein Zeichen mit der Klingel sofort herbeizueilen. Johanna pflegte wie die alten Athener ohne Aufschub auszuführen, was sie einmal beschlossen hatte, aber hier befand sie sich zum ersten Male in großer Verlegenheit und überlegte lange vergeblich, wie sie als Papst den Küssen dieses unschuldigen Jünglings etwas ganz anderes als ihre Schuhe darreichen könne. Oft verließ sie, um die Mitternachtsstunde noch wach, ihr Schlafzimmer und schlich sich auf den Zehen in die Stube, wo der designierte Nachfolger des Frumentius schlief, dämpfte durch Vorhalten der Hand das Licht der Lampe, wie Selene ihre Strahlen durch Wolken, als sie den Hirten vom Latmos besuchte, und blieb ganze Stunden in der Betrachtung des schlafenden Jünglings versunken. Eines Abends wagte sie sogar, die Stirn des Schlummernden mit den Lippen flüchtig zu berühren, entfloh jedoch angstvoll, sobald sie seine Brauen sich bewegen sah. Am nächsten Morgen erzählte der gute Florus seinen Freunden, daß ihn eine nächtliche Vision, in ein gesticktes Hemd gehüllt, im Schlafe besucht habe. Aber Visionen, Träume und Gespenster waren in jener Zeit etwas so Gewöhnliches, daß die meisten beim Anhören der Erzählungen des jungen Kammerherrn gähnten, anstatt zu erstaunen. Aber dieser, der gewiß war, daß seine Vision nicht zu den gewöhnlichen gehörte, lag in der nächsten Nacht furchtsam im Bett, ohne ein Auge schließen zu können.

Alles war still im päpstlichen Palast außer den Eulen und den Uhren, als ein leichtes Geräusch wie der Flügelschlag eines Nachtvogels oder der Schritt einer jungen Dame, die zu ihrem ersten Rendezvous schleicht und sich vor dem jungfräulichen Echo ihrer Schuhe fürchtet, an der Vortür des Zimmers sich hören ließ. Die Tür öffnete sich geräuschlos wie von einem unirdischen Hauch bewegt, und das Gespenst schritt auf den Spitzen der nackten Füße auf das Bett los. Florus fühlte sein Hemd sich von kaltem Schweiße netzen wie vom Wasser des Styx (ich meine hier den Fluß in Arkadien und nicht den in der Unterwelt, welcher heiß war), während die Finsternis seine Angst vermehrte. Denn die Vision war weder selbstleuchtend wie die anderen Gespenster

noch trug es in jener Nacht ein Licht, sondern es war beim schwachen Leuchten des erloschenen Kaminfeuers kaum als eine weiße undeutliche Wolke zu unterscheiden, während es sich langsam dem Bette näherte. Die Wolke, das Gespenst, der Vampyr, mit einem Wort Johanna, blieb vor dem Bette stehen und begann, durch die Regungslosigkeit des jungen Mannes ermutigt, mit dem äußersten Ende der Lippen die Wangen der verbotenen Frucht zu berühren, in die sie nicht zu beißen wagte. Diese warme Berührung zerstreute im Nu den in den Adern des Jünglings kreisenden Schauder; plötzlich richtete er sich auf und streckte beide Arme aus, um das Gespenst zu fassen, welches kaum Zeit fand zu entwischen, freilich nicht ohne die Hälfte seines Hemdes und fünf Haare seines Kopfes in Florus Händen zurückzulassen. Aber mit einer solchen Beute konnte sich der gute Kammerherr nicht begnügen; schon siedete sein Blut vor Aufregung und Neugierde, und seine Füße verfolgten die nächtliche Erscheinung, welche schnellfüßig entschlüpfte. Zwei- bis dreimal liefen sie so rings um das Gemach, bis sich das Gespenst in den Falten seines zerrissenen Hemdes oder Leichentuches verfing und auf einen Teppich unmittelbar unter einem offenen Fenster niederstürzte. Da streckte Florus wieder die Hand aus; aber anstatt Knochen, Würmer, Moder und andere Zieraten der Vampyre zu fassen, ruhte seine Hand auf warmer und weicher Haut, welche ihm wohl geeignet schien, als Unterlage für ein lebendig schlagendes Herz zu dienen; schon streckte er auch die andre Hand aus, da tauchte der Mond hinter der ihn verhüllenden Wolke hervor und beschien hell das Gesicht und die nackte Brust Seiner Heiligkeit des Papstes Johann VIII.

Hier könnte ich, lieber Leser, wenn ich wollte, von dem Abbé Casti, dem hochwürdigen Pulci, dem schamhaften Rabelais oder einem andern frommen Priester etwas gepfefferte Redensarten entleihen, um meine Erzählung zu würzen, welche schon trocken zu werden beginnt wie der Feigenbaum im Evangelium; aber da ich weder Theologe noch Priester, selbst nicht einmal Diakonus bin, so bezweifle ich, ob ich das Recht habe, meine Hände und deine Ohren zu beschmutzen. In derselben Verlegenheit befand sich auch der Dichter des Don Juan, als nach langem Suchen

seine Hand auf der Brust seiner dritten oder vierten Heldin zur Ruhe kam, wie die Arche auf dem Ararat. Da aber Byron nicht wußte, auf welche Weise er das Folgende in dezenter Weise erzählen solle, verzichtete er auf das Gedicht und die Poesie, wurde aus Verzweiflung Menschenhasser und Griechenfreund und begrub sich in den Sümpfen von Missolunghi. Ich aber, der ich eine wahre Geschichte schreibe, bin *nolens volens* gezwungen zuzugestehen, daß die Dinge nach einigen notwendigen Erklärungen zwischen Johanna und Florus so weit gediehen, daß die Wangen der Madonna, die sie zu verhüllen vergessen hatten, vor Scham rot wurden, die des Sankt Peter gelb vor Zorn, daß das Bild des Gekreuzigten herabfiel und zerbrach und der Schutzengel des Papstes Johann VIII., der noch nicht wußte, daß der Inhaber des Himmelsschlüssels ein Weib war, mit seinen Schwingen zum Himmel flog. Wäre es Tag gewesen, als die ruchlose Sünde begangen ward, hätte sich unzweifelhaft auch eine Sonnenfinsternis ereignet, da es jedoch tiefe Nacht war, so haben uns die wahrheitsliebenden Chronographen nur von einer Verfinsterung des Mondes durch eine blutfarbene Wolke berichten können. Nach anderen Berichterstattern wieder wurde das Wunder bis zum nächsten Morgen hinausgeschoben, an welchem die Bewohner der ewigen Stadt vergebens auf das Gestirn des Tages warteten; so wurde jene Nacht dreifach, wie damals als Zeus den Herakles zeugte, aber ich bezweifle, daß Johanna sie lang fand, denn nach Salomos Ausspruch werden die Hölle und das Feuer und die Liebesbrunst des Weibes schwerlich sagen: es ist genug.

Als am Tage nach jener dreifachen Nacht Papst Johann in der Mitte seiner Höflinge erschien, glänzte das Gesicht Seiner Heiligkeit, seine Lippen und Hände teilten verschwenderisch Gebete, Gnadenbeweise und Segen aus, und die ganze Freude des Papstes reflektierte sich auf den Gesichtern der Höflinge, die fröhlich den Kopf erhoben, wie Getreidehalme, die nach langer Dürre einmal Regen bekommen haben. Das Oberhaupt der Christenheit verlieh an jenem Tage vier Bischofssitze, beförderte sechzehn Diakonen zu Priestern, fügte zwei Heilige dem Kalender zu, begnadigte fünf Verbrecher vom Galgen und zwanzig Häretiker vom Holzstoß und bedauerte bei alledem, nicht wie Briareus hundert

Hände zum Austeilen von Gnadenerweisen zu haben. Hierauf begab sich Johanna in die Kirche und empfing nachher die Gesandten des Fürsten Ansigis, der um Hilfe gegen die Sarazenen bat. Aber während sie alles dies rein mechanisch tat, suchte ihr Auge überall Florus, und ihr Geist umflatterte ihr Bett, wie die Biene die Blumen; oft flüsterte sie im Verlauf des Tages wie der königliche Psalmist: Wer gibt mir Flügel wie der Taube, um zu dir zu fliegen und an deinem Busen zu ruhen?

Zwei volle Monate schwamm Johanna wie ein Schwan auf den Wellen unsagbarer Wonne und wurde von ihrem jungen Geliebten angebetet, wenn sie auch bereits jene Lebensmitte überschritten hatte, nach welcher wir sehnsüchtig den Blick rückwärts wenden. Aber Florus befand sich noch in jenem glücklichen Alter, wo uns selbst die Dornen duftig und alle Frauen schön erscheinen, wo wir Herz und Lippen zum öffentlichen Verkauf stellen, uns in jeden Arm werfen, der sich uns öffnet, wie Daniel in die Löwengrube, wo wir Wasser verlangen, um unsern Durst zu löschen, ohne danach zu fragen, ob es klar, trübe oder abgestanden ist. Übrigens war auch unsere Heldin, obgleich vierzigjährig, keineswegs zu verachten; denn sie hatte Zähne, die noch weißer waren als ihr Haar, und ersetzte die Zartheit und den Duft der Jugend durch jene köstliche Rundung und majestätische Fülle, welche unbärtige Jünglinge so sehr entzückt, die die Zügel ihres Herzens starken und erfahrenen Händen anzuvertrauen lieben. Viele Kritiker (ich weiß nicht, ob orthodoxe oder häretische) ziehen die Odyssee der Ilias vor; es gibt auch Maler, die Ruinen vor neugebauten Häusern den Vorzug geben, und Feinschmecker, die Rebhühner mit *haut goût* gern essen. Ebenso behaupten auch gar manche Anhänger Salomos, daß reife Frauen die verbotene Frucht kundig zuzubereiten wissen, indem sie den zu ihr führenden Weg mit Blumen bestreuen, wie die Jesuiten den Pfad zum Himmel. Als Petrarca alt geworden war, träumte er von einem Idealweibe, welches diese Kunst mit blühender Jugend vereine, und durchstreifte vergeblich Gärten und Wälder, um jene Chimäre zu finden, die er eine reife Frucht auf einem blühenden Bäumchen nannte. Aber Florus war noch nicht so weit gekommen, um von weißen Amseln zu träumen, und seine Jo-

hanna hätte er trotz ihrer vierzig Jahre nicht gegen zwei zwanzigjährige Mädchen vertauschen mögen.

Indes war der Sommer längst vorüber, und der heilige Vater machte noch keine Anstalt, in seinen Wohnsitz zurückzukehren. Die letzten Blätter des Jahres häuften sich an den Wurzeln der Bäume, das Meer brüllte anstatt zu murmeln, und die Wölfe kamen von den Bergen herunter; aber die beiden Liebenden verbrachten die Zeit heiter und lustig, wie die Turteltauben den Frühling. Viele Philosophen haben es versucht herauszufinden, worin sich der Mensch vom Vieh unterscheidet; die Juden haben behauptet, es gebe überhaupt keinen Unterschied,[1] die Christen, der Mensch habe eine unsterbliche Seele, die Philosophen, er sei vernünftig, und Aristoteles, er niese häufiger als die Tiere;[2] noch besser als die eben Erwähnten hat es aber meiner Meinung nach Sokrates mit der Beobachtung getroffen, daß wir die Tiere darin übertreffen, daß der Mensch das, was die letzteren nur im Frühling tun, das ganze Jahr hindurch verrichten kann.[3] Um seine übermäßigen ehelichen Ansprüche zu rechtfertigen, warf Zeus die Schuld auf den Einfluß des Frühlings und befahl der Erde Blumen hervorsprießen zu lassen, so oft er Lust bekam, mit Hera zu verkehren (in dem Sinne, welchen die Herren Spyros und Philipp Joannou diesem Zeitwort geben); Johanna, welche dasselbe Wunder nicht verrichten konnte, ersetzte die Wärme und das Licht der Frühlingssonne durch Holzscheite und Fackeln, den Blumenduft durch Aloe und Zimmt und das Gezwitscher der Vögel durch Flöten und Lieder. Gelage, Spiele, Affen, Mimen, Spaßmacher und die übrigen Vergnügungen des Mittelalters folgten einander ununterbrochen im päpstlichen Palaste, nach Angabe der Chronikenschreiber erschallten dort oft Trinklieder und Fußtritte von Tänzern. Niemals mehr fand sich der Pontifex bei den Frühandachten ein; denn er handelte nach dem Worte Salomos: es ist eitel für uns, vor Sonnenaufgang aufzustehen (Ps. 126, 2); was die Gebete, Messen und die sonstigen Gottesdienste anlangt, so richtete er sich nach

---

[1] Was hat der Mensch mehr denn das Vieh? Alles ist eitel usw. Predig. Salom. 3, Vers 19.

[2] Aristoteles, Probl. Anekd. Abteil. II, 51.

[3] Xenophon, Memorabil. I, 4.

dem Spruche des Evangeliums, welches den Christen verbietet viele Worte zu machen. Oft passierte es Johanna, wenn sie sich nach einer dreimal glücklichen Nacht aus den Armen ihres Geliebten gewunden hatte, daß sie wie das Kredo auch das Paternoster änderte, indem sie den Vater im Himmel statt um das tägliche Brot um den täglichen Florus bat.

Irgendein persischer König, Cyrus, Kambyses, Xerxes oder Chosroës, ich weiß nicht mehr, welcher von ihnen, versprach demjenigen eine reiche Belohnung, der eine für ihn neue Art von Vergnügen erfände; ich für meine Person würde mich gern mit den seit Adams Sündenfall vorhandenen begnügen, wenn sie nicht das Böse an sich hätten, daß sie nicht dauernd sind. Entweder entfällt der Freudenbecher der Hand, bevor wir unseren Durst zu löschen vermochten, oder der in ihm enthaltene Göttertrank verwandelt sich in Essig, so daß wir selbst den Becher mit Abscheu absetzen. Während unsere Heldin mit vollen Segeln im Meere der Lust dahinfuhr, stieß sie plötzlich an ein Riff, das sie längst zu fürchten aufgehört hatte.

Das zehnjährige Zusammenleben mit Frumentius und seinen Nebenbuhlern hatte ihr die feste Überzeugung eingepflanzt, sie könne soviel verbotene Äpfel, wie sie wolle, genießen, ohne fürchten zu müssen, daß sie dadurch etwas erlitte. Da sie schon längst nicht mehr die heilige Schrift aufschlug, so hatte sie vergessen, daß fast alle Heldinnen der Bibel, Sara, Rebekka, Rahel und andere, bis ins Alter hinein unfruchtbar gewesen waren und dann doch noch Patriarchen und Propheten geboren hatten. Groß war deshalb ihre Überraschung, als die im vierten Buche des Aristoteles beschriebenen Symptome sie wie der Engel die Mutter Samsons[1] belehrten, daß der Höchste ihren Schoß gesegnet habe. Aber während die Hebräerin bei der ersten Bewegung ihres Kindes vor Freuden hüpfte, fiel Johanna der Becher, den sie gerade zum Munde führen wollte, infolge ihres Schreckens aus der Hand, und während die Tafelgenossen den

[1] Buch der Richter, Kap. 13, Vers 3. Und der Engel des Herrn erschien dem Weibe und sprach zu ihr: Siehe, du bist unfruchtbar und gebierst nichts; aber du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären.

verschütteten Wein als ein gutes Omen bejubelten, eilte sie in ihr Gemach, verschloß es und begann über ihr Unglück zu weinen.

Alle Augen im päpstlichen Palaste waren längst geschlossen, aber Johanna wachte noch, den Kopf auf die Hände gestützt, wie der heilige Petrus, als er Christum verleugnet hatte, und zermarterte sich das Hirn mit Nachdenken, wie sie dem drohenden Unheil entgehen könne. Bald dachte sie daran, Rom und den Schlüssel des Himmels aufzugeben und mit Florus in einen unbekannten Winkel des Landes zu fliehen, bald durch Beschwörungen oder auch Arzneimittel den unerwünschten und lästigen Eindringling unter ihrem Herzen auszutreiben. Beide Pläne jedoch boten viele Schwierigkeiten und Dornen; denn sie mochte weder den apostolischen Stuhl verlieren noch ihr Leben gefährden, aber vergeblich suchte sie eine andre Lösung der schwierigen Frage. Der Kopf war ihr schwer, in ihren Ohren dröhnte es, vor ihren Augen schwebten bald Funken, bald jenes Dunkel, welches der Stagirit als die untrüglichen Zeichen der Schwangerschaft betrachtete, als plötzlich vor ihren Ohren starker Flügelschlag erscholl. Bei diesem Geräusch hob Johanna den Kopf, und vor ihr stand ein Jüngling mit weißen Fittichen, in ein flammendes Gewand gehüllt und um den Kopf einen Heiligenschein; in der Rechten hielt er eine lodernde Fackel, in der Linken einen Becher. Unsere Heldin, die außer auf Bildern nie einen Engel gesehen hatte, erschrak so sehr vor der Erscheinung, daß sie sich weder zur Bewillkommung des Gastes erheben konnte noch daran dachte, ihm einen Stuhl anzubieten. Unterdessen hatte der himmlische Abgesandte die Flügel zusammengefaltet, einige auf die Stirn fallende blonde Locken zurückgestrichen und sprach, einen flammenden Blick auf die unglückliche Päpstin werfend: „Johanna, diese Fackel verkündet dir das ewige Feuer zur Strafe deiner Sünden, der Becher einen frühzeitigen Tod und Schmach auf Erden. Wähle jetzt zwischen beiden.“ Bei diesem Vorschlag des Engels ergriff eine fürchterliche Verblüffung unsere unglückliche Heldin, die lange schwankend blieb wie David, als er zwischen Hungersnot, Krieg und Pest die Wahl treffen sollte. Todesfurcht und Angst vor der Hölle stritten in der Brust der armen Johanna,

wie Esau und Jakob im Leibe der Rebekka.[1] Anfangs streckte sie die Hand nach der brennenden Fackel aus, das zukünftige Leben für das gegenwärtige opfernd; aber die Geister des Abgrunds, welche stets solchen Szenen unsichtbar beiwohnten, grinsten auf eine so schauderhafte Weise, und das Gesicht des Engels bedeckte eine so dunkle Wolke der Betrübnis, daß sie reuig die andre Hand ausstreckte, den Becher des Todes und der Schande ergriff und ihn bis zum Boden leerte.

Dies erzählen, lieber Leser, die guten Chronographen; wenn du aber zur Schule der Rationalisten gehörst, welche die Wunder der heiligen Schrift auf natürliche Ursachen zurückführen, wie Plato die der Mythologie, indem sie behaupten, daß der der Madonna die Lilie überreichende Engel ein verkleideter Soldat gewesen sei[2] und daß Lazarus in tiefem Schlafe lag, als er von Jesus auferweckt wurde, wenn du, sage ich, zu dieser Schule gehörst, so magst du annehmen, daß auch Johanna den Engel im Traume erblickte oder daß ein witziger Diakon, der ihr Geheimnis kannte, sich mit Flügeln ausstaffierte, um sie in Schrecken zu versetzen; ziehst du jedoch das System von Strauß vor, der, anstatt seine Zeit mit der Erklärung unerklärlicher Dinge zu verlieren, die Wunder und Evangelien Mythen nennt, so kannst du die Vision unserer Heldin einfach als eine Erfindung ihrer kuttentragenden Biographen betrachten. Was mich betrifft, der ich keiner Schule angehöre, so glaube ich die Sache lieber, wie ich sie gelesen habe, denn nach Salomo (Sprüche Kap. 14, Vers 15) glaubt ein Mensch ohne Falsch alles.

Als Florus am nächsten Morgen in das päpstliche Schlafzimmer eintrat, fand er Seine Heiligkeit unter fürchterlichen Zukkungen auf dem Teppich liegend; vergebens suchte der arme junge Mann wie ein zweiter Pygmalion mit seinen Lippen die vom Schreck versteinerte Geliebte zu erwärmen. Vierzehn ganze Tage blieb Johanna im Bett, zwischen Tod und Leben schwebend; als sie sich von dieser langen Agonie endlich wieder erholt hatte, kehrte sie schleunig nach Rom zurück, schloß sich in ihrem Bet-

---

[1] 1. Buch Mos. 25, Vers 22.

[2] Siehe die Anmerkung.

saal ein und wehrte allen Höflingen und sogar den Sonnenstrahlen den Zutritt. Hier Tag und Nacht von furchtbaren Erscheinungen umlagert, wie Saul, nachdem er Samuels Geist gesehen, war sie bald nur noch ein Schatten der früheren Johanna; sie fuhr auf, sobald eine Tür knarrte, und fiel in Ohnmacht, wenn eine Eule oder ein Nachtrabe auf dem Dache des Vatikans krächzte. Der Anblick der Himmelsbewohner hat niemals den unglücklichen Sterblichen genützt, die gewürdigt wurden, Götter, Engel oder Heilige von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Semele wurde von Jupiters Strahlen verzehrt, der gottselige Nikon verlor ein Auge, als er die Madonna in ihrer herrlichen Schönheit erblickte, der heilige Paulus wurde von Jesu Glanze geblendet[1] und Zacharias wurde nach der Erscheinung des Engels stumm.[2] Darum fürchteten sich auch die Juden vor Visionen so sehr, daß sie abends vor Schlafengehen zu Gott beteten, er möge sie vor jenen furchtbaren Dingen behüten, die im Finstern umherwandeln.[3]

Aber während der Pontifex vor den Bewohnern der andern Welt zitterte, bedrohten viel schlimmere Feinde als diese seine Macht. Die damaligen Italiener glichen nicht den heutigen konstitutionell regierten Nationen, welche die Könige als einfache architektonische Zierate betrachten, die auf die Spitze des Staatsgebäudes gestellt werden, wie die Bildsäulen auf das Dach der Tempel. Da sie sich wenig mit etymologischen Studien abgaben, waren sie noch nicht dazu gelangt, sich den Unterschied zwischen den Wörtern herrschen und regieren klar zu machen, sondern sie verlangten vom Regenten, daß er regiere, wie man von einem Koch fordert, daß er kocht.

Da die guten Römer sahen, daß die Kassen leer, die Kirchen verlassen, die Klöster in Kneipen verwandelt waren, daß die Sarazenen die Küstenlandschaften plünderten und die Räuber in den Vorstädten der ewigen Roma hausten, so fragten sie anfangs mit Verwunderung, dann mit Ungeduld und schließlich voll Zorn, was eigentlich Seine Heiligkeit tue und warum er, während so viele Feinde zu bekämpfen seien, seine weltlichen und geistlichen

[1] Apostelgesch. 22, 1.
[2] Lukas 1, 22.
[3] Psalm 90, 6.

Waffen in der Scheide lasse. Die Frommen beschwerten sich, daß ihnen nicht mehr der Segen zuteil werde, die Bettler, daß sie ihr tägliches Linsengericht nicht bekämen, die Fanatiker beklagten unter Tränen, daß schon seit sechs Monaten kein Hexenmeister oder Ketzer mehr verbrannt worden sei, und die Lahmen, Besessenen und Gichtbrüchigen wünschten zu wissen, warum der Papst keine Wunder mehr tue. Jedoch die am meisten gegen den heiligen Vater Erbitterten waren die Priester ohne Parochie, die Äbte ohne Kloster, die Kanzler und Connetables, für die es am Hofe keine Stelle mehr gab, die Schmarotzer, die aus der päpstlichen Küche verwiesen waren, und noch mehr die Kuppler und Barbiere, die es nicht begreifen konnten, weshalb sie im Schlosse keinen Zutritt hatten, während doch Gewohnheit und Tradition dem Papste die Weiberwirtschaft und das Rasieren zur Pflicht machten. Alle diese verwandelten sich, nachdem sie lange vergeblich ihre Ergebenheit, ihre Dienste, ihre Kurtisanen und ihre Rasiermesser angeboten, in wütende Revolutionäre. Da sie außerstande waren, einen Löffel zu bekommen, den sie in den Topf der päpstlichen Freigebigkeit tauchen konnten, suchten sie ihn zu Fall zu bringen, wie die Inder die hohen Bäume, um die Früchte zu erlangen. Auch die Natur schien in jenem Jahre revolutionäre Anwandlungen zu haben. Der Tiber trat aus seinen Ufern aus, riß Dämme, Kähne, Türme und Brücken weg, die Blumen vergaßen das Blühen und die Kirschen das Reifen, obwohl es schon Mitte Mai war, und die Vögel saßen schweigend und traurig auf den Zweigen, wie die frommen Vögel von Jerusalem in der Passionswoche. Aber das die Römer am meisten erschreckende Zeichen waren so dichte Schwärme von Heuschrecken, daß sie die Sonne verfinsterten und das Geräusch ihrer Flügel dem Rollen vieler Kriegswagen glich (siehe Apostelgesch. 9, 9). Diese verderbenbringenden Insekten hatten sechs Flügel, acht Beine, lange Haare wie die Weiber, und scharfe Schwänze wie Skorpionstacheln. Ich weiß nicht, ob diese Beschreibung geschichtlich ist oder ob sie die Chronikenschreiber der Offenbarung Johannis entnommen haben wie die Evangelisten das neue Testament dem alten. Wie dem auch sei, diese Heuschrecken waren so gefräßig, daß, nachdem sie die Halme und Blätter aufgezehrt hatten, in die

Häuser und sogar in die Kirchen eindrangen und dort das Abendmahlsbrot und die Kerzen auf dem Altar fraßen. Nachdem sie auch diese verschlungen, begannen sie einander zu verzehren, wobei sie in der Luft mit solcher Wut gegeneinander kämpften, daß die toten Tiere dichter wie Frühlingshagel fielen und kein Römer in jenen Tagen wagte, ohne Regenschirm und Kopftuch auszugehen. Bei dieser letzten Plage schäumte endlich der Zorn der Gläubigen ebenso unwiderstehlich und stürmisch auf, wie die Gewässer des ausgetretenen Flusses. Da sie sicher waren, daß ein einziger Wink des Papstes genüge, um jene geflügelten Tiere zu verjagen, so fragten sie sich voll Verzweiflung, warum der Stellvertreter Christi seine allmächtigen Hände in den Taschen seines Gewandes und seine Untertanen in der Gewalt der Heuschrecken lasse. Die obenerwähnten ehrenwerten Klassen der Mißvergnügten blähten die Nüstern auf und witterten den bevorstehenden Sturm, wie die arabischen Pferde eine Quelle in der Wüste, als aber die Stunde gekommen war, ordneten sie die römische Kanaille in Regimenter und Bataillone und führten die bellende Meute unter die Fenster des Vatikans.

Beim Anblick der zügellosen Menge beeilten sich die Wachsoldaten, hinter den Türen Schutz zu suchen und die Höflinge, die Kruzifixe und Heiligenbilder zu umklammern, wie die thebanischen Jungfrauen die Götzenbilder, als die sieben Lanzenschwinger vor den Toren der Stadt ihre Speere schüttelten. Nur Florus, der schon lange seine Geliebte hatte entbehren müssen und Tag und Nacht vor der geschlossenen Tür des Betsaals gewartet hatte, hüpfte vor Freude, als er endlich einen begründeten Vorwand fand, um die verbotene Schwelle zu überschreiten. Die unglückliche Johanna saß auf ihrem Betstuhl, wie ein ägyptischer Mönch unsichere Blicke auf ihren geschwollenen Leib heftend, aus welchem sie jedoch statt des heiligen Geistes ihre Schmach und Schande hervorkommen zu sehen erwartete. Nur auf vieles Bitten willigte sie ein, sich ihren Untertanen zu zeigen, um den Sturm zu beschwichtigen. Als die bleiche und verfallene Gestalt des Pontifex am Fenster sichtbar ward, von einem schwachen, die Heuschreckenwolke durchbrechenden Sonnenstrahl beschienen, neigten sich viele der Aufrührer von unfreiwilligem Respekt ergriffen zur

Erde, wie die Feldzeichen der römischen Soldaten vor Christus, als er vor Pilatus erschien, aber es erhoben sich auch viele ruchlose Hände, mit Steinen und faulen Äpfeln bewaffnet, und viele Pharisäerlippen spieen gegen den Statthalter Christi Beleidigungen und Flüche aus. Der Pontifex streckte seine heilige Hand aus zum Zeichen, daß er reden wolle, und verkündete, daß er am nächsten Tage, dem ersten des Bittfestes, die Heuschrecken in feierlicher Prozession in den Bann tun werde, während er zugleich diejenigen mit dem Fluch bedrohte, die sich nicht sofort nach Hause verfügten. Dieses päpstliche Versprechen zerstreute im Nu die Unruhe und besänftigte den Zorn der guten Römer, deren Erregung schließlich den Stürmen der Propontis glich, welche nach Aristoteles einige Tropfen Öl zu beruhigen ausreichend sind.

Am nächsten Tage war alles im Palaste von frühmorgens an auf den Beinen. Die Prälaten legten ihre goldnen Stolen zurecht, die Diakonen putzten ihre Kelche und die Stallknechte ihre Maulesel, während auf dem Platze vor dem Vatikan die festesfrohe Menge die Hände vor Freude rieb. Die Bittprozession war, wie die meisten Feste des Christentums, ein Erbstück aus der Zeit der Heiden, welche um dieselbe Jahreszeit für die Fruchtbarkeit der Felder Opfer dargebracht hatten, indem sie um die Altäre der Ceres und des Bacchus tanzten und bankettierten, um dadurch diese Gottheiten zu bewegen, ihre Getreidefelder, Weinberge und Kohlgärten zu segnen. Ihre Nachkommen aber riefen in ähnlichen Festen den Schutz der getreidespendenden Madonna und des heiligen Martinus an, die an die Stelle der Ceres und des Bacchus getreten waren.

An diesem Tage jedoch sollte das Fest ein doppeltes sein, da zur Bittprozession noch die Exkommunikation der Heuschrecken hinzukam. In jener goldnen Zeit des Glaubens unterlagen nicht nur die bösen Menschen, sondern auch alle schädlichen Tiere, Mäuse, Raben, Wildschweine, Würmer, Raupen und sogar die Flöhe dem Kirchenbann, wenn sie es wagten, das Gemüse der Gläubigen zu fressen oder ihren Schlaf zu stören. Die Menge und Bösartigkeit der Heuschrecken machte den Bannfluch gegen sie zu einer fürchterlichen und offiziellen Festfeier, zu der alle frommen Christen Roms und der Umgegend sich einzufinden eilten.

Während die Höflinge voll froher Hoffnung und lärmend in den Hallen und Korridoren des Vatikans hin und her liefen, nahm Johanna unter Tränen von ihrem Geliebten Abschied. Unsere unglückliche Heldin hatte eine schlimme, schlaflose Nacht in ihrem Betzimmer verbracht, teils über die Unsterblichkeit nachdenkend, teils Papstgewänder anprobierend, um herauszufinden, welches am besten den skandalösen Umfang ihres Bauches verhüllen könne. Die fürchterlichen Reden des Engels tönten ununterbrochen in den Ohren der Ärmsten wieder, welche nach der Engelserscheinung all ihre Philosophie verloren hatte und angstvoll an die Wage dachte, auf welcher der Erzengel Michael die Seelen wägt, an die Geißel des Teufels, die Kessel, die glühenden Kohlen, die Schlangen, die Feuerhaken und -zangen sowie die übrigen Utensilien der mittelalterlichen Hölle. Darauf fing sie an, über die verschiedenen philosophischen Systeme nachzudenken, über Seelenwanderung, über die Übersiedelung der Seelen auf den Mond und schließlich über Erdbeben, Heuschrecken, Aussatz und Pest; immer kam sie zu demselben Ergebnis, daß Gott, der doch allmächtig ist, übel daran getan habe, diese Welt mit Qualen und Schmerz, die andre mit bösen Dämonen zu erfüllen. Solche Erwägungen stellte unsere Heldin in jener Nacht an und noch viele andere, die ich auszulassen gezwungen bin, um zum Ende meiner Erzählung zu eilen. Wäre ich ein Dichter, so würde ich sagen, mein Pegasus wittere den Stall und trage mich, möge ich wollen oder nicht, zu demselben, aber als Prosaiker bin ich noch viel mehr gerechtfertigt, wenn ich gestehe, daß ich nach so vielen Irrfahrten schließlich müde geworden bin und mich nach meinem Stalle sehne, das heißt nach der Katastrophe meines Dramas.

Als der gute Florus die bleiche Farbe und die Unruhe seiner Geliebten sah, suchte er sie auf jede Weise zurückzuhalten, indem er sie unter Tränen anflehte, die Prozession aufzuschieben. Aber da Johanna den bitteren Becher nun einmal angenommen hatte, mußte sie ihn auch bis zum letzten Tropfen leeren. Übrigens war auch ein Zurück nicht mehr möglich. Die vor dem Palast versammelte Menge stampfte ungeduldig mit den Füßen, die Fackeln brannten, die Glocken läuteten und der Weihrauch dampfte; der allerheiligste Papst aber setzte sich die Tiara aufs

Haupt, nahm den Hirtenstab in die Hand und riß sich endlich aus den Armen seines Geliebten, von schwarzen Ahnungen erfüllt, wie die Raben, welche über dem Kopfe des Gracchus am Tage seines Todes flogen.

Als das Oberhaupt der Gläubigen auf der Rampe des Vatikans sichtbar wurde, waren über zwanzigtausend Römer schon zur Prozession aufgestellt. Sobald der Papst das Maultier bestiegen, begann die ungeheure aus Menschen bestehende Schlange langsam ihre Windungen in der Richtung nach der Sankt-Johanniskirche zu entfalten. An der Spitze marschierten die Fahnenträger mit den Kreuzen und den Bildern der heiligen Schutzpatrone der Stadt, hinter ihnen kamen die Prälaten in ihren Purpurgewändern, gefolgt von den Äbten und Mönchen, die barfuß einherschritten und die mit Asche bestreuten Köpfe zu Boden neigten; die Nonnen und Diakonissen folgten unter der Fahne des heiligen Marcellinus, die verheirateten Frauen unter derjenigen der heiligen Euphemia und zuletzt die Jungfrauen in weißen Kleidern und offenen Haaren, aber ohne Blumenschmuck; denn die Heuschrecken hatten weder Rosen noch Narzissen übriggelassen, mit denen man sich in jenen blühenden Zeiten des Glaubens bei feierlichen Prozessionen Kopf und Brust zu schmücken pflegte. Die niedere Geistlichkeit, die Soldaten und der Pöbel kamen zuletzt, gefolgt von einer Schar Händler mit Getränken und Krämer, welche den frommen Eifer der Gläubigen mit Bier, Met und Quittenlikör warm erhielten. Die ganze Menschenmasse sang Loblieder auf Jesus und den heiligen Petrus; da sich aber unter den Teilnehmern an der Prozession neubekehrte Sarazenen, deutsche Benediktiner, griechische Mönche, englische Theologen und sehr viele andere Fremde befanden, die noch nicht Zeit gehabt hatten lateinisch zu lernen und von denen ein jeder die Lieder in seiner Sprache sang, so entstand ein sonderbarer Mißklang, den der fromme Chateaubriand unzweifelhaft eine höchst harmonische Symphonie aller Nationen zu Ehren Christi genannt hätte.

Die Prozession überschritt das Forum Trajans, zog am Amphitheater des Flavius vorbei und machte auf dem Lateransplatze Halt, um auszuruhen. Die Hitze und der Staub waren an jenem

Tage so groß, daß nach den Chronographen sich der Teufel sogar in Weihwasser gebadet hätte. Die Leichen der Heuschrecken, deren Kampf in der Luft fortdauerte, knirschten unheilverkündend unter den Füßen der Gläubigen und der Reittiere. Dies alles vermehrte das Übelbefinden und die Angst der armen Johanna, die sich kaum noch auf ihrem Maulesel halten konnte und nun gar noch seit einigen Augenblicken einen so schrecklichen Wirrwarr in ihren Eingeweiden fühlte, daß sie beim Hinaufsteigen auf den prächtigen Thron, den man mitten auf dem Platze errichtet hatte und von dem herab sie den Bannstrahl gegen die Heuschrecken schleudern sollte, zweimal strauchelte. Seine Heiligkeit tauchte den Weihwedel in das Weihwasser und besprengte den Osten, Westen, Süden und Norden; dann hob sie ein elfenbeinernes Kruzifix, um die von den Heuschrecken verunreinigte Atmosphäre zu segnen. Aber plötzlich entgleitet das Kreuz ihren Händen und zerbricht zu Boden fallend; fast gleichzeitig rollt der Pontifex selbst bleich und halbtot zu Füßen des Thrones. Bei diesem unerwarteten Schauspiel fahren die Gläubigen vor Schreck zusammen und drängen sich aneinander, wie Hammel in der Angst vor einem Wolf. Die Diener, welche die Schleppe des päpstlichen Gewandes trugen, eilten dem Oberhirten der Christenheit zu Hilfe, welcher stöhnte und sich wie eine in der Mitte durchschnittene Schlange im Staube wand. Die einen riefen, der heilige Vater habe auf eine Alraunwurzel getreten, die andern, ein Skorpion habe Seine Heiligkeit in den Unterschenkel gestochen, und wieder andere, er habe giftige Pilze gegessen. Die meisten jedoch behaupteten, der Papst sei besessen, und der Erzbischof von Porto, der größte Teufelsbanner der Zeit, eilte herbei, besprengte ihn mit Weihwasser und befahl dem bösen Dämon, sich eine andere Wohnung zu wählen. Die Blicke aller Gläubigen hefteten sich auf das bleiche Antlitz des Pontifex, indem sie erwarteten, den unsauberen Geist seiner Gewohnheit gemäß aus dem Munde oder dem Ohre entweichen zu sehen, als plötzlich ein unreifer, halbtoter Fötus unter dem Gewande des Oberherrn der Christenheit hervorrollte! Die Priester, welche den Papst stützten, wichen schaudernd zurück, während der Kreis der Neugierigen, die sich bekreuzten und schrieen, immer enger wurde. Die Weiber stiegen

auf den Rücken der Männer und die Berittenen stellten sich auf den ihrer Maulesel, während die Diakonen die Fahnenstangen und Kreuze als Knüttel gebrauchten, um sich den Weg durch die Menge zu bahnen. Einige dem heiligen Stuhl mit Leib und Seele ergebene Prälaten suchten die Wut der Menge in Andacht umzuwandeln, riefen mit lauter Stimme: „Ein Wunder“, und forderten die Gläubigen zur Anbetung auf. Aber dieses Wunder war unerhört und noch nie dagewesen in der Chronik der christlichen Wundertätigkeit, die zwar viele Zeichen von den Götzendienern entlehnt hatte, aber es doch noch für keinen der Heiligen passend gefunden hatte, schwanger und gebärend wie der Herrscher des Olymp in die Erscheinung zu treten; daher ward die Stimme der frommen Priester von dem Geheul des rasenden Pöbels erstickt, welcher die Päpstin und das Papstkind mit Füßen trat, anspie und in den Tiber zu werfen suchte. Florus, dem es gelungen war, die Menge zu durchbrechen, hielt die unglückliche Johanna in seinen Armen, deren Blässe jeden Augenblick zunahm, bis sie den sterbenden Blick nach oben erhob, vielleicht um den dort Thronenden daran zu erinnern, daß sie den Becher bis zum letzten Tropfen geleert habe, und ihren Geist aufgab, das Wort des Jesaia flüsternd: Meine Wangen habe ich den Backenstreichen dargeboten, und mein Angesicht habe ich nicht von der Schande und dem Bespeien weggewendet.

Als die sündige Seele ihre zeitliche Wohnung verlassen, stürmte eine Schar Dämonen aus der Tiefe hervor, um die Beute zu ergreifen, auf die sie längst eine unzweifelhafte, wohlverbriefte Hypothek zu besitzen vermeinten, aber gleichzeitig schwebte eine Phalanx von Engeln zur Abwehr vom Himmel herab, indem sie behaupteten, ihre Reue habe alle Rechte der Hölle getilgt. Aber die Dämonen waren schwer zu überzeugen und setzten den Argumenten der Engel ihre Hörner entgegen, während jene die Schwerter zogen. Der Kampf zwischen den Geistern war erbittert, die Waffen klirrten, wie aneinander prallende Wolken, und blutiger Regen rieselte auf die versammelten Gläubigen, da durchbrach plötzlich der Engel, welcher Johanna erschienen war, die Reihen der Kämpfer, ergriff die arme Seele, wo weiß ich nicht, schwang sich auf eine Wolke und transportierte sie — wahr-

scheinlich ins Fegefeuer. Diese Wunder erzählen, lieber Leser, nicht etwa vier Fischer, sondern über vierhundert verehrungswürdige Chronikschreiber in der Kutte, wir aber beugen angesichts dieser Übereinstimmung so über allen Verdacht erhabener Zeugen das Haupt und sagen mit dem heiligen Tertullian: *Credo, quia absurdum.*

Der Leichnam der armen Johanna wurde mit ihrem Kinde da begraben, wo sie ihren Geist aufgegeben hatte, und auf dem Grabe errichtete man ein Marmordenkmal, eine gebärende Frau darstellend. Florus wurde Eremit, und die frommen Pilger begeben sich, um ihre Sandalen nicht zu beschmutzen, wenn sie auf den Spuren der gottvergessenen Päpstin gehen, seit jener Zeit auf einem andern Wege nach dem Lateran.

ANMERKUNGEN ZUM I. TEIL.

Seite 59. „Er stammte von jenen griechischen Glaubensboten, welche das erste Kreuz im grünen Irland aufgepflanzt hatten." Das Christentum wurde im 3. Jahrhundert auf den britischen Inseln eingeführt, in England und Schottland von römischen, in Irland von griechischen Missionaren. (Siehe *Historia Gentis Anglorum* von Beda, Buch I, Kap. IX.) Der griechische Mönch Theodorus von Tarsos, vom Papst Vitalianus zum Bischof von Kanterbury ernannt, führte um die Mitte des 7. Jahrhunderts die Riten der griechischen Liturgie und das Studium Homers daselbst ein, so daß die Engländer ihre Religion und die in England während der ringsum herrschenden Unwissenheit auftretenden außerordentlichen Männer Griechen zu verdanken haben. Unter ihnen sind der Schotte Alkuin, der heilige Bonifatius und andere hervorzuheben, welche vom heiligen Gregor und von Karl dem Großen zur Bekehrung ihrer barbarischen Stammes- und Sprachgenossen nach Deutschland gerufen wurden. Siehe darüber das Werk von *Stillingfleet: The Antiquities of british church,* Buch II, in welchem der gelehrte Verfasser den griechischen Missionaren zwar den gebührenden Dank abstattet, jedoch den Nachweis versucht, daß das Christentum in England auf die Zeiten der Apostel zurückzuführen ist. Aber wie alle vornehmen Familien von Rom sich ihrer Abstammung von Äneas zu rühmen pflegen, so lieben es auch alle Kirchen, ihren Stammbaum nahe der Wiege des Christentums zu pflanzen.

Ebenda. „Skotus Erigena, welcher die Kunst erfand, alte Handschriften zu fabrizieren." Dieser Skotus, nach seinem Vaterland Erin, jetzt Irland, Erigena genannt, begab sich um die Mitte des 9. Jahrhunderts nach Athen, wo er das Griechische erlernte. Er übersetzte die dem Dionysius Areopagita zugeschriebenen

theologischen Werke: „Von der Hierarchie der Engel“ und „Von der mystischen Theologie“. Außerdem schrieb er unter dem Titel: „Von der Einteilung der Natur“ ein Werk, in welchem er nach dem Beispiel des heiligen Klemens den Versuch machte, die neuplatonischen Theorien mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Da er aber seiner Schrift ein größeres Ansehen bei seinen Zeitgenossen verschaffen wollte, bezeichnete er sie ebenfalls als eine Übersetzung aus Areopagitas Werken und zeigte zur Beglaubigung seiner Behauptung eine gefälschte Handschrift vor, welche er angeblich in Athen entdeckt hatte.

Ebenda. „Er vertauschte das junge Weib gegen einen Zahn des heiligen Gutlak.“ Dieser Heilige, das Erdloch, in welchem er gelebt hatte, und seine Zähne sind historisch. Siehe *Vie des Saints* von Abbé Cailleau (Paris 1863) am 11. April und die „Geschichte Englands“ von Rapin-Thoyras, Buch I S. 275 (Brüssel 1721), von welcher sich zwei wurmzerfressene Exemplare auf der Athener Bibliothek befinden.

Ebenda. „Die Ehe war glücklich.“ Das Heiraten und das Halten von Konkubinen war den Geistlichen in England bis zum 10. Jahrhundert erlaubt, indes war es in merkwürdigem Widerspruch dazu den geweihten Priestern verboten, ihre Frau des Ehebruchs anzuklagen oder sie deshalb aus dem Hause zu jagen, sondern sie mußten sich alles von ihr mit christlicher Geduld gefallen lassen. Siehe das obige Werk, S. 278.

Seite 60. „einen hölzernen Teller für beide, eine eiserne Gabel und Holzscheite auf den Herd, um beim Mahle zu leuchten.“ Diese Beschreibung ist fast wörtlich aus Rilobald genommen: *In coenis vir et uxor in una manducabant paropside; in mensis unus vel duo scyphi in familia erant. Nocte coenantes, facem tenente uno puero vel servo, illuminabant mensam etc.* Siehe Muratori, *Dissert. XIII.* So lebten damals das Volk und die niedere Geistlichkeit, während der Luxus der Prälaten in jener Epoche sehr entwickelt war, wie wir vom heiligen Peter Damian erfahren, welcher die Sitten der zeitgenössischen Bischöfe folgendermaßen schildert: *Ditari cupiunt, ut in turrita dapibus lance indica pigmenta redoleant, ut in crystallinis vasculis adulterata mille vina flavescant etc. (Sancti P. Damiani Opusc. XXVI, cap. 6*

apud Potter.) Viele von diesen Bischöfen weigerten sich als Gesandte nach Konstantinopel zu gehen wegen des schlechten Geschmackes des dortigen Weines, welcher mit Gips und Harz gemischt war.

Ebenda. „zwei angelsächsische Bogenschützen mit nackten Knien und barfuß" usw. Siehe in Goldsmiths „Geschichte von England" das Bild eines sächsischen Bogenschützen, aus einer alten handschriftlichen Bibel im britischen Museum genommen.

Seite 61. „auf den Planken des hohlen Schiffes." Das Epitheton „hohl" ist keine homerische Reminiszenz, sondern es ist deshalb gesetzt worden, weil die damaligen Schiffe der nordischen Völker wirklich hohl waren, da sie kein Verdeck hatten. Siehe bei Goldsmith die Abbildung eines sächsischen Schiffes. So waren auch die kurz nachher unter Michaelis III. Regierung vor Byzanz erscheinenden russischen Fahrzeuge, deren Beschreibung siehe bei Gibbon, Buch 55.

Ebenda. „Er bestrich die Lippen des einen mit dem Honig den heiligen Wortes und nährte den andern mit den Wurzeln der Grammatik" usw. Dieser ganze Abschnitt ist beinahe wortgetreu aus einem Briefe Alkuins an Karl den Großen entlehnt (*Alcuini epist. XXXVIII,* Migne, Patrol., Bd. 53). Was die übrigen Einzelheiten über Karl den Großen anlangt, das Zählen der Eier, die Uhren, den Elefanten, das Aufhängen der Fleischesser an den Fasttagen usw., so sind sie historisch. Siehe *Ferd. Gaillard, Histoire de Charlemagne, Paris 1785,* die Biographie Karls von seinem Zeitgenossen und Geheimschreiber Eginhard, in französischem Auszug (Klassikersammlung von Didot) und Sismondi, *Histoire des Français (tom. II p. 380 ff.).*

Seite 62. „Obwohl Karl nicht schreiben konnte." Nach dem ebenerwähnten Eginhard: *Carolus scribere tentabat, sed parum prospere successit praepostero ac sero incohatus.* Diese Stelle hat den Erklärern viel Kopfzerbrechen gemacht, welche, da sie nur schwer annehmen konnten, der weise Kaiser habe nicht schreiben können, viele und verschiedene Erklärungsversuche gemacht haben. Die einen behaupten, Karl habe nicht schön schreiben können, die anderen, sein Biograph habe mit dem Verb *scribere* das Malen gemeint usw. Aber die Frage bleibt bis heute

ungelöst, obgleich kürzlich im Kloster von Monte Cassino einige lateinische Verse gefunden worden sind, welche nach einer Tradition unter den Mönchen von Karl dem Großen selbst während seines Aufenthalts bei ihnen geschrieben wurden. Siehe *Ozana, Les lettres au Mont-Cassin,* S. 451 ff.

Ebenda. „mit der Lanze, welche der Erzengel Michael Karl auf das Bett gelegt hatte." Siehe die *Vie des Saints par une société de gens de lettres,* herausgegeben von Didot, Paris 1863, Bd. I, S. 116. Kaiser Karl wurde, obwohl Polygamist, Blutschänder und Mörder, wegen seiner Verdienste um die Kirche in den Reigen der Heiligen aufgenommen, wie auch seine Zeitgenossin, die Kaiserin Irene, die ihm an Unmenschlicheit nicht nachstand. Bekanntlich sollte sich nach einem Vorschlag des Papstes Leo III. Karl mit ihr vermählen, damit die beiden Kaiserreiche vereinigt würden.

Seite 63. „Sie tauften im Namen des Vaterlandes" usw. Die römischen Legaten in Deutschand, Sidonius und Virgilius, welche einer solchen Taufe beigewohnt hatten, schrieben an den Papst Zacharias und fragten, ob diese Kinder noch einmal getauft werden sollten. Aber der Pontifex antwortete, es sei unnötig, weil die Priester den Spruch aus Unwissenheit und nicht aus böser Absicht falsch gesagt hätten. (Siehe die *Histoire ecclésiastique* von Abbé *Fleury, tom. III p. 262.)* Über die Sitte, nach welcher der Diakon gezwungen war, das Wasser zu trinken, in welchem sich der Priester die Hände gewaschen hatte, siehe die „Geschichte Innocenz' III." von Fr. Hurter, Bd. III.

Seite 66. „Sie wollte niemals am Freitag trinken." Der heilige Stephan und der heilige Rochus nahmen an Fasttagen die Mutterbrust nicht an, ja der letztere biß sogar hinein, so oft sie ihm an einem Fasttage geboten wurde. Siehe das Martyrologium am 28. November und 16. August.

Ebenda. „Er ließ den Leib des Herrn auf ihre weißen Brüste fallen." Das Zubodenfallen der heiligen Hostie gilt heute noch bei den Westeuropäern als ein sehr schlechtes Vorzeichen, und der einer solchen Unachtsamkeit schuldige Priester wird streng bestraft oder aus dem Dienst der Kirche entlassen. Fällt die Hostie auf das Kleid des Kommunikanten, so wird dasselbe ver-

brannt und die Asche in fließendes Wasser geworfen. Der Hund einer spanischen Dame in Saragossa fraß einmal eine solche heruntergefallene Hostie, und seine Herrin, welche das Hündchen sehr liebte, mußte, um es vor dem Scheiterhaufen zu retten, der Kirche einen goldenen gleichgroßen Hund schenken. Ein gelehrter Theologe des 15. Jahrhunderts, Wilhelm Horder, hat ein dickleibiges Werk unter dem Titel: *Mus exenteratus* über die Obliegenheit des Priesters unter solchen Umständen geschrieben; er behandelt darin die Frage, ob der Leib des Herrn fortfährt, ein solcher zu sein, wenn etwa eine Maus das Abendmahlsbrot gefressen hat. (Siehe das sonderbare Werk: *Passe-partout de l'Eglise romaine, p. 241, London 1726.*)

Seite 67. „das Wunder des heiligen Patrik, welcher Schweine in Schinken verwandelte." Siehe *Legenda aurea,* zum 17. März.

Ebenda. „ein Pergament, von welchem er homerische Verse abgekratzt hatte." Nach der Einnahme von Alexandrien durch die Sarazenen hörte die Einfuhr von Papyrus nach Europa auf, das Lumpenpapier wurde erst im 10. Jahrhundert erfunden. In der Zwischenzeit war das einzige Schreibmaterial Schaffell; so oft letzteres mangelte, schabte man altklassische Handschriften ab, um Martyrologien, Psalmen, Klosterregeln und anderes Mönchsgeschwätz darauf zu schreiben. Siehe die „Geschichte des Mittelalters" von Hallam, Bd. IV S. 67, und die Einleitung zur „Geschichte der griechischen Literatur" von K. Asopios.

Seite 68. „Meine Tochter, was ist die Luft?" usw. Alles dies ist wörtlich den Lehrstunden von Alkuin in der „palatinischen" Akademie, d. h. in der auf dem Schloß Karls des Großen errichteten Schule entnommen. Siehe auch *Guizot, Histoire de la civilisation, tom. II p. 352.*

Ebenda. „Er taufte niemanden außer den Toten." Siehe das „*Dictionnaire des Hérésies* von Migne, unter dem Artikel *Cataphrygiens.*

Seite 70. „Ich bin die heilige Ida." Über diese Heilige siehe die schon zitierten Legenden, unter dem 4. September, welche wir als Quelle benutzt haben.

Seite 71. „Ich bin die heilige Liobba." Diese Liobba oder Liogbitha, deren Name als Philothea präzisiert worden ist, war

die Base des heiligen Bonifatius und begleitete ihn nach Deutschland, wo sie viele Nonnenklöster errichtete. Nach den Legendenbüchern war sie so schön, daß die wilden Sachsen und Thüringer die Knie beugten, so oft sie ihr begegneten, und ihre Füße küßten. Siehe *Ozanam, Études sur l'Allemagne, Paris 1849,* und im allgemeinen alle Legendenbücher, welche der schönsten unter den Heiligen einen unverwelklichen Kranz winden.

Seite 72. „Der Spitzname des heiligen Pachomius, Zwieback." Zwiebäcke nannte man im Mittelalter kleine in den Klöstern gebackene Brötchen im Gewicht von einer Unze. Siehe Rosweyde, *Onomasticon, p. 1405.*

Ebenda. „Die Glocke, welche nur die Dummen weckt." Bekanntlich finden sich die Mönche in den Klöstern Westeuropas selten zu den nächtlichen Betstunden ein; die Glocken, welche nach dem heiligen Germanus *(Theoria mystica, p. 386)* „Trompeten der Engel sind und die Streiter zum Kampf gegen die unsichtbaren Feinde wecken," sind nach und nach Einschläferungsmittel für die Mönche geworden. Viele von ihnen gestanden ein, daß sie, anstatt vom nächtlichen Glockengeläut geweckt zu werden, im Gegenteil aufwachen, wenn die Glocke zur gewohnten Stunde nicht tönt. Siehe die „Reise nach Spanien" von Pater Labat, Bd. I S. 10.

Seite 73. „ein zartes koisches Gespinst." Siehe die Beschreibung der auf Kos fabrizierten Seidenstoffe und der aus ihnen gemachten durchsichtigen Gewänder bei Plinius: *Natur. hist. liber XI, cap. 26,* nach welchem diese Gewänder erfunden wurden, *ut in publico matrona transluceat.* Die Satiriker nannten sie *ventus textilis,* gewebte Luft, und *togae vitreae,* gläserne Kleider.

Ebenda. „Die Orientalen haben die Doppelklöster erfunden." Das erste derartige Kloster wurde vom heiligen Pachomius seiner Schwester zuliebe errichtet. Siehe Kalokärini, S. 42; im Occident waren fast alle alten Klöster doppelt, d. h. sie bestanden aus einem Männer- und einem Frauenflügel, die von einer dicken Mauer getrennt waren; dagegen waren die Kirche und der Speisesaal gemeinschaftlich. Die Abgelegenheit der ältesten Klöster und die häufigen Angriffe der Heiden machten eine derartige Vereinigung notwendig, damit die Nonnen nicht schutzlos blieben. Nach Bossuet

trug dies zur Milderung der Sitten bei und bewirkte einen löblichen Wettstreit zwischen Mönchen und Nonnen, welche „einander beim Erklimmen des schweren, zur Heiligkeit führenden Weges halfen." Muratori dagegen nennt diese Doppelklöster eine „Erfindung des Teufels zur Verderbnis der Seelen." Siehe *Antiquitat. italic. Dissertat. XXVI.*

Seite 74. „Die starkriechende Erika, welche die Lippen unersättlich macht, die scharfe Nessel" usw. Die Eigenschaften dieser Pflanzen sind bekannt; es gab aber noch andere im Mittelalter gebräuchliche Aphrodisiaka, die so schmutzig und gemein sind, daß ich die Rezepte dazu nur lateinisch anführen kann; ich entnehme sie dem „Wegweiser für Beichtiger" des Wormser Bischofs Burchard, der im 15. Jahrhundert lebte: *Tollunt piscem vivum et mittunt eum in puerperium suum et tamdiu ibi tenent, donec mortuus fuerit, et decocto pisce vel assato maritis suis ad comedendum tradunt. Ideo faciunt hoc, ut plus in amorem earum exardescant.* Und weiter unten: *Prosternunt se in faciem et discoopertis natibus jubent, ut supra nudos nates conficiatur panis et eo decocto tradunt maritis ad comedendum.* An einer andern Stelle: *„Gustant de semine viri et tollunt menstruum suum sanguinem et immiscent cibo vel potui et dant viris suis ad manducandum vel ad bibendum ut plus diligantur ab eis.* Andere derartige Rezepte siehe in dem Werke des heiligen Peter Damian: *De Gomorrha (apud Potter, tom. V p. 386)* und in der *Apologia Herodoti* von Henricus Stephanus, *tom. II, cap. XXXVII.*

Ebenda. „Wir gehen in die Theater und Bäder." Die Sitten der damaligen Nonnen beschreibt der schon erwähnte Fürst von Benevent, Arechisus, in folgender Weise: *Deliciis effluunt, commessationibus student, potibus vineis ingurgitantur, lavacra frequentant. Si quando in plateas processurae sunt, manus candidant, incendunt libidinem. Saepe etiam formosos videre atque videri impudentius appetunt, et, ut breviter dicam, ad omnem lasciviam voluptatemque animi frena relaxant, adeo ut non solum unius, sed, quod dictu nefas est, plurimorum prostitutionibus clanculo substernuntur et cum uterus intumuerit non facile comprobatur* (bei *Muratori, Rer. ital., vol. II,* 1. Teil).

Ebenda. „Als ich einmal an den Hof Karls des Großen kam."

Die heilige Liobba ist wirklich auf eine Einladung von Karls Gemahlin Hildegard an den Hof gekommen.

Ebenda. „Die Tänzerinnen erregten durch ihre wunderliche Mimik das Lachen." Diese Beschreibung der mittelalterlichen Amüsements ist genau. Siehe das Werk von Haureau: *Charlemagne et sa cour* und die 29. Dissertation von Muratori.

Ebenda. „Aloe- und Myrrhenduft." Statt Öl brannte man bei den reichen Leuten im Mittelalter arabischen Balsam in silbernen Lampen.

Arabumque messe pinguis
Petat alta tecta fumus etc.
(Sidonius, Apollin. Panegyr. VIII.)

Seite 75. „Die Dämonen in Weibergestalt, welche die Studien des heiligen Pachomius störten." Kaiokärini S. 40: „Ein anderes Mal wieder verwandelten sie sich in Weiber und saßen nahe bei ihm; er aber vertrieb sie durch sein Gebet."

Seite 77. „Eine von jenen wunderbaren Lampen, deren Öl niemals versiegte." Siehe die Beschreibung solcher Lampen bei Gregor von Tours in den „Wundertaten" des heiligen Martin, Paris 1861 Bd. II, gegen Ende.

Seite 78. „Die guten Väter erzählten, daß sie nach Rom gereist seien, um Heiligenreliquien zu kaufen" usw. Diese Erzählung von der Entsendung Raguels und Regibalds nach Rom, von dem aus den Särgen träufelnden Blut, von der Verwandlung des Bieres in Wein ist der *Historia Translationis* des gleichzeitigen Eginhard, S. 243 ff., entnommen. Das Sonderbarste dabei ist, daß der Reliquiendiebstahl von den damaligen frommen Christen nicht nur für erlaubt, sondern sogar für löblich gehalten wurde. Siehe darüber die 59. Dissertation von Muratori und den Gregor von Tours in der *Gloria Martyrum, tom. II p. 312.*

Seite 80. „Die gastfreundlichen Bewohner des alten Deutschlands boten ihnen Speise und Obdach.“ Siehe *Tacitus, Germania, cap. 21;* über die Gastfreundlichkeit der Asketen vgl. das Leben des heiligen Bonifatius im *Martyrologium Ecclesiae germanicae,* herausgegeben von Fr. Beck.

Seite 81. „Wer die Fasten brach, wurde vom Blitz erschlagen.“ Siehe *Gregor. Turon., tom. II p. 216.*

Ebenda. „Die Fische und die Vögel sind an demselben Tage erschaffen worden.“ Die Mönche im Mittelalter pflegten, um sich wegen des Essens von Geflügel zu rechtfertigen, die Behauptung aufzustellen, das Fleisch der Vögel und der Fische sei verwandt, da beide an ein und demselben Tage erschaffen worden seien. Siehe *Legenda Aurea* zum 18. November.

Seite 82. „Pater Raleigh besprengte die Gänse dreimal und sprach salbungsvoll: *In nomine Patris“ etc.* Dumas hat in seinem Roman *La reine Margot* eine ähnliche Szene beschrieben. Er hat diese Anekdote der *Chronique de Charles IX* von Prosper Mérimée entnommen, welcher sie aus der obengenannten Stelle der *Legenda Aurea* auszog, wo sie sich fast wörtlich vorfindet. Musset hatte also recht zu sagen:

Il faut être ignorant comme un maître d'école
Pour se flatter de dire une seule parole,
Que personne ici-bas n'ait pu dire avant nous:
C'est imiter quelqu'un que de planter des choux.

Ebenda. „Der Rausch war damals der billigste von allen Genüssen.“ Über den Preis des Weines und der Eßwaren, die Beschaffenheit der Wirtshäuser, die Gefräßigkeit der Priester siehe das bemerkenswerte Buch von *Ed. Fournier: Les Hôtelleries et les Cabarets au moyen âge,* in der Sammlung der *Livres d'or des métiers, Paris 1859, tom. I p. 195 ff.*

Ebenda. „Die Gottseligen nahmen, bevor sie zu zechen anfingen, ein jeder den Namen eines Engels an.“ Siehe hierüber und über die Sitte, zu Ehren der Madonna Wein zu trinken, die Predigten des heiligen Cäsarius, des Bischofs von Arles, in der *Bibliotheca Patrum, tom. VIII.*

Seite 84. „Aus ihrer jungfräulichen Haut wuchs ein Bart hervor.“ Dieses Wunder ist der Legende von der heiligen Vilgefort entnommen, welche, von rohen Soldaten überfallen, durch einen solchen Bart von der Madonna vor Schande bewahrt wurde. Vgl. *Curios. théol., Paris 1861,* S. 270.

Ebenda. „Die Madonna wacht nach dem heiligen Hieronymus als eifersüchtige Schwiegermutter“ usw. Siehe den Brief des heiligen Hieronymus an Eustochia (Bd. I S. 140, Paris 1693); sein Gegner Rufinus tadelt den Heiligen heftig wegen seiner gottlosen Ausdrucksweise und fragt, von welchem heidnischen Dichter er sie habe.

Seite 85. „Das Kloster Mosbach.“ Den Namen dieses Klosters habe ich dem Briefe Eginhards an die Äbtissin Blithrud entnommen. Briefe XV, S. 189.

Ebenda. „Kustodin der Klosterbibliothek, welche 67 Bände enthielt.“ Über die Seltenheit und den übermäßigen Preis der Bücher am Anfang des Mittelalters siehe die 43. Dissertation von Muratori und die „Geschichte der griechischen Literatur“ von Asopios im Vorwort.

Ebenda. „Johanna, welche von früh bis abends allein war, verfiel jener klösterlichen Langeweile“ usw. Cassian beschreibt diese Langeweile aus eigner Erfahrung folgendermaßen: *Saepiusque (monachus) egreditur et ingreditur cellam, et solem velut ad occasum tardius properantem crebrius intuetur (Instit. monast. lib. IV apud Rosweyd).*

Seite 86. „Die Heiligen Ungarns verschluckten Läuse.“ Siehe Montalberts „Geschichte der heiligen Elisabeth“, welche aus großer christlicher Demut statt Wasser Urin trank; über die fruchttragenden Stäbe siehe das „Heil der Sünder“ beim Leben des heiligen Johannes. Über die Hesychasten, die aus ihrem Bauche hervorschlagende Flamme, ihren Führer Palamas und die Wirren, die sie im 14. Jahrhundert in Konstantinopel erregten, siehe die Kirchengeschichte von Guérin beim Leben des Mönches Barlaam, Bd. II S. 1071.

Seite 87. „Felsen gegen den Himmel, um ihn zu zerschmettern.“ Im Mittelalter herrschten über den Himmel noch die Ideen, wie

sie Moses ausgedrückt hatte, um seinen Zeitgenossen verständlich zu sein.

Seite 89. „Die Episteln des heiligen Paulus mit goldenen Buchstaben geschrieben." Der heilige Bonifatius bat die Äbtissin Eidburg für ihn die Briefe des Apostels mit goldenen Buchstaben abzuschreiben, „damit die Heiden das Christentum annehmen." *(Bonif. Epistol. XXVIII, apud Migne, tom. 43 p. 419).* Hier könnte man die französische Redensart *pour dorer la pilule* anwenden, um sie zu parodieren.

Ebenda. „Diese Beziehungen waren unschuldig, wie die des heiligen Amun zu seiner Gattin" usw. „In dieser Zeit lebte und lehrte auch der Ägypter Amun, welcher, wie man sagt, von seinen Verwandten gezwungen, eine Frau zu nehmen, 18 Jahre mit ihr zusammen lebte, ohne mit ihr zu tun, was Ehegatten erlaubt ist." (Sozomenus, Kirchengeschichte, Bd. I, Kap. 14.) Gregor von Tours führt ein ähnliches Beispiel von zwei frommen Eheleuten an, welche viele Jahre zusammen schliefen und jungfräulich starben. Siehe „Geschichte der Franken", Buch I, Kap. 43.

Ebenda. „entstanden Skandale und Kinder, aber letztere wurden in die Fulda geworfen." Eine Frau, die ihre Wäsche an der Quelle bei dem Bischofsheimer Kloster wusch, dessen Äbtissin die schon erwähnte Liobba war, zog einen Kindesleichnam aus dem Wasser, zeigte ihn ihren Begleiterinnen und rief: „Seht, wie die Nonnen ihre Kinder taufen." (Flori, Kirchengeschichte, Bd. III S. 263, Kölner Ausgabe.)

Seite 90. „Rein wie der Schnee, auf welchem sich der heilige Franziskus wälzte." Fast alle damaligen Heiligen ahmten dem heiligen Antonius nach, indem sie kalte Bäder nahmen, um ihre Leidenschaften zu zügeln.

Ebenda. „Johanna, welche die Kanones des Fasters gelesen hatte, kannte alles theoretisch." Die Kanones Johanns des Fasters wurden im Jahre 650 von dem schon erwähnten griechischen Mönch Theodor von Tarsos im Occident eingeführt (siehe Muratori, Dissertat. 69.) und blieben bis zum 10. Jahrhundert in Geltung, wo andere zahmere und in gewissem Sinne anständigere verfaßt wurden. Wenn eine Konkurrenz in Zoten eröffnet würde, dann würde weder Sade noch Meursius noch Aretin, ja sogar wohl nicht

einmal die fränkischen Mönche des Mittelalters es wagen, mit dem heiligen Johannes dem Faster in Wettbewerb zu treten, dessen Kanones, durch die Übersetzung in die Vulgärsprache noch obszöner, den griechischen Priestern noch heute zur Schmach der Zivilisation des 19. Jahrhunderts als Führer und Vademekum dienen. Wer sich davon überzeugen will, mag einen Blick auf S. 131 ff. des Beichtbuchs von Nikodemus werfen, welches 1857 in Venedig gedruckt worden ist und in welchem sich der preiswürdige Klosterbruder mit der Besprechung der schlimmsten Obszönitäten und ihrer Einteilung nach Gattungen und Arten, wie die Naturforscher mit derjenigen der Tiere und Pflanzen, ausführlich beschäftigt.

Seite 91. „durch die roten Fensterscheiben der Zelle." Die farbigen Gläser waren auch den alten Römern bekannt, welche sie sogar den farblosen vorzogen, da sie letztere nicht vollkommen diaphan herzustellen vermochten. Siehe Winkelmann, *Monumenti antichi inediti,* Bd. II, Rom 1767. Bei den Christen wurde der Gebrauch der farbigen Gläser sofort nach dem endgültigen Siege des Christentums allgemein. Der um die Mitte des 6. Jahrhunderts lebende unermüdliche Verseschmied Venantius Fortunatus, Bischof von Padua, lobte in einer Beschreibung der in Saint-German von Childebert erbauten Kirche die Fensterscheiben, „durch welche das Sonnenlicht bunt hereinflutet." *(Epistola ad Falconem episcopum* bei *Ozanam, La Civilisation chez les Francs, p. 454.)*

Ebenda. „Sie gleiche jenem Baume in Palästina, welcher an demselben Zweige duftende Blüten und appetitliche Früchte trägt." Brocard *(Descriptio Terrae Sanctae, p. 281)* erzählt, daß er in Palästina Bäume gesehen habe, welche gleichzeitig Blüten und Früchte trugen. Vielleicht sind dies die von Moses (V. Buch 33, 14) erwähnten Mondfrüchte. Siehe auch das Bibellexikon von Calmet unter dem Worte Apfel.

Seite 93. „Der Vertreter Preußens verlangte eine Adlerfeder, um den Vertrag zu unterschreiben." Der Vogel, mit dessen Federn man zu schreiben pflegte, heißt auf deutsch Ente; dieses Wort bedeutet jedoch außerdem, wie im Französischen das entsprechende Wort *canard,* eine Lüge, eine lächerliche Erfindung;

im Neugriechischen hat man dafür die Bezeichnung *χάλτι*. Deshalb verlangte der preußische Vertreter scherzend eine Adlerfeder.

Seite 94. „Der heilige Augustinus wälzte sich im Schmutz wie in einem duftenden Bade“ usw. Siehe das 3. Buch seiner von *Janet, Paris 1861*, ins Französische übersetzten *Confessiones*, über Genoveva, Libania, Liutberga die *Legenda Aurea* und die „Geschichte der Magie im Mittelalter“ von Alfred Maury, S. 408.

Seite 95. „sogar das *agnus castus*.“ Nach den alten Legenden genügte ein Messerchen mit einem Griff aus Agnuscastus-Holz, um den Hals oder am Gürtel getragen, um jedes Liebesverlangen zu ersticken. Dieses Messerchen ist mit jenem am Phasisflusse wachsenden Strauche zu vergleichen, welcher „Weißblatt“ genannt wurde und von welchem nach Aristoteles eifersüchtige Männer einen Zweig ins eheliche Schlafzimmer legen, um die Unverletzlichkeit der Ehe zu erhalten. Siehe *Aristot.*, *Παράδοξ. ἀκούσμ, cap. 157*.

Ebenda. „Mit durchbohrten Herzen und Blumenguirlanden, mit welchen die damaligen Liebhaber ihre Briefe verzierten.“ Diese kalligraphischen Verzierungen waren ganz gewöhnlich im Mittelalter, wo nur die berufsmäßigen Schreiber das Schreiben verstanden. Siehe die Beschreibung von Eginhards Brief an den Bischof Thegan von Proma in dem obenerwähnten Buche von Deslys, Bd. I S. 238.

Seite 97. „Er zwang einen Adler seine Flügel über Johannas Haupte auszubreiten.“ Der im 6. Jahrhundert lebende heilige Medardus, Bischof von Nimwegen, rief jedesmal wenn es regnete einen „breitflügeligen“ Adler oder mangels eines solchen einen andern Vogel herbei, um ihm als Regenschirm zu dienen. Siehe *Curios. Théolog., p. 84*.

Ebenda. „Des hochwürdigsten Abbé *Crelier*.“ Infolge eines Schreibfehlers habe ich den ehrenwerten Herrn L. M. E. Guérin Abbé genannt, welcher, obwohl Laie, in Frankreich den frommen Beruf eines Reliquienreisenden ausübt.

Seite 98. „Sie warfen jedes Jahr Kuchen, Fackeln, Honigscheiben und Kerzen ins Wasser.“ Die Sitte, den in den Seen hausenden Gottheiten Spenden darzubringen, haben die Christen dem Anschein nach von den alten Galliern überkommen. Posi-

donius (bei Strabo, Didotsche Ausgabe, S. 156) überliefert, daß „sie Silber- und Goldstücke (in die Seen) warfen; als die Römer das Land erobert hatten, verkauften sie die Nutzung der Seen und viele von den Käufern fanden Klumpen gehämmerten Silbers darin." Von Gregor von Tours erfahren wir, daß im Lande der Gabaler (jetzt Gevandan) auf dem Kamm des Berges Elanus ein See lag, in welchen die Bauern zu einer bestimmten Zeit alljährlich als Opfergabe Stücke weißer Leinwand, Lammfelle, Käse, Unschlitt und andere Geschenke warfen, deren Aufzählung langweilig wäre. Die meisten kamen auf Wagen dorthin und brachten Wein und Vieh mit. Letzteres schlachteten sie und schmausten drei Tage lang. Am vierten Tage wurden die Gewässer des Sees unruhig. Die Sonne verfinsterte sich, und es brach ein so heftiges Gewitter mit Hagelschauern und Blitzen los, daß die Wallfahrer kaum mit dem Leben davonkamen. Dies geschah jedes Jahr unabänderlich an demselben Tage und zu derselben Stunde. *(Glor. Confess., tom. II p. 363* der französischen Übersetzung.)

Ebenda. „Die damaligen Christen schwankten zwischen Christus und den Götzen" usw. Der berühmte A. Maury, welcher sein ganzes Leben mit dem Studium und der Vergleichung der verschiedenen Religionen verbracht hat, kommt zu dem Endresultat: *On peut le dire hardiment, l'Europe était plus qu'à moitié payenne au moyen âge.*

Seite 99. „Mit einer jener Hymnen, durch welche die Mönche des Mittelalters die Reize der Madonna, ihre Wangen, ihre Brüste besangen." Siehe einen vollständigen derartigen Hymnus in den *Curios. Théol., p. 340.* Ich will hier nur die Strophe über den Bauch der Madonna übersetzen: „Sei gegrüßt, du wundertätiger Leib der Jungfrau, du Gefäß, in welchem Gottes Wunder reiften, du Brautbett, auf welchem sich die Gottheit mit dem Menschen verband" usw. Die andern Strophen sind nicht weniger merkwürdig. Die Wangen der Madonna werden Gärten genannt, „deren Blumen mit dem Purpur der göttlichen Gnade gefärbt sind", die Haare „Sehnen vom Bogen des göttlichen Erbarmens", die Brüste „Quellen, aus denen das Manna fließt", die Arme „Ruder des Schiffes der Kirche" usw. Dies erinnert mich an die Verse in der Vlachava des Herrn Soutsos, in welchen er die

Augen, die Brust, die Füße und die übrigen Reize seiner Heldin Maria beschreibt.

Seite 100. „Sie begegneten halbnackten Slavoniern" usw. Über sie und ihr Eindringen in Deutschland siehe die Kirchengeschichte von Fleury, beim Jahre 736.

Ebenda. „Zwei Weiber näherten sich ihnen, an den Füßen mit einer leichten Kette gefesselt und mit keiner anderen Hülle als ihrem gelösten Haar." Die Zahl dieser nackten Wallfahrerinnen hatte sich in jenen Zeiten so vermehrt und ihr anstößiges Benehmen auf den Landstraßen war derartig, daß sich der Kaiser zum Erlaß eines Gesetzes gezwungen sah, nach welchem diese schweifenden Huldinnen von den Soldaten aufgegriffen und in besondere Anstalten eingesperrt wurden, wo sie *permanebant laborantes.* Siehe die 23. Dissertation von Muratori.

Seite 102. „Riesige Hirsche und Wildschweine." Über die Menge und Größe der Hirsche und Wildschweine in den Wäldern bei Fulda siehe das geographische Lexikon auf der Athener Universitätsbibliothek.

Ebenda. „Das Haupt Johannes des Täufers war von einem gallischen Mönch aus Alexandrien nach Gallien gebracht worden." Über die Reliquien und besonders den Kopf des Täufers gibt es so viele und einander so widersprechende Traditionen, daß man glauben möchte, dieser Heilige habe so viele Köpfe gehabt wie die lernäische Hydra oder daß seine Überreste nach mittelalterlicher Geflogenheit sich vervielfältigt hätten, um der Frömmigkeit der Christen Genüge zu tun. Wie dem auch sei, in Frankreich allein existieren sieben Kirchen, die sich rühmen, die Reliquien des heiligen Johannes zu besitzen; der gelehrte Ducange hat es nicht verschmäht, im Jahre 1745 in Paris eine dickleibige historische Abhandlung über den Kopf des heiligen Johannes, 800 Seiten in Quart, herauszugeben, auf welche wir die Wißbegierigen verweisen.

Ebenda. „Ein Finger des heiligen Sergius oder ein Schienbein der heiligen Febronia wurden damals viel teurer verkauft als heutzutage ein Hermes- oder Venuskopf." Über den Finger des heiligen Sergius, über den Preis, zu welchem er von Clothars Sohn Gundobald einem Kaufmann aus Syrien, namens Euphronius

abgekauft wurde, und über die durch ihn geschehenen Wunder siehe Gregor von Tours, Bd. II S. 110 und 325.

Ebenda. „Zu Ehren des heiligen Johannes brannte man Scheiterhaufen an, um welche die Gläubigen tanzten und zechten wie ihre Vorfahren um die Holzstöße am Palilienfest." Die Johannisfeuer sind wie die meisten andern Volksfeste des Christentums ein Erbstück von den Heiden, welche überall im römischen Reiche an den längsten Tagen des Jahres zu Ehren der Hirtengöttin Pales Feuer anzündeten. Siehe Dionys von Halikarnaß, Röm. Arch. I, 88, Tibull, Buch II, 5, Properz IV, 4. Nach der Zerstörung der Idole feierte man das Fest zu Ehren des heiligen Johannes. Siehe auch die „Geschichte der Magie" von A. Maury, S. 164.

Seite 103. „Das Habichtkraut zur Verjagung der Dämonen." Diese Pflanze, welche in Frankreich auch Johanniskraut *(herbe de la Saint-Jean)* genannt wird, war bei den Druiden der Sonne heilig, bei den Christen diente sie zur Vertreibung der unsauberen Geister und hieß *fuga daemonum.* In Norditalien herrscht noch der Glaube, daß, wer beim Schein des Johannisfeuers ein vierblätteriges Kleeblatt findet, die Dämonen vermittelst desselben seinem Willen dienstbar machen kann. Siehe die german. Mythol. von J. Wolf, Bd. I S. 336.

S. 104. „Sie verschanzten sich hinter den Klostermauern." Die in den Klöstern aufgehäuften Reichtümer erregten die Habgier der Ungläubigen, oft auch der christlichen Heerführer, so daß die Äbte gezwungen waren, die Klöster wie Kriegslager zu befestigen. Über die Tapferkeit der Mönche, die Schwere ihrer Knüttel und die Größe und Wildheit ihrer Hunde siehe die *Encyclopédie théologique* von Migne, *tom. LIII col. 36 ff.* und die Beschreibung des Klosters von Proma in Deslys' Werke, Bd. I S. 202.

Seite 105. „geschmückt mit häßlichen Bildsäulen der zwölf Apostel." Die Refektorien der meisten damaligen Klöster waren mit solchen häßlichen Bildwerken geschmückt oder vielmehr verunziert, zuweilen war auch der dreizehnte Jünger, Judas, hinzugefügt, mit einem Strick um den Hals. Die Mönche begrüßten beim Hereintreten die zwölf Apostel und spieen dem Verräter ins Gesicht.

Ebenda. „die unterirdischen Gefängniszellen“ usw. Siehe eine Beschreibung dieser fürchterlichen *Vade in pace* von dem Architekten *Viollet-le-Duc* im *Journal des Débats*, 30. Oktober 1865.

Ebenda. „Der Zoologe Born hat versucht, die Mönche nach dem Linnéschen System in Gattungen und Arten einzuteilen.“ Dieses Buch ist 1782 in Wien unter dem Titel: *Specimen monachologiae, methodo Linnaeana* anonym erschienen. Die meisten Literaturkenner schreiben es dem namhaften Konchyliologen Born zu, der es zum Amüsement Kaiser Josephs II. verfaßt habe. Der größte Vorzug dieses Büchleins ist die echt wissenschaftliche Exaktheit, mit welcher die Mönche in verschiedene Abteilungen und Unterabteilungen auf Grund der geringsten Unterschiede in Kleidung und Sitten eingeordnet sind. So unterscheidet der gelehrte Verfasser allein den Klang der Stimme als *melodus vel ingratus, cantans vel irans, gutturalis vel nasalis, clamosus vel murmurans, flebilis vel hilaris, grunniens vel latrans.* Den Gang beschreibt er als *tardigradus, festinans, ignavus, durus etc.*

Ebenda. „Sie trugen an ihrer Kapuze ein kleines Bild der Madonna, um ihren Kopf vor Läusen zu schützen.“ Über diese in den alten Legenden erwähnte Sitte vgl. H. Heine, Atta Troll, 1. Ges. Strophe 9.

Seite 109. „Sie brauchten Schmalz statt Butter.“ Der heilige Benedikt von Anagni führte im 8. Jahrhundert wegen des übergroßen Preises des Öls in den fränkischen Klöstern das Fett ein, zugleich auch, um zu beweisen, daß sich die Mönche nicht aus Aberglauben des Fleisches enthielten. Siehe *Hist. ecclés.* von *Guérin, tom. III p. 82.*

Ebenda. „sie wurden mit Entziehung des Schmalzes bestraft.“ Wer sich betrunken hatte, wurde zu 30tägiger Entziehung des Schweinefetts verurteilt. Siehe *Fournier, Histoire des Hôteller, p. 194.* Über das Rasieren, den Aderlaß, das Füßewaschen bei den Mönchen siehe das Leben und die *canones* des heiligen Benedikt von Anagni, woraus alles dies entnommen ist. *Migne, Encycl. théol., tom. LIII col. 79 ff.*

Ebenda. „Hirte der Herde war der heilige Rhabanus Maurus.“ Über das Leben, die Schriften, die Gedichte in Kreuzesform dieses Priesters siehe die *Annales Ordin. S. Benedicti* von Mabillon, beim

Jahre 840, oder die „Allgemeine Biographie“ von Didot, Artikel *Raban Maur.*

Seite 109. „Ich verweise den Leser auf die Abhandlung des heiligen Basilius.“ Die betreffende Stelle des Basilius lautet in lateinischer Übersetzung: *A corporibus masculis, etiamsi eunuchorum sint, virgini cavendum. Nam, etsi eunuchus est, vir tamen est natura. Quemadmodum enim bos, qui cornu ferit, abscissis cornibus, nequaquam hac cornuum abscissione factus est equus, sed adhuc bos est, quamvis non amplius habeat cornua; ita et masculus, cui exsecta sunt genitalia omnia, nequaquam hac exsectione factus et femina, sed semper masculus est, quamvis non habeat genitalia. Et quemadmodum bos cornu feriens, abscissis cornibus, ita tamen et furore cornu petit, siquidem inclinans cervicem et caput ad feriendum componens, minas non sine gaudio intentat atque etiam saepe ferit, irruens ex parte capitis in qua cornu armatus fuerat, ac furori satisfacit hac feriendi specie; sic enim afficitur impetu abreptus, non quasi simpliciter feriat, sed quasi cornu, ut antea dilaceret: ita et masculus, cui abscissa genitalia, masculus tamen est vitiosa libidine. Idcirco et ipse simili modo sese ad actionem componens, amorem spirat et absurdum furorem. Quin etiam irruens ad complexum, etiamsi non corrumpat hac parte virginem, tamen quasi corrumpat, ita cupiditate per imaginationem afficitur. Illam autem ad peccatum vehementius incitans corrumpit totam mentem ac ipsum corpus ad stupri actionem oestro percellit.* Siehe *Basilius, De virginitate, cap. 62—63, Paris 1730.*

Seite 110. „Priapus wurde noch unter dem Namen des heiligen Vitus verehrt.“ Die Verehrung des Priapus oder Phallus hielt sich bis zum 12. Jahrhundert in Frankreich und Deutschland, nur sein Name war in andere Bezeichnungen umgeändert, die den Zweck der ihm zu Ehren gefeierten Feste deutlich kennzeichneten. So wurde er in Schwitzerhofen Sankt *Vit* genannt, in Puy-en-Velay *Saint Foutin* und an anderen Orten *Saint Greluchon.* Die Frauen kratzten den Phallus dieses obszönen Götzenbildes ab und mischten die Späne ihren Männern oder Liebhabern in den Wein, *ut plus in amorem exardescant,* oder tranken ihn selbst, wenn sie unfruchtbar oder *frigidae* waren. H. Stephanus hat die merkwürdig-

sten Stellen hierüber in der „Apologie des Herodot", Bd. II, Kap. 38 gesammelt.

Seite 112. „Nach dem heiligen Antonius sind die Klöster für die Mönche dasselbe wie das Meer für die Fische." „Wie die feuchte Substanz", sagte er, „die Fische ernährt, so ist die Einsamkeit ein Schmuck für die Mönche; und ebenso wie die Fische ihr Leben verlieren, wenn sie aufs Land kommen, ebenso verlieren auch die Brüder die klösterliche Bescheidenheit, wenn sie sich den Städten nähern." (Sozomenus, Kirchengeschichte, S. 807, Paris 1859.)

ANMERKUNGEN ZUM III. TEIL.

Seite 113. „Der Vergleich von Kaufleuten und Priestern, Christentum und Fässern stammt von einem Konzil des 9. Jahrhunderts" usw. Siehe das schon erwähnte Werk von Fournier, Bd. I S. 196.

Seite 114. „Nach Karls des Großen Tode gab es weder Poststationen" usw. *L'usage des postes étant tombé avec l'empire Romain fut relevé par Charlemagne; mais son dessein fut abandonné par ses successeurs (L. Hornik, Traité de l'origine des postes, ap. Calmet, III, col. 1210).*

Ebenda. „Solche Esel nannte man Kreuzträger" usw. Über diese Esel und das Kreuz auf ihrem Rücken siehe das Werk von *Guerrazi: l'Asino, Torino 1857, p. 362;* von der Geschwindigkeit und Schönheit der Esel im Mittelalter zeugt der ihnen zu Ehren am „Eselsfeste" in den westeuropäischen Kirchen gesungene Hymnus:

Orientis partibus orsus est asinus,
Pulcher, fortissimus, sarcinis aptissinus etc.

Seite 115. „Ludwigs Söhne stritten mit den Waffen in der Hand." Diese Beschreibung des damaligen Zustandes von Deutschland ist

genau. Siehe die Chronik Eginhards und die „Geschichte der Franzosen“ von Sismondi, Bd. III.

Seite 117. „Die Ansicht Chrysipps vom Aufessen von Leichen.“ Chrysipp empfahl tatsächlich die Toten zu verzehren (Diogen. Laert., Buch VII, Kap. 7).

Ebenda. „Der Geruch eines Briefes von Frauenhand genügt, um alle Bewohner des Athos in Aufregung zu versetzen.“ Der mir befreundete Prior des Klosters zum heiligen Grab in der Walachei hat mir erzählt, daß er während seines Aufenthalts auf dem Hagion Oros eines Abends, als er in seine Zelle trat, dort über 50 Mönche vorfand, die gierig an einem Briefe rochen. Diesen hatte er von einer walachischen Dame erhalten, und die Mönche hatten aus dem Geruch bemerkt, daß er von einer Frau geschrieben war.

Ebenda. „Von Skt. Gallen zogen sie weiter nach Zürich“ usw. Alle an dieser Stelle angeführten Einzelheiten über die Städte der damaligen Schweiz sind historisch. Siehe die Chronik von Skt. Gallen und das zehnbändige geographische Lexikon, Paris 1823—33, unter den Namen der einzelnen Städte. Die Reiseroute Johannas habe ich nach der mittelalterlichen Karte von Lenglet-Dufresnois geschildert.

Seite 118. „Die Kinder Israels waren damals in Südfrankreich allmächtig“ usw. Über die Allmacht und die Bedrückungen der Juden im 9. Jahrhundert siehe den Brief des Bischofs Agobard von Lyon an den Kaiser Lothar. Dort werden die Gewalttaten derselben unter der Beihilfe der kaiserlichen Garnison geschildert, welche sie durch Geld erkauft hatten. Siehe *Agobardi epistola de insolentia Judaeorum* im ersten Bande seiner sämtlichen Werke in der lateinischen Patrologie von Migne.

Seite 119. „Er begann damit zu erzählen, daß Jesus ein geschickter Zauberer gewesen sei.“ All diese Märchen, durch welche die damaligen Juden die Gallier zu bekehren suchten, haben wir dem Talmud entnommen. Siehe die französische Übersetzung des Eliphas Levi (*Livre des Esprits,* S. 37 ff.).

Ebenda. „Agobard, der einzige von den Heiligen, dem ich mit Verehrung den Saum des Gewandes küssen würde.“ Siehe die Lebensbeschreibung dieses wahrhaft apostolischen Mannes in der theo-

logischen Enzyklopädie von Migne, Bd. 51, vor allem aber den Artikel d'Alemberts über ihn in der großen Enzyklopädie, in welchem der Philosoph dem weisen Bischof den gebührenden Zoll der Bewunderung darbringt.

Seite 121. „Nach einer sechstägigen Fahrt kamen sie nach Arles." Diese Stadt wird bei Strabo Arelate genannt. Über die dortigen römischen Denkmäler, die Feigen, Würste und Frauen siehe die *Discours Panégyriques sur la ville d'Arles* von dem Cordelier J. Priva, Paris 1612.

Seite 122. „Der heilige Cäsarius hatte, wie man sagt, mit seinem Blute die wahrhaft drakonische Ordensregel geschrieben." Siehe diese Ordensregel bei Baronius, *Annal. ecclesiast.* zum Jahre 506, wo auch der Geißelhiebe Erwähnung geschieht, welche die Zahl 39 nicht übersteigen durften; über die Revolte der Nonnen und die Theateraufführungen in den Klöstern vgl. die „Geschichte der Klöster" von Pauline Roland.

Seite 123. „Der Schlaafsal, wo die Nonnen Siesta hielten." Das Kloster von Arles war das einzige in Frankreich, wo es statt der Zellen einen gemeinsamen Schlafsaal gab, damit die Nonnen einer strengeren Aufsicht unterworfen seien. Siehe die obenerwähnte Ordensregel.

Seite 126. „Zur Grotte der heiligen Magdalena auf der Sainte Baume." Die ernstesten französischen Theologen und Chronographen haben es nicht verschmäht, in dicken Büchern die Auswanderung der heiligen Magdalena nach Gallien in Begleitung des heiligen Lazarus, Trophimus und Maximinus zu behaupten. Diese Behauptung entspringt, wie wir schon oben vom heiligen Dionysius gesagt haben, dem Wunsche, den Ursprung der gallikanischen Kirche auf die Zeit der Apostel zurückzudatieren. Das Verzeichnis der Bücher, welche über diese Übersiedelung der heiligen Magdalena geschrieben worden sind, ist sehr lang, wir beschränken uns darauf, die Wißbegierigen auf die *Magdalena Massiliensis advena* des Jesuiten Guesnay und die drei Abhandlungen des gelehrten Launoy zu verweisen, in welchen dieser unversöhnliche Feind des Volksaberglaubens, den man *dénicheur des légendes* genannt hat, die Unhaltbarkeit und Lächerlichkeit der Einwanderung der heiligen Magdalena in Gallien nachweist. Aber die Schriften Launoys

wurden in Rom verdammt, und die Priester der Provence fahren fort, die Pilger auszubeuten, indem sie ihnen im Felsen die Eindrücke von den Knien Magdalenas, die von ihren Tränen ausgewaschene Vertiefung und das Loch zeigen, aus welchem das immergrüne und wundertätige Bäumchen hervorgewachsen war. Siehe hierüber und über die zum Gedächtnis der Heiligen errichtete Kapelle Migne, *Monuments inédits sur l'apostolat de Marie Madeleine en Provence,* 2 Quartbände, Paris 1848, und das *Dictionnaire des pélerinages, tom. I col. 281.*

Seite 128. „Das Blut floß in Strömen aus der Wurzel des Baumes." Hier habe ich die Hagiographen beiseite gelassen und Vergil nachgeahmt:

Horrendum et dictu video mirabile monstrum:
Nam cum prima solo ruptis radicibus arbos
Vellitur, huic atro liquuntur sanguine guttae.
(Aeneis, III, 26—28.)

Ebenda. „Klägliche Seufzer und eine jammernde Stimme wurden hörbar."

gemitus lacrimabilis imo
Auditur tumulo, et vox reddita fertur ad aures.
(Ibid., 39—40.)

Seite 129. „Ein venetianisches Schiff, welches den Körper des heiligen Markus und die Originalhandschrift seines Evangeliums nach Venedig gebracht hatte." Die Reliquien des heiligen Markus wurden im Jahre 820 nach Venedig gebracht, das Original seines Evangeliums wird noch heute den Wißbegierigen gezeigt; da es jedoch zuerst in einem tiefen Keller niedergelegt worden ist, so ist es durch die Feuchtigkeit und die Ratten so verdorben, daß man nicht einmal unterscheiden kann, welcher Sprache die Schriftzeichen angehören. Die einen von den Kritikern behaupten, es sei lateinisch geschrieben, die andern glauben Buchstaben des griechischen Alphabets zu erkennen. Siehe das *Iter Italicum* von Montfaucon, cap. 4, p. 55 ff.

Ebenda. „Jene Epoche war das goldene Zeitalter des Menschenhandels." Über den Sklavenhandel im 9. Jahrhundert siehe den bereits erwähnten Brief *(De insolentia Judaeorum)* des heiligen Agobard an Kaiser Lothar; dort beklagt sich der gute Bischof bitter über diejenigen, welche christliche Skaven an die Juden

verschacherten; über die Seeräuber sowie den Handel der Venetianer und Genuesen mit dem Orient s. die 30. Dissertation von Muratori.

Seite 130. „Es wurde bezweifelt, ob die Weiber zum Menschengeschlecht gehörten." Bekanntlich wurde ein Konzil nach Macon in Frankreich im Jahre 585 berufen, um zu entscheiden, ob die Weiber Menschen seien. Über die Liebschaften ägyptischer und thessalischer Frauen mit Pferden und Böcken und die daraus entstandenen Mißgeburten siehe Plinius, *Histor. natur. lib. VIII, cap. 64,* Herodot, *Euterpe, cap. 49.* Vgl. auch Philostratus, Leben des Apollonius von Tyana, S. 153 der Didotschen Ausgabe.

Seite 132. „Auf Korsika wird der Stab des Moses aufbewahrt" usw. Siehe über diese noch heute der Verehrung der frommen Christen ausgesetzten Reliquien die „Geschichte der Insel Korsika" von Philippini, Buch II S. 390.

Ebenda. „Die Insel Sardinien, berühmt durch ihren Käse und die Treulosigkeit ihrer Bewohner."

l'isola di Sardi
Ricca di caccio e d'uomini bugiardi.
(*Tassoni, Secchia rapita,* II. Gesang.)

Seite 133. „das Theseum, welches eine dem heiligen Georg geweihte Kirche war." Als während der Theodosianischen Heidenverfolgung eine Verfügung erging, die antiken Tempel in Athen dem Erdboden gleichzumachen, wandelten sie die Altertumsfreunde, um sie vor der Zerstörung zu retten, schleunig in christliche Kirchen um: der Tempel der jungfräulichen Athene wurde der Jungfrau Maria, der des heldenhaften Theseus dem heldenhaften heiligen Georg geweiht. Siehe Malalas, 6. Rede.

Ebenda. „sie nannten die Götter Heilige" usw. Die meisten von unsern Heiligen sind tatsächlich griechische Götter oder Halbgötter, nur mit veränderten Namen, im übrigen aber den alten gleich. Skt. Nikolaus hat den Poseidon abgelöst und erregt und beruhigt die Stürme, der heilige Michael geleitet die Seelen in den Himmel oder die Hölle, wie früher Hermes, der heilige Demetrius ist der Pan der christlichen Hirten, der Sonnengott Helios wird noch heute auf den Berggipfeln unter dem Namen des heiligen Elias verehrt usw. Siehe Pouqueville: *Voyage en Grèce, tom. V p. 143* und A. Maury, *Croyances ... de l'Antiquité, p. 333 ff.*

Ebenda. „des elenden Theophilus, welcher den Malern die Hände abhauen ließ." Siehe Cedrenus, Zonaras und besonders Genesius im „Leben des Theophilus" S. 29 der venetianischen Ausgabe und des Baronius *Chronica* zum Jahre 803. Über die auferstandenen Toten, die redenden Bilder und die tanzenden Kohlen siehe das „Neue Paradies" beim Leben des heiligen Theodorus Stoudites.

Ebenda. „Sie frisierten ihre Kinder à la Madonna." Alle diese Einzelheiten sind fast wörtlich dem Briefe der Kaiser Michael und Theophilus an Ludwig den Frommen entnommen. Siehe Eginhards Chronik S. 162 der Teuletschen Ausgabe, während der Brief der byzantinischen Kaiser in den „byzantinischen Studien" von Zambelios S. 335 mitgeteilt wird.

Seite 134. „Das Bild des Heilands auf dem Taschentuch der Veronika." Die heilige Veronika oder Prunika begegnete Jesu, als er schweißtriefend und sein Kreuz tragend nach Golgatha ging; sie reichte ihm ihr Tuch, um sich abzuwischen, und das Bild des Erlösers blieb unverlöschlich auf dem Gespinst. Dieses Tuch wird bis zum heutigen Tage in der Peterskirche in Rom aufbewahrt und zu Ehren des Bildes wird jährlich ein Fest gefeiert. Nach anderen wieder ist Veronika kein Frauenname, sondern eine Zusammensetzung des lateinischen Wortes *vera* (wahr) und des griechischen *ikon* (Bild). Siehe darüber die *Légendes chrétiennes* von Maury.

Ebenda. „Nicetas, der Bischof von Athen." Dieser Bischof wurde vom Patriarchen Ignatius nach Athen entsandt. Sein Name wird bei Photius zwei- oder dreimal erwähnt.

Ebenda. „in den Tempeln, welche nach Plutarch kein Heide zu betreten wagte, wenn er Gold an sich trug." In keinen der antiken Tempel durfte man bewaffnet eintreten; nach Plutarch legten diejenigen, welche gewisse Tempel betraten, vor dem Eintritt das Gold ab, welches sie bei sich hatten. Siehe Bd. II S. 1000 der Didotschen Plutarch-Ausgabe.

Seite 135. „Sie machen das Zeichen des Kreuzes mit drei Fingern, um die heilige Dreieinigkeit zu bezeichnen" usw. Alle diese Symbole sowie die symbolische Bedeutung der Kleidungsstücke

anatolischer Priester sind der „Mystischen Theorie“ des heiligen Germanos, Patrol. Bd. 108 S. 386 ff. entnommen.

Ebenda. „Der Madonna, an deren tatsächliche Anwesenheit beim Meßopfer die Orientalen glaubten.“ Der Patriarch Germanos nennt den der Madonna dargebrachten Anteil „Leib der allerheiligsten Jungfrau“; dieser unziemliche Ausdruck hat während der Streitigkeiten der beiden Kirchen über die Ausgießung des heiligen Geistes den Occidentalen Veranlassung zu vielem Spott gegeben.

Ebenda. „Das Abendmahlsbrot verwandelte sich in eine sichtbare Jungfrau.“ Siehe das „Heil der Sünder“ beim Leben des heiligen Pelagius.

Seite 136. „Der endlosen Messe, welche ein Auszug aus dem Auszug aus der Messe des heiligen Jakobus war.“ Die Liturgie des heiligen Jakobus dauerte volle sechs Stunden; da die Andacht der Gläubigen abnahm, verkürzte sie der heilige Basilius um die Hälfte, und der heilige Chrysostomus beschränkte die Liturgie des Basilius auf die heute übliche Zeit. Niemand hat jedoch nach ihm weitere Neuerungen vorzunehmen versucht, so daß unter allen zivilisierten Völkern wir Griechen allein noch eine zweistündige mittelalterliche Messe haben, welche wir vielleicht einmal im Jahre hören.

Ebenda. „daß sie Unterhosen trugen, was von den Orientalen als eine unverzeihliche Weichlichkeit angesehen wurde.“ Der Kardinal Humbert tadelt in seiner Antwort auf einen Brief des Konstantinopeler Patriarchen Michael Cerularius die Griechen, weil sie die Frauen während der Reinigung vom „heiligen Tische“ fernhielten und die Priester exkommunizierten, welche Unterhosen trugen. Siehe Picart, *Cérémon. rélig., tom. III p. 83* der Amsterdamer Folioausgabe von 1733.

Ebenda. „die Bilder anzuspeien oder eine Nonne zu heiraten.“ Siehe das „Neue Paradies“ beim Leben des Theodorus Studites.

Seite 137. „Pater Matthäus, aus dessen Munde infolge des übermäßigen Fastens Würmer krochen.“ „Einige verstiegen sich zu solcher Enthaltsamkeit, daß aus dem Munde des Matthäus wegen des übergroßen Fastens Würmer krochen“ (Sozomenus, Kirchengeschichte, S. 1392). Über Meletius, Paphnutius, Nikon und andere

siehe die „Lebensbeschreibungen der Heiligen von Symeon“ oder das „Neue Paradies“ beim Leben eines jeden der erwähnten Heiligen.

Ebenda. „Über die Kynokephalen und Satyrn, welche mit dem heiligen Antonius zusammenlebten“ usw. Während der heilige Antonius in der Thebaïs als Einsiedler lebte, befreundete er sich mit einem ziegenfüßigen Satyrn, welchen er in den Wahrheiten der christlichen Religion unterwies; der dankbare Satyr brachte dem Heiligen als Entgelt für den Unterricht Datteln. Siehe das „Leben des heiligen Antonius“ vom heiligen Hieronymus, S. 36. Auch der heilige Augustinus erzählt von Dryaden, Sirenen, Satyrn usw., welche das Christentum annahmen. Siehe *Rémusat, Des races humaines, p. 83 ff.*

Seite 138. „Drei Eunuchen vom byzantinischen Hofe.“ Der verschnittenen Prälaten gab es in jener Epoche so viele, daß der Gesandte Ottos, Liutprand, glaubte, die Bezeichnung Eunuch sei ein Ehrentitel der griechischen Bischöfe.

Ebenda. „Er bot dem Bilde der Madonna ein Stück Brot dar“ usw. Diese Sitte, der Madonna die erste Portion anzubieten, blieb bei den Mönchen der Athosklöster bis zum 17. Jahrhundert erhalten. Sobald die Mönche zum Speisen versammelt waren, schnitt der Abt ein Stück Brot ab, welches auf einem silbernen Teller dem auf einer Konsole nahe dem Tische stehenden Madonnenbilde präsentiert wurde. Siehe die Beschreibung einer Reise in Griechenland von dem Engländer Covel, Bd. V S. 1. Diese Gewohnheit erscheint mir als ein Erbstück von den Heiden, welche an die Anwesenheit der Götter bei Gelagen glaubten. Nach Ovid *mos erat et mensae credere adesse deos,* und Vesta oder Hestia erhielt stets den ersten Bissen:

Fert missos Vestae pura patella cibos (Ovid, Fasti, lib. V).

Ebenda. „Es verbreitete sich ein appetitlicher Geruch von Knoblauch und Schnittlauch.“ Die Beschreibung der Speisen ist dem Gesandtschaftsbericht des Bischofs Liutprand von Kremona entnommen, welcher nach Konstantinopel an Nicephorus Phokas als Gesandter geschickt worden war und die Sitten, Bekleidung, Gelage usw. am byzantinischen Hofe eingehend beschreibt. Dieses merkwürdige Schriftchen findet man in der Chronik des Baronius

und dem Sammelwerk *Rerum Italic.* von Muratori. Eine griechische Übersetzung dieses Berichtes hat Zampelius in seinen byzantinischen Studien, S. 515, gegeben.

Ebenda. „den mit Pech, Gips und Harz vermischten Wein.“ Der größte Vorwurf Liutprands gegen die Byzantiner ist die schlechte Qualität und die Verfälschung des Weines mit Gips und Harz; die Sitte, den Wein mit Pech, Gips, Harz oder Meerwasser zu vermischen, ist bei den Griechen sehr alt, welche „dem Weine Meerwasser zugießen, während die dem Meere fern Wohnenden gebrannten zakynthischen Gips zusetzen“ (Plutarch).

Seite 140. „Sie fingen an, ihre Wundertaten zu rühmen“ usw. Alle diese Wunder sind fast wörtlich aus den griechischen Legenden abgeschrieben. Siehe Rettung der Sünder, Paradies, Kalokärini und andere derartige Schriften bei den Lebensbeschreibungen der im Text erwähnten Heiligen.

Seite 141. „ob sie glaubten, daß sich das Brot und der Wein wirklich in den Leib und das Blut des Heilands verwandelten“ usw. Zwischen den Katholiken und Protestanten existiert eine lebhafte Kontroverse über die Frage, ob die Griechen an die wirkliche Anwesenheit des göttlichen Leibes in der geweihten Hostie glauben, und Hunderte von Bänden sind darüber geschrieben worden. Soweit ich zu verstehen vermochte, besteht der Unterschied zwischen Katholiken und Orientalen darin, daß die Katholiken glauben, nach der Konsekration hören Brot und Wein auf dies zu sein und verwandeln sich wie durch einen Zauberstab in Leib und Blut des Heilands, während wir Griechen glauben, daß zur Wesenheit des Brotes noch die des göttlichen Leibes hinzukommt, und wir halten das Abendmahl für eine das Fasten unterbrechende Nahrung, die der Verdauung unterliegt, weshalb uns auch die Katholiken *stercoranistae* nennen. Siehe Germanus: „Mystische Theorie“ und Elias Tantalidis: „Widerlegung der Papisten.“ Vgl. Picart, *Dissert. sur la transsubstantiation des Grecs, p. 89.*

Ebenda. „Wie die Sonne am Himmel, ihr Licht und ihre Wärme auf der Erde, so befindet sich der Leib Christi bei der Kommunion im Brot und Wein.“ Diese geistreiche Antwort gab der Bischof von Salona dem englischen Reisenden Wheler, welcher ihn eindringlich fragte, was die Griechen von der

Transsubstantiation glaubten. Siehe Wheler, *Travels in Greece, I p. 159.*

Ebenda. „Das Brot ist der tote Leib des Heilands selbst und unser Magen sein Grab“ usw. Einen solchen Vergleich wandten die byzantinischen Theologen im Mittelalter an, um den Gläubigen das Geheimnis der Transsubstantiation zu erklären. Siehe Zonaras bei Picart, S. 93.

Seite 142. „Daß man die Katzen Lebendgebärerinnen nenne, so daß sie fürchteten, den Ohren der Gläubigen ein Ärgernis zu bereiten und den Heiden Veranlassung zu geben, die Gottesmutter mit Rhea zu vergleichen wie die Anhänger der Hypatia.“ Nestorius war der erste, der die göttliche Natur Jesu von der menschlichen trennte, und gegen die von den Arianern auf die Madonna angewandte Bezeichnung „Gottesmutter“ protestierte. Trotz Nestorius haben die Orthodoxen diese Benennung angenommen. Der heilige Isidor von Pelusium (Buch IV, Brief 57) verspottet diese lächerlichen Streitigkeiten der damaligen Priester, welche „sich aus Ehrgeiz den Anschein geben, als wären sie über eine göttliche und jenseits menschlicher Vernunft liegende Sache uneins.“ Den Brief der Schüler der Hypatia, in welchem sie die „Gottesmutter“ durch die Vergleichung mit Rhea verspotten, siehe im 4. Bande der Konzilien, S. 484. Vgl. auch das Lexikon von Bayle unter „Nestorius“.

Seite 143. „Es war die Stunde, in welcher Geister unbußfertig Gestorbener“ usw. Man nannte die in den Kirchenbann Getanen und unbußfertig Gestorbenen Tympanitiker. Ihr Körper wurde hart, und ihre Bauchhöhle klang wie eine Trommel *(tympanon)*, daher der Name. Sie stiegen nachts aus dem Grabe und taten den Lebenden Böses; ihr Körper konnte in der Erde nicht verwesen, bevor das Herz herausgenommen und verbrannt war. Siehe den Brief von Leon Allatius: *De quorundam Graecorum opinationibus* und Chr. Angelos, Kap. 25, bei Picart.

Ebenda. „Sie sahen eine Herde eselsköpfiger Heidengespenster“ usw. So nannten die Griechen im Mittelalter imaginäre Ungeheuer mit Eselsköpfen und Affenschwänzen, welche an den Kreuzwegen den Mond verehrten und sich von Schlangen und Insekten nährten. Einige Kirchenschriftsteller haben behauptet, diese Ge-

schöpfe seien Juden, die von den Toten auferstanden seien, um den Messias zu suchen. Siehe den obenerwähnten Brief von Allatius, Kap. 2 und die Kanones Johannes des Fasters, S. 88.

Seite 144. „Jene Stadt voll Götzenbilder, deren bloßer Anblick nach dem heiligen Gregor den Christen gefährlich war“ usw. „Schädlich ist Athen den Seelen der Frömmsten; denn es besitzt einen schlimmen Reichtum, die Götzenbilder“ usw. Rede an Basilius, Kap. 29.

Seite 145. „Wer ein Schaf zu einem Familienfest schlachtete oder sein Schlafzimmer räucherte, wurde als Zauberer oder Götzendiener angeklagt“ usw.

Beim Beginn des Mittelalters, unter Valens, Valentinian und Theodosius wurde im Orient eine wahre „heilige Inquisition“ errichtet, deren Grausamkeiten, Verfolgungen und Schlächtereien den spanischen Ketzerrichtern in nichts nachstehen. Letztere verfolgten bloß Individuen wegen Irrglaubens, während die orthodoxen „Sophronisten“ im Orient sich vornahmen, die Hellenisten und Philosophen sämtlich vom Erdboden zu vertilgen. Die Stellen aus zeitgenössischen Schriftstellern über sie schließen jede Spur von Zweifel aus und erregen Unwillen und Schauder gegen diejenigen, welche gekommen waren, „das Schwert und nicht den Frieden zu bringen.“ Ich führe sie unverkürzt an, da sie wenig bekannt, dabei aber der größten Beachtung wert sind.

Von dem christlichen Chronographen Sozomenus, den gewiß niemand der Verleumdung seiner Glaubensgenossen zeihen wird, erfahren wir, daß „in jener Zeit beinahe sämtliche Hellenisten zugrunde gegangen wären, da den einen der Feuertod, den andern die Hinrichtung durchs Schwert zugedacht war. In ähnlicher Weise fanden wegen derselben ‚Schuld‘ die hervorragenden Philosophen im ganzen Reich den Untergang. Aber auch den Nichtphilosophen, die nur die Kleidung der Philosophen trugen, drohte die Ermordung; aus keinem andern Grunde, als weil sie safrangelbe Mäntel trugen, mußten sie in Furcht und Angst schweben.“ (Sozomenus, Kirchengeschichte, Buch VI, Kap. 35.)

Zosimus schildert in fürchterlichen Farben die Verfolgung der Philosophen unter Valentinian. „In maßlosem Zorn entbrannte der Kaiser gegen die als Philosophen anerkannten oder durch

sonstige wissenschaftliche Bestrebungen ausgezeichneten Männer. Überall ertönten Seufzer und allgemeine Wehklage; die Gefängnisse waren voll von unschuldig Eingekerkerten. Die Denunzianten waren frei von jeder Gefahr, ihre Opfer dagegen wurden teils ohne jedes Beweisverfahren zum Tode verurteilt, teils verloren sie ihr Vermögen und sahen Weib und Kinder der schlimmsten Not preisgegeben. Sie waren sämtlich durch Wissen hervorragend und wurden mehr aus Mißgunst als durch gerechten Richterspruch verurteilt. Von Pöbelhaufen begleitet drangen die Denunzianten in die Häuser ein, plünderten und schleppten ihre Opfer vor die Richter, die ohne Richterspruch das Todesurteil fällten. Der Schlimmsten einer war ein gewisser Festus; ihn ernannte der Kaiser, da er wohl wußte, daß jener zu jeder Grausamkeit fähig war, zum Prokonsul von Asien, damit kein Gelehrter übrigbliebe. Der Anschlag gelang auch nur zu gut. Festus zog alle vor Gericht; die einen ließ er ohne Richterspruch töten, die übrigen zwang er zur Flucht außer Landes" (Zosimus, Geschichte, Buch IV, S. 218 der Ausgabe von 1676).

Libanius in seiner Rede: „Für die Heiligtümer", diesem Schwanengesang des sterbenden Hellenismus, rührt den Leser zu Tränen, wenn er die Leiden der unglücklichen, von den Mönchen ausgeplünderten Bauern schildert. „Wie ein reißender Bergstrom ergießen sie (die Mönche) sich über das Land und berauben die Bauern zum Nutzen der Kirche; die einen beschuldigen sie der Feindschaft gegen die Heiligen, während sie andern Unglücklichen die Ernte und das Vieh wegnehmen. Manchen genügt auch das nicht, und sie konfiszieren Ländereien unter dem Vorwand, es sei Kirchengut; so sind viele Bauern unter unwahren Angaben ihrer Habe beraubt worden. Die Mönche mästen sich, indem sie, wie sie sagen, durch Fasten Gott ehren. Wenn sie hören, daß auf einem Grundstück etwas Wertvolles sich befindet, dann kommen die ‚Sophronisten' — diesen Namen führen nämlich die Räuber — in hellen Haufen und plündern. Manche von ihnen suchen unentdeckt zu bleiben und leugnen, wenn sie eine Schandtat begangen haben; nennt man sie aber Räuber, so wird man Beleidiger genannt" usw. (Libanius, Rede S. 167 u. 168 bei Reiske). Nicht weniger belastend ist das Zeugnis von Ammianus Marcellinus,

welches wir in genauer Übersetzung anführen. „Es genügte die Anklage von seiten eines übelwollenden Spions, jemand habe ein Amulett gegen das Fieber um den Hals getragen oder sei in der Nähe eines Grabes oder einer Ruine gesehen worden, um als Nekromant oder Götzendiener zum Tode verurteilt zu werden. Von den fernsten Enden des Reiches wurden Bürger jedes Alters und Standes in Ketten herbeigeschleppt; die einen starben unterwegs, die andern in den Gefängnissen; die Überlebenden wurden nach Skythopolis, einer in Palästina gelegenen Stadt, geschickt, wo Folter und Schafott ihrer warteten. Der erste, den man folterte, war Simplicius, nach ihm Parnasius, dann Androniskus" usw. *(Ammian. Marcell. XIX, 122.)*

Dies alles sollte, meine ich, die Kirchenschriftsteller etwas gemäßigter machen, wenn sie gegen die Grausamkeit der Heiden reden, welche nur Verschwörer und Beleidiger ihrer Religion bestraften, und wir Orthodoxe sollten nicht so heftig gegen die Westeuropäer eifern, indem wir ihnen die Schlächterei in der Bartholomäusnacht und die Inquisition ins Angesicht schleudern, da sie hierin doch nur das Beispiel der Byzantiner nachgeahmt haben.

Ebenda. „Die der Altäre beraubte Stadt glich dem von Odysseus geblendeten Polyphem." Diesen Vergleich habe ich dem Libanius entlehnt: „ein Platz, von dem man ein Heiligtum vertilgt hat, der ist geblendet und die Seele gemordet."

Seite 146. „Athen war die Bezugsquelle von Frauen für die byzantinischen Kaiser" usw. Bekanntlich waren die Kaiserinnen Irene und Theophano im 9. Jahrhundert Athenerinnen.

Ebenda. „Die Frauen erhoben ihre Augen zu den Parthenonreliefs und brachten Kinder zur Welt, die diesen Kunstwerken glichen. Empedokles (bei Plutarch) meint, die Kinder bildeten sich entsprechend der Phantasie des Weibes während der Empfängnis; denn oft versahen sie sich in Kunstwerke und Bildsäulen und gebaren diesen ähnliche Kinder.

Ebenda. „Bischöfe, die ihren täglichen Lauch einkauften." Über den Geiz und die Schmutzigkeit der damaligen Priester im Orient siehe den Gesandtschaftsbericht von Liutprand, der die Gewohnheiten des Bischofs von Leukas aufs ergötzlichste schildert.

Seite 147. „um durch Töpfe voll Honig Schüler anzulocken“ usw. Synesius (Brief 136) legt den Lehrern auf dem Hymettus den Namen „Imker“ bei, da sie sich zu gleicher Zeit mit Unterricht von Schülern und Bienenzucht beschäftigten.

Seite 149. „Aristoteles bot seinen Rücken der Kleophila, der er als Reitesel diente“ usw. Der einzige in den Schulen des Mittelalters bekannte Philosoph war Aristoteles. Die damaligen Rhapsoden haben in dem Bestreben, die Allgewalt der Liebe darzustellen, ein Märchen ausgesonnen, nach welchem dieser Fürst der Philosophen, in Kleophila verliebt, sich auf ihr Verlangen dazu verstanden habe, sich einen Sattel auf den Rücken und einen Zügel in den Mund legen zu lassen. Die undankbare Kleophila, anstatt von einer solchen Selbstdemütigung des armen Philosophen gerührt zu sein, sei auf seinen Rücken gestiegen und habe ihn so angeschirrt auf einem Umwege mit Sporenstößen zu seinem Schüler Alexander geleitet, welcher sich beeilte, seinem Lehrer ein Bündel Stroh vorzuwerfen. Diese Anekdote schien uns witzig und zugleich auch eine große Wahrheit zu lehren, daß es nämlich den meisten Weibern, wie der Kirke des Altertums, Vergnügen macht, ihre Liebhaber in Tiere zu verwandeln. Da wir leider den *Fabliau d'Aristote* nicht ausführlich mitteilen können, verweisen wir den Leser auf die Sammlung von Legrand und die *Proverbes* von Quitard (p. 245).

Seite 156. „Das Schiff kam aus Italien und gehörte dem Bischof Wilhelm dem Kleinen von Genua.“ Dieser Bischof ist historisch; er hatte den Bischofsitz von Genua von 821 bis 860 inne (siehe Bima, *Cronol. dei vescovi di Genova, p. 231*). Bezüglich der Gewohnheit, Stücke der Hostie ins Meer zu werfen, um die Stürme zu beruhigen, siehe *Passe-partout de l'Eglise romaine, p. 171*.

Seite 157. „wie die französischen Könige die Krankheiten ihrer Untertanen durch einfaches Handauflegen heilten.“ Man glaubte tatsächlich, die französischen Könige hätten das Privileg dieser Wunderkraft, welches die ernstesten französischen Schriftsteller erwähnen. Der gelehrte Deutsche Choulant hat ein umfangreiches Werk in Großquart herausgegeben unter dem Titel: „Die Heilung der Skrofeln durch Königshand“, Dresden 1833. Siehe auch das Werk von Maury: *La Magie etc.* S. 391.

Seite 158. „Keine von den Heiligen droben stieg herab, um ihm zum Troste ihre Lippen zu bieten, wie Bacchus der Ariadne."

At parte ex alia florens volitabat Iacchus
Te quaerens, Ariadne, tuoque incensus amore etc.
(Catull. Epithal. Pelei v. 252.)

Ebenda. „öffnete mit einem Messer die Brust des Schlafenden, nahm das Herz heraus" usw. Als die heilige Katharina Jesum bat, ihr ein sündenreines Herz zu geben, erhielt sie von ihm im Schlafe ein Herz aus durchsichtigem Kristall. Siehe *Curios. théolog.* Etwas Ähnliches erzählen auch die Türken von Mohammed, dessen Brust zwei Engel öffneten, während er schlief, das Herz herausnahmen, von jeder Sünde reinigten, es wieder an seine Stelle setzten und die Wunde schlossen. Siehe *Renan, Origine de l'Islamisme, p. 243.*

ANMERKUNGEN ZUM IV. TEIL.

Die vorausgeschickte lange Einleitung über die Zustände in Rom während des 9. Jahrhunderts macht ausführliche Anmerkungen zu diesem Teile überflüssig. Unter Verweisung auf die in der Einleitung erwähnten Schriftsteller beschränken wir uns daher auf das Notwendigste.

Seite 161. „Lord Elgins Lehrer, Karl der Große, hatte die Tempel geplündert" usw. Über die Verstümmelungen der antiken Tempel in Rom durch die Abgesandten Karls, welche Säulen und Reliefs nach Aachen zur Ausschmückung der dort zu erbauenden Kirche schickten, siehe *P. Rota, Storia dell' architettura ital. del secolo sesto al decimo.* Über die Unschönheit der von den damaligen Päpsten erbauten christlichen Kirchen siehe *Ranelli, Storia delle arti italiane, liv. I.*

Seite 162. „Scharen betrunkener Christen tanzten“ usw. Fast wörtlich dem 32. Briefe des heiligen Bonifatius an Papst Zacharias im XIII. Band der *Bibliotheca Patrum.*

Seite 163. „Die Gelehrsamkeit unserer Heldin glänzte in diesem Geistesdunkel gleich einem Leuchtturm im Nebel“ usw. Über die krasse Unwissenheit, welche damals in Italien herrschte, siehe Tiraboschi und Muratoris Dissertation: *De statu litterarum in Italia* (Mailänder Ausgabe, Bd. IV S. 185).

Seite 164. „Ihre ganze Wertschätzung verdankte sie ihrer Beredsamkeit.“ Dies sowie das folgende über Johanna Gesagte ist historisch. *Bonarum artium praeceptores Athenis audiendo (Iohanna) tantum profecit, ut Romam veniens paucos in sacris litteris haberet pares; ea quippe legendo, disputando docendoque tantam benevolentiam et gratias sibi comparavit, ut mortuo Leone in eiusdem locum omnium consensu Pontifex crearetur (Stella, vit. Pontific. ad annum 852).* Nauklerus berichtet in der Kölner Chronik, daß sich die meisten der damaligen hervorragenden Männer gerühmt haben, Schüler des Pater Johannes gewesen zu sein.

Seite 169. „Es gibt in der Hölle Tage, an denen die Qualen der Verdammten unterbrochen werden.“ Nach dem christlichen Dichter Prudentius ist die Höllenstrafe nicht ewig, sondern ihre Dauer richtet sich nach der Größe und Menge der Sünden. Außerdem löschen die Teufel an den hohen Festtagen das Feuer aus und hören auf, die Seelen der Verdammten zu quälen.

Sunt et spiritibus saepe nocentibus
Poenarum celebres sub Styge feriae,
Illa nocte sacer qua rediit Deus etc.

(Apud Picart, tom. III, v. 39, Amstel 1733.)

Seite 170. „es kam König Ethelulph“ usw. Diese Romreise des englischen Königs im Jahre 854 erwähnen Matthäus von Westminster, Brompton und alle Historiker, während die Dokumente, welche England als Vasallen des päpstlichen Stuhles anerkennen, in der Sammlung der Konzilsakten von Wilhelm von Malmesburg veröffentlicht worden sind.

Seite 171. „Über ein Weib gibt es kein gutes Zeichen.“ In der Vulgata heißt es: *Super mulierem nequam bonum est signum.*

Der Setzer hatte aber *nunquam* statt *nequam* gesetzt, und der sich aus diesem Versehen ergebende Sinn erschien uns so amüsant und geistreich, daß wir ihn haben erhalten wollen.

Seite 175. „Sie setzte vierzehn Bischöfe ein“ usw. *Elle conféra les saints ordres, fit prêtres et diacres, ordonna évêques et abbés, consacra temples et autels, et fit toutes les autres choses que les papes sont accoutumés de faire (Du Haillan, Hist. de Fr., édit. de Paris p. 276, apud Lenfant).*

Seite 176. „Die Äpfel von Eden enthalten statt Kerne Kanthariden.“ Siehe Bayles Lexikon unter dem Wort „Apfel“.

Seite 184. „die Heldinnen der Bibel, Sara, Rahel usw. waren bis ins Alter hinein unfruchtbar.“ In der heiligen Schrift werden Helden und Propheten gewöhnlich von betagten Eltern gezeugt, damit sie nicht als Früchte brünstiger Vereinigung, sondern als gottgesandte Geschenke erscheinen. Siehe Strauß, Leben Jesu, Bd. II S. 38.

Seite 186. „Sie führen die Wunder auf natürliche Ursachen zurück, wie Plato“ usw. Bei genauerem Zusehen hat es uns scheinen wollen, als neige Plato mehr zum System von Strauß, d. h. als betrachte er die mythologischen Wunder als geistreiche Märchen und verwerfe er jeden Versuch zu ihrer Erklärung als kindisch. Wir führen die ganze Stelle an, damit sich der Leser aus eigner Anschauung ein Urteil bilde. *Φαιδ. Εἰπέ μοι ὦ Σώκρατες, οὐκ ἐνθένδε μέν τοι ποθὲν λέγεται ὁ Βορέας τὴν Ὠρείθυιαν ἁρπάσαι; . . . καὶ σὺ τοῦτο τὸ μυθολόγημα πείθῃ ἀληθὲς εἶναι. Σωκρ. Ἀλλ᾽ εἰ ἀπιστοίην ὥσπερ οἱ σοφοὶ οὐκ ἂν ἄτοπος εἴην; εἶτα σοφιζόμενος φαίην αὐτὴν πνεῦμα Βορέου κατὰ τῶν πετρῶν σὺν φαρμακείᾳ παίζουσαν ὦσαι καὶ οὕτω δὴ τελευτήσασαν, λεχθῆναι ὑπὸ τοῦ Βορέου ἀνάρπαστον γεγονέναι . . . ἐγὼ δὲ, ὦ Φαῖδρε, ἄλλως μὲν τὰ τοιαῦτα χαρίεντα ἡγοῦμαι . . . εἰ δέ τις ἀπιστῶν προσβιβᾷ κατὰ τὸ εἰκὸς ἕκαστον, ἅτε ἀγροίκῳ τινὶ σοφίᾳ χρώμενος, πολλῆς αὐτῷ σχολῆς δεήσει, ἐμοὶ δὲ πρὸς ταῦτα οὐδαμῶς ἐστι σχολὴ κτλ. (Plato, Phaedrus, Lipsiae, tom. VIII p. 5.)* Auf Grund dieser Stelle erscheint mir Plato als Führer und Begründer unserer heutigen Schule der „Mythologen“, zu welcher Strauß, Müller, Renan u. a. gehören.

Ebenda. „Der der Madonna die Lilie überreichende Engel sei

ein verkleideter Soldat gewesen." Die Juden und ihre Anhänger, welche die aus der griechischen Mythologie entnommene Vorstellung von einem kinderzeugenden Gott nicht anzunehmen vermochten, haben das Märchen ersonnen, der der Jungfrau erschienene Engel sei ein Soldat, namens Panther, gewesen, der die List ersonnen habe, um mit ihr zu „verkehren". Siehe Talmudlegenden bei Eliphas Levi: *Livre des Esprits, p. 61.* Diese Erklärung hat auch die Schule der Rationalisten in Deutschland acceptiert. Letztere nehmen die Richtigkeit der Wunder des Evangeliums an, erklären sie jedoch aus natürlichen Ursachen. Strauß verwirft in der letzten Ausgabe seines Werkes mit berechtigter Entrüstung eine solche Auslegung der Evangelien, da sie weder die Gläubigen noch die Kritiker befriedige.

Seite 188. „der Tiber trat aus" usw. Alle diese Zeichen sind in jener Zeit tatsächlich in Rom erfolgt. Siehe die in der „Einleitung" erwähnten Chronographen. Vgl. Plutarch, Fabius Maximus, § 2.

Ebenda. „Schweigend wie die frommen Vögel von Jerusalem in der Passionswoche." Nach dem italienischen Reisenden Domenico Lassa (*Viaggio in Levante,* Bd. I) behaupten die griechischen Mönche in Palästina, daß während der Passionswoche die in den Klöstern nistenden Vögel schweigend und traurig sind, ja sogar manche von ihnen nicht fressen.

Seite 190. „Würmer, Raupen und Flöhe unterlagen dem Kirchenbann." Die Exkommunikationen der schädlichen Tiere, die man als vom Teufel gesandte unsaubere Geister betrachtete, waren im Mittelalter ganz gewöhnlich. Siehe *Lecomte, Annal. Eccles. Francor., tom. VI,* welcher uns auch die unter solchen Umständen vom Priester ausgesprochenen Bannflüche erhalten hat; vgl. auch das „Neue Paradies" beim Leben des „gottseligen Klosterregens Theodosius, welcher die Heuschrecken, statt sie in den Bann zu tun, durch seine Beredtsamkeit bewog, die Ländereien der Orthodoxen nicht heimzusuchen.

Seite 192. „An der Spitze marschierten die Fahnenträger" usw. Die Beschreibung der Prozession ist fast wörtlich Gregor von Tours entlehnt, der eine ähnliche Feier unter Papst Gregor zur Abwehr einer ähnlichen Heimsuchung, einer Überschwemmung, von Schlangen usw. schildert. Siehe Geschichte der Franken XXX, 1.

Ebenda. „Sie erhielten den frommen Eifer der Gläubigen warm durch Bier und Quittenlikör.“ Der Quittenabsud war vor alters bei den Römern in Gebrauch, die ihm Zimt und andere Gewürze beimischten. Dieses besonders für Frauen bestimmte Getränk wird bei Plautus und Martial häufig erwähnt. Siehe *Histoire des Hôtelleries etc. p. 124.*

Ebenda. „Ein jeder sang die Lieder in seiner Sprache.“ Damit diejenigen, welche die Messe hörten, in der Kirche nicht redeten, ließ der heilige Cäsarius, Bischof von Arles, sämtliche Teilnehmer, ob musikalisch oder nicht, mit lauter Stimme singen; da sich nun unter ihnen Griechen, Franken, Sarazenen und Franzosen befanden, von denen ein jeder die Lieder in seiner Muttersprache sang, so entstand ein sonderbarer vielsprachiger Mißklang. Siehe das Leben des Cäsarius in der *Histoire ecclésiastique* von *Guérin, tom. III, col. 1032.*

ANHANG

DIE PÄPSTIN JOHANNA UND DIE MORAL.

Briefe eines Agrinioten.

ERSTER BRIEF.

Agrinion, den 1. Mai 1866.

Geehrter Herr Redakteur!

Mein Name ist Sourlis; ich wohne in Agrinion, nit weit vom Fluß, und bin Abonnent Ihres geschätzten Blattes Avgi. Als ich jung war, ging ich nach Padua, um Medizin zu studieren, und kehrte darauf hierher zurück, wo ich mich verheiratete und seit 37 Jahren ansässig bin. Aber der liebe Gott hat mir halt keine Patienten und keine Kinder geschenkt; vor zwölf Jahren hat er mir auch meine Frau genommen und, damit ich nicht ungehudelt bleibe, an ihrer Stelle einen gehörigen Rheumatismus geschickt, der mich gelähmt hat. Jetzt kraxele ich an Krücken umher. Weil ich aber ein frommes Mannsbild bin, danke ich alle Tage dem grundgütigen Gott, weil er mich lahm gemacht hat, denn so hunkele ich vielleicht später in meine letzte Behausung. Meine einzige Gaudi ist mein Gütle, das mich ernährt, Ihre Zeitung und mein Bücherschrank. Dadrin habe ich nach der Gewohnheit der Doktoren, die in Padua studiert haben, mehr Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen als Mediziner: Plato, Dante und Virgil, die ich bewundere und wie Heilige verehre und darum nie aufschlage, außerdem den Catull, Ariost, Byron und andere kleinere Geister, deren Gesellschaft ich der meiner lieben Agrinioten vorziehe. Diese nennen mich deshalb einen Menschenfeind, was aber eine schwarze Verleumdung ist. Denn ich liebe die Menschen so sehr, daß, hätte ich Geld oder wenigstens gesunde Füße, ich keinen Augenblick in Agrinion bliebe. Doch lassen wir nun die

Agrinioten und kommen zur Sache. Ich sagte Ihnen also, geehrter Herr Redakteur, daß ich eine hübsche Bibliothek besitze und die meiste Zeit mit meinen Büchern verbringe. Im Frühjahr, wenn die Sonne angenehm ist, lese ich im Wohnzimmer meines Häuschens; im Sommer, wo ihre Strahlen gar zu heiß sind, suche ich im Schatten einer alten Platane eine Zuflucht, deren überflüssige Zweige mir im Winter Wärme geben; daher gibt mir dieser Baum, je nach den Umständen, Kühlung oder Wärme, wie der Hauch des Äsopischen Satyrs. Alles das erzähle ich Ihnen, Herr Redakteur, um Ihnen zu beweisen, daß ich, wenn ich auch Sourlis heiße und in Agrinion wohne, doch ein belesener Mann und wohl imstande bin, über Literatur vielleicht besser zu urteilen, als viele Journalisten und Gelehrte Ihrer Hauptstadt, welche von früh bis abends schreiben und lehren, um ihr Brot zu verdienen, und keine Zeit haben ein Buch aufzuschlagen und deshalb ... Aber meine Vorrede wird zu lang, während Ihr Raum beschränkt ist; da will ich denn lieber auf mein Thema zu sprechen kommen.

Ein mir befreundeter Athener, dem ich mehrere Oka gelben Tabak von Agrinion geschickt hatte, sandte mir als Gegengeschenk ein neuerschienenes Buch, betitelt „Päpstin Johanna" und In ihrer geehrten Druckerei gedruckt. Um mir zu zeigen, wie wertvoll sein Geschenk, d. h. daß mein Tabak gut bezahlt sei, hatte er das Buch in einen Haufen Zeitungen eingeschlagen, Chartis, Wahrheit, Independence, Wiedergeburt, Avgi, Ethnophylax, Eintracht, Byzantiner, Schmetterling usw. usw., welche das Werkchen als geistreich, sehr unsittlich, anmutig, schmutzig, äußerst gelehrt, unwissenschaftlich, reizend, abgeschmackt, liebenswürdig, infam bezeichneten und einen ganzen Haufen sonstiger Beiwörter anwandten, die nicht unter einen Hut zu bringen waren. In dem Kuvert befand sich auch eine Enzyklika des hochwürdigsten Bischofs von Karystia, Makarius, welcher mit der den Geistlichen eigentümlichen evangelischen Mäßigung den Verfasser „ein Werkzeug des Satans und einen Bösewicht", das Buch „pestilenzialisch, verderblich, eine Natter, geeignet ein ganzes Haus zu vergiften" usw. nannte. Außerdem lag noch eine zweite Enzyklika mit den Unterschriften der fünf Mitglieder der Synode bei, die

man in den Kirchen verlesen und in der man den Gläubigen die Lektüre der lästerlichen Schrift verboten hatte, damit sie nicht moralischen und — körperlichen Schaden litten. Alles dies stachelte — um Ihnen die Wahrheit zu sagen — meine Neugierde aufs höchste an, und nachdem ich mir lange den Kopf zerbrochen, wie ich so viele Lobeserhebungen und so viele Schmähungen, so viel Weihrauch und so viel Schmutz vereinigen sollte, welche die Presse und die Kirche über das Buch ergehen ließen, beschloß ich, es auch zu lesen, um mir mit meinen eigenen Augen und mit meinem eigenen Verstand ein Urteil zu bilden. Die Lektüre war vielleicht eine Sünde nach dem einmal ausgesprochenen Verbot der Kirche. Aber wenn ich aus Neugierde wie unsere erste Mutter strauchelte, so trägt der Heilige von Karystia die Schuld, der mich in Versuchung geführt hat; wenn ich Eva war, so war er die Schlange, die mich mit den langen Windungen der mönchischen Beiwörter täuschte.

Ich habe also ebenfalls die „Päpstin" gelesen und will Ihnen nun, wenn Sie erlauben, nicht über das Buch, sondern über die Moral im allgemeinen meine oder vielmehr die Meinung meiner Bibliothek sagen. Gar oft habe ich, Herr Redakteur, über die Gelehrsamkeit und noch mehr über die Kühnheit der Gelehrten und besonders der Zeitungsschreiber in Ihrer Residenz gestaunt, welche ohne Zuhilfenahme eines anderen Auskunftsmittels alles was sie sagen, aus ihrem weisen Kopfe herausnehmen. Sie reden über Geschichte, ohne auch nur ein Zeugnis anzuführen, über Verfassung und Staat, über Entsetzungen und Todesstrafe, über Ethik und Philologie, ohne überhaupt zu prüfen, ob auch andere über Dinge dieser Art gesprochen haben. Vor mehreren Monaten erwähnten Sie in Ihrem geschätzten Blatte mit Verwunderung, daß ein gewisser K. Rigopoulos, vom heiligen Geiste inspiriert, es fertig gebracht habe, Renan zu widerlegen, ohne ihn überhaupt gelesen zu haben. Die Tatsache ist an sich wunderbar, ich leugne es nicht; aber noch wunderbarer ist Ihre Verwunderung und Ihr Erstaunen, denn Sie sehen tagtäglich so viele Rigopoulos, daß Sie schon längst an solche Wunder gewöhnt sein müßten. Der unbedeutendste von Ihren Zeitungsschreibern ist in seiner Art ein von Gott erleuchteter Prophet, der über Dinge redet und ent-

scheidet, die er nie kennen gelernt hat. Ich weiß nicht, welcher Philosoph im Hinblick auf die Bewohner Ihrer Residenzstadt gesagt hat:

O Athen, einst hochgeschätzt,
Wieviel Esel birgst du jetzt!

Aber diese Verschen kommen mir nicht richtig vor, einmal, weil man niemanden beleidigen soll, und zweitens, weil der Dichter statt Esel hätte sagen müssen Propheten, von Gott inspirierte Männer, fähig über alle bekannten Dinge und noch einige andere zu reden, aller Weisheit Meister, ohne doch der Sünde anheimzufallen, von der verbotenen Frucht der Erkenntnis zu essen. Ich für meine Person verehre solche Menschen, ich preise sie selig, ich bewundere sie als seltene und merkwürdige Geschöpfe, eine Gattung, die in allen Teilen der Welt ausgestorben ist und nur noch in Griechenland vorkommt; aber ihnen nachzuahmen habe ich weder die Fähigkeit noch den Mut. So wie ich nicht ohne Krücken gehen kann, so kann ich auch ohne Bücher nicht kritisieren. Bevor ich meine Meinung über irgendeine Frage aussprече, will ich erst wissen, wie Aristoteles, Kant und Hegel darüber gedacht haben, wenn der Gegenstand philosophisch ist, der heilige Basilius, Luther und Renan, wenn es sich um Theologisches handelt, Athenäus und Savarin, wenn die Rede von der Kochkunst ist. Diese Art scheint mir vernünftiger und sicherer für die Männer, denen Gott nur Gehirn und Bücher gegeben hat. Die andere Art hingegen, nämlich daß man sein Urteil abgibt, ohne sich darum zu kümmern, was die andern gesagt haben, paßt nur für die Genies und die Narren. Genie und Wahnsinn sind nach der Ansicht vieler Physiologen verwandt und haben deshalb dieselben Privilegien; sie sagen, was ihnen in den Sinn kommt, und ihre Aussprüche sind Orakel der Pythia, welche, wie viele alte Schriftsteller erzählen, ebenfalls an einer Art von Wahnsinn litt, wenn sie orakelte. Aber wie große Vorrechte man auch den Geniemenschen und den Verrückten zuerkennen mag, so glaube ich nichtsdestoweniger — Sie erlauben mir doch diese wohlklingende Konjunktion? — daß viele Ihrer Kollegen, indem sie über Moral redeten, die Grenzen der erlaubten ... Originalität ein wenig überschritten haben. Nachdem z. B. die Zeitung Chartis

den Witz, die elegante Schreibweise, die attische Grazie und die übrigen Vorzüge des Verfassers der „Johanna" bis zu den Sternen erhoben hat, klagt sie ihn an, die unanständige Romantik der Franken in Griechenland eingeführt zu haben, deren Begründer nach dem Chartis Piron und Parny sind, während doch diese Männer längst tot waren, als Hugo und seine Genossen die Romantik erfanden. Weiter unten finden wir die Bemerkung, Napoleon habe die Kraft der Freiheit verschönt, und zum Schluß vermutet der Artikelschreiber, der Verfasser werde bei der Lektüre seines Artikels lachen; das zu glauben, wird auch mir nicht schwer, außer wenn etwa Herr Rhoidis an chronischer Hypochondrie leidet. Nach dem Chartis schlug ich den Ethnophylax auf, welcher wünscht, die Kirche möchte wieder eine Epoche der Märtyrer erleben! Das wird freilich meines Erachtens schwerlich geschehen; ich glaube nämlich, wenn man dem geehrten Redakteur Anagnostopoulos den Vorschlag machte, ihn zum Märtyrer zu stempeln, indem man ihn z. B. röstete, pfählte oder briete, ich glaube, er würde nein sagen. Dann versichert derselbe Artikelschreiber, daß die Kreise der Jüngeren mit Abscheu jedem christentumfeindlichen Gedanken den Rücken kehren. Wäre das doch nur die Wahrheit; aber zum Unglück verschlingen die Kreise der Jüngeren 17 Auflagen von Renan, und ihre antireligiösen Stimmen sind so laut, daß man sie bis nach Agrinion hört. Ich habe auch die Artikel Ihrer Avgi gelesen; der Verfasser derselben meint, die „Johanna" habe den Vorzug, den Leser stundenlang zu beschäftigen, um alle ihre Reize auszukosten, weiter unten aber, das Buch sei schmutzig und fade; kommen Ihnen diese Redensarten nicht ein wenig widersprechend vor? Ein anderer Journalist verwechselt den altgriechischen Philosophen Pyrrhon, welchen der Autor der „Päpstin" erwähnt, mit dem französischen Dichter Piron, anscheinend weil er an die Seelenwanderung glaubt; wieder ein anderer ... aber das ist agriniotische Naivetät, wenn ich mich über die originellen Einfälle Ihrer Journalisten wundere. Das wäre beinahe dasselbe, als wollte ich mich über den Salzgehalt des Meerwassers, die Hörner der Ochsen oder die Flügel der Vögel wundern; jedermann würde sich über eine solche Entdeckung lustig machen, und er hätte recht. Nur einen Rat,

Herr Redakteur, möchte ich mir erlauben, Ihren Kollegen zu geben, der, wenn sie ihm folgen, sie unverwundbar wie Achilles machen wird. Seine Befolgung ist leicht; der Rat besteht darin, daß sie Tatsachen und Namen wie böse Riffe vermeiden, daß sie nicht Pyrrhon, Piron und Bonaparte in ihrer Ruhe stören, daß sie das gute Vorbild der „Wahrheit“ nachahmen, welche an der „Johanna“ das weiße Papier und den hübsch schwarzen Druck lobte. Wollen sie aber tadeln, dann mögen sie sich den Heiligen von Karystia zum Muster nehmen, welcher mit evangelischer Sanftmut den Autor der „Päpstin“ nicht anders als „Werkzeug Satans, Natter, unmoralisch, Bösewicht“ genannt hat, oder sie mögen es machen, wie der ehrenwerte Redakteur des „Sterns vom Orient“, Kalapodis oder Kalapodakis (Schönschuh) — ich kann mich nicht mehr genau auf den Namen besinnen —, welcher das Buch infam genannt hat. Und da gerade von Schuhen die Rede ist, so erinnert mich das an die Stiefeln und an eine Äußerung eines Freundes von mir, welcher vorgestern im Café Spyropoulos behauptete, die nützlichste Art, wie manche Leute ihre Tinte gebrauchen sollten, sei ihre Stiefel damit schwarz zu machen.

Aber mein Brief wird zu lang, während Ihre Spalten von dorischem Stil sind, d. h. kurz und für mein greisenhaftes Geplauder nicht ausreichend. Ich verschiebe daher die Fortsetzung oder vielmehr den Anfang dessen, was ich über die Moral zu sagen habe, auf das nächste Mal und bitte Sie, mich als Ihren ergebenen Diener und Abonnenten zu betrachten.

Dionysius Sourlis.

ZWEITER BRIEF.

Agrinion, den 10. Mai 1866.

Geehrter Herr Redakteur!

Ich habe Ihr Schreiben erhalten, in welchem Sie mir mitteilen, daß Sie meine Briefe separat drucken lassen wollen, zugleich aber, daß ich mich einer möglichst reinen, von Provinzialismen

freien Schreibart befleißigen und mich über niemanden lustig machen soll, selbst wenn er Zeitungsschreiber ist. Für einen Mann meines Alters ist das zwar eine unangenehme und harte Zumutung, eine neue Sprache zu er- und das Spotten zu verlernen, aber Ihnen zuliebe will ich's versuchen. Zum guten Glück habe ich bei einem Freunde die „politischen Studien" des ehrenwerten Herrn N. Saripolos, die „neue Schule" des Herrn P. Soutsos und einige andere Bücher moderner Schreibweise ausfindig gemacht und studiere dieselben seit mehreren Tagen, um mich in die Geheimnisse der guten Sprache einzuweihen. Jedoch verhehle ich Ihnen nicht, Herr Redakteur, daß ich mich, während ich in diesem Quell der Sprachreinheit bade, mit Besorgnis frage, wie Diogenes, wohin ich nachher gehen soll, um mich von dieser Reinheit wieder zu reinigen.

Wie ich Ihnen in meinem ersten Briefe schon geschrieben habe, ist es meine Absicht ein wenig von Moral zu reden. Aber lassen Sie sich durch dieses Wort nicht erschrecken; ich denke nicht daran, Ihnen Vorlesungen zu halten, denn meines Erachtens ist es die größte Immoralität, seinen Leser zu langweilen. Ich möchte Ihnen bloß durch Zeugnisse, die ich nicht aus meinem Kopfe, sondern aus meiner Bibliothek entnehme, beweisen, daß die Freiheit des Ausdrucks, die Kühnheit, die Unverschämtheit, die Gottlosigkeit, die Unverblümtheit oder wie es einige Pedanten Ihrer Residenz sonst getauft haben, überall, immer und von allen, von der Erschaffung der Welt bis heute, vom Prediger Salomonis bis zum Papa Perdikaris, als natürlich und notwendig für Schriften von der Art der „Johanna" betrachtet worden ist, wie der Knoblauch für die Knoblauchsauce, und nicht bloß natürlich und notwendig, sondern auch vom moralischen Standpunkte viel besser als die unanständige Prüderie, die der Moral viel gefährlicher ist, weil sie Unanstößiges zu Anstößigem stempelt.

Aber auch hier befinde ich mich, Herr Redakteur, in derselben Verlegenheit wie jemand, der zu beweisen sucht, daß die Sonne glänzend, die Mücken lästig und die Frauen kokett sind, lauter unbestrittene und handgreifliche Dinge, deren Nachweis überflüssig und lächerlich ist. Nicht minder überflüssig und lächerlich wäre es, wenn sich jemand bemühen wollte, wissenschaftlich

gebildeten Leuten klarzumachen, daß die Unverblümtheit bei den Satirikern ebenso notwendig ist, wie die Heuchelei bei den Pfaffen. Aber ich, Herr Redakteur, mache es nicht wie jene geschwollenen Gelehrten in Ihrer Hauptstadt, die aus Europa voll Weisheit und Stolz zurückkehrend in den Vorreden ihrer gelehrten Werke kundtun, daß sie die Menge verachten und nur auf das Urteil der Gebildeteren Wert legen und gelegentlich mit einem lateinischen Zitat, zum Beispiel:

Non ut miretur turba laborem

oder einem anderen christlichen Ausspruch dieser Art Staat machen. Im Gegenteil, ich meine, wie Jesus gekommen ist, nicht um die Gerechten zu erlösen, sondern die Sünder, so müssen auch die Schriftsteller nicht auf die Gelehrten, sondern auf die Ungebildeten Rücksicht nehmen, und wie jener nicht müde wurde, immer wieder Aussprüche wie: Liebet einander; was du an einem andern hassest, das tue nicht selbst; tut euren Feinden wohl, und andere nicht minder alte und oft ausgesprochene Gebote zu wiederholen, welche schon Konfuzius, Sokrates, Zeno, Cicero und andere Weise unzählige Male gegeben hatten, so sind diejenigen, welche für die heutigen Griechen schreiben, genötigt, klare und selbstverständliche Dinge oftmals von neuem zu sagen.

Wenn ich wollte, geehrter Herr Redakteur, so könnte ich die Reihe der Beispiele mit der heiligen Schrift beginnen, indem ich aus den Propheten, diesen heiligen Aristophanessen, wie sie Heine nennt, einige Beispiele von „Freiheit“ anführte, wie sie für die Satire paßt. Die Sprüche und der Prediger Salomonis, Sirach und Ezechiel bieten unnachahmliche Muster freier Ausdrucksweise, welche den Leser zwingen nicht nur zu erröten, sondern auch manchmal die Nase zuzuhalten. Aber ich lasse sie beiseite, einmal weil man nach dem vernünftigen Rate unserer heiligen Synode Göttliches nicht mit Niedrigem vermengen soll, dann aber, und das ist der Hauptgrund, weil ich durchaus nicht gewiß bin, ob die Schrift als ein moralisches Buch zu betrachten ist. Wenigstens ist die Zeit noch nicht lange vorüber, wo die Geistlichen die Lektüre derselben wie heute die der „Johanna“ verboten; wer nicht gehorchte, wurde exkommuniziert oder auch als Ketzer verbrannt, je nach dem Eifer der damaligen Heiligen von Karystia.

Sie erinnern sich, was alles vor ganz kurzer Zeit der arme Vamvas von dem orthodoxen Ikonomos zu hören bekam, als er die Übersetzung dieses gefährlichen Buches in die Umgangssprache unternahm. Denn dasselbe muß nach demselben Ikonomos erst kunstgerecht gekocht werden, damit es dem Magen der Gläubigen nicht schadet, ähnlich wie einige Pilze, damit sie ihre Giftigkeit verlieren.

Nach der heiligen Schrift kommen die Griechen, nach der Religion das Vaterland. Indes meinten auch diese, wenn ich mich nicht täusche, daß Freiheit der Ausdrucksweise für die Komiker notwendig ist. Wenigstens wetteifern Archilochus, Aristophanes, Theokrit und Lucian, wer es dem andern in Zoten zuvortut, welche selbst Aristoteles als ein notwendiges Übel anerkennen muß.

Aber auch die alten Griechen können nicht als Beispiele in dieser Angelegenheit dienen; denn die damaligen Sitten waren wesentlich anders als die heutigen; außerdem pflegten sich die Priester jener Zeit noch nicht in literarische Angelegenheiten einzumischen wie die Väter der heiligen Synode. Man darf sich daher nicht wundern, wenn unsere unglücklichen Vorfahren aus Mangel an solchen Aristarchen auf derartige Abwege gerieten. Aus demselben Grunde verzichte ich auch darauf, über die lateinischen Schriftsteller zu reden. Ich hoffe jedoch, Herr Redakteur, daß niemand, und sei er auch Journalist an einer Athener Zeitung, es wagen wird zu leugnen, daß die „Päpstin Johanna“, für wie unanständig man sie auch halten mag, in der Freiheit des Ausdrucks so hoch über den Meisterwerken eines Plautus, Horaz und Juvenal steht, wie eine Jungfrau in der Keuschheit über einer zum dritten Male verheirateten Frau.

Während die Satire in Rom auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung splitternackt kicherte, wurde in einem abseits gelegenen Dorfe von Judäa derjenige geboren, welcher das Antlitz der Welt verändern sollte. Religionen, Morallehren, Sitten und Gesetze, alles bekam ein anderes Aussehen. Aber die Satire wollte weder ihren lustig-liederlichen Anstrich noch ihre klassische Nudität aufgeben. Von den Heiden ging sie in die Hände der Kirchenväter über, welche nicht vermochten sie Anständigkeit zu lehren.

Tertullian, der heilige Basilius, der heilige Chrysostomus, Sankt Hieronymus, Sankt Augustin und die anderen Heiligen schilderten und verspotteten die Verderbtheit der Götzendiener; wenn mir Gott eine Tochter geschenkt hätte, ich würde ihr die satirischen Bücher dieser Heiligen nicht zu lesen geben. Einzelne Beispiele führe ich Ihnen hier nicht an, denn Sie finden so viele, wie Sie wollen, im Lexikon von Bayle und in den Anmerkungen zur „Päpstin", wo der Verfasser einen ganzen Abschnitt aus dem heiligen Basilius zitieren mußte, um seine Behauptung zu rechtfertigen, die Abhandlung des heiligen Bischofs von Cäsarea über Jungfräulichkeit scheine auf der Brust eines nackten jungen Mädchens geschrieben zu sein.

Während des Mittelalters, nach dem Einfall der nordischen Barbaren, paßte sich die Satire den Sitten der Sieger an und wurde ebenfalls barbarisch, indem sie den Witz, das attische Salz, die leichte Ironie und die übrigen Ingredienzen einbüßte, welche die Ungeschliffenheit jenes Zeitalters entbehrlich machte. Aber ihre Unverblümtheit und Freiheit behielt sie nach wie vor unverändert bei, denn ohne dieselben hätte sie nicht existieren können. „Der Reigen der Satiriker des Mittelalters", sagt eine Autorität auf diesem Literaturgebiet, „gleicht dem Zuge des Bacchus im Altertume; er besteht aus lachenden, brüllenden, allerlei Unfug treibenden Silenen, Satyrn und Faunen." In jenen blühenden Jahrhunderten des Glaubens und der Tyrannei, als Pfaff und Henker in brüderlichem Verein mit Behagen die Herde der Gläubigen schoren, war die Satire das einzige den Beherrschten übriggebliebene Recht der Wiedervergeltung von Unglimpf und Beleidigungen durch Spott. Der Spott des Mittelalters aber hatte weder Grenzen noch kannte er irgendwelche Scheu. Theologische Dogmen und politische Gesetze, Päpste und Könige, Konzile und Klöster, Männer und Weiber, sie alle zahlten dem öffentlichen Gelächter regelmäßig ihren Tribut, wie die Athener dem Minotaurus, aber kein Theseus wagte das Untier zu bekämpfen. Und während die geringste dogmatische Irrlehre in einem theologischen Buche durch den Holzstoß oder den Strick seine Sühne fand, hatten die Satiriker die Freiheit, Jesus auf die Bühne zu bringen und mit dem Satan Zoten wechseln zu lassen, den dicken Bauch

ihres Königs zu verspotten, die Klugheit des Papstes durch die bekannten Verse zu besingen:

Papa captus hunc vel hanc decipit,
Papa quid vult in letum recipit etc.

und Fürstinnen wie die Kirke des Altertums ihre Gatten in Ochsen, Böcke und andere gehörnte Tiere verwandeln zu lassen. Die Tyrannen und Pfaffen, welche ihren Untertanen jedes Recht genommen hatten, wagten es nicht, ihnen auch das Privilegium zu rauben, ihre Torheiten zu geißeln; diesen Ruhm haben sie den Mitgliedern unserer heiligen Synode vererbt. In dem allgemeinen Verfall der Menschenrechte war nur die Satire wie das Standbild des Lachens mitten zwischen den Trümmern des untergegangenen Spartas[1] *aufrecht stehen geblieben. Sie war während des ganzen Mittelalters der einzige Trost des Sklaven unter den Schrecknissen, der einzige Protest gegen dogmatische oder fürstliche Tyrannei, dem wir zu einem guten Teil den heutigen Zustand der Dinge verdanken. Aber meine Absicht ist es hier nicht ein Loblied auf die mittelalterliche Satire zu singen, sondern einfach Sie, Herr Redakteur, darauf hinzuweisen, daß wie bei den Juden, wie bei den Griechen, den Lateinern und den Kirchenvätern, so auch im Mittelalter die Redefreiheit als notwendig für die Satiriker betrachtet wurde, was Sie ja durch einen einzigen Blick in irgendeine Sammlung mittelalterlicher Lieder ersehen können.*

Kommen wir nun auf die der mittelalterlich finsteren Periode folgende Zeit der Renaissance.

Letztere begann in Italien noch während des Mittelalters. Der große Dante, der ernsteste unter den Dichtern, legte unter Seufzen den Grundstein der italienischen Dichtkunst, und Johann Boccaccio, der lustigste von allen Menschen, schuf lachend die Prosa. Der erstere beschrieb die Qualen der Verdammten, die gegen Schlangen und Skorpione kämpften, der andere die der Väter, Ehemänner, Vormünder und aller, die mit Weibern zu tun hatten. Dantes Epos hat das unnachahmliche Vorbild des ernsten, die

---

[1] Chateaubriand behauptet in den Trümmern Spartas ein solches Standbild entdeckt zu haben.

Novellen Boccaccios des komischen Stils geschaffen. Wie notwendig aber Boccaccio die Freiheit des Ausdrucks für die komische Schreibart ansah, wissen Sie vielleicht besser als ich, Herr Redakteur, denn eine der durch solche Freiheit ausgezeichnetsten Novellen: Der Teufel in der Hölle (der Titel ist allegorisch), ist, wie ich mir habe sagen lassen, übersetzt worden und wird offen auf den Straßen Ihrer Residenz feilgehalten, ich weiß nicht ob mit Genehmigung der heiligen Synode. Dem Beispiel Boccaccios haben, was die Freiheit des Ausdrucks angeht, sämtliche späteren satirischen Dichter und Prosaiker von Italien nachgeahmt: Poggio Bracciolini in seinen Facetiae, Machiavell in seinem berüchtigten „Esel", der berühmte Ariost in seinem Orlando furioso, Trissino, Pater Berni, Pater Pulci, Pater Las Casas, Pater Bembo (Sie sehen, Herr Redakeur, wie viele geweihte Priester ich Ihnen hier anzuführen habe, wo es sich um Freiheit der Ausdrucksweise handelt), Bojardo, Tassoni und tausend andere, welche aufzuzählen ich für überflüssig halte, denn da Sie dieselben vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennen, möchten Sie wohl gar auf den Gedanken kommen, ich beriefe mich auf das Zeugnis nicht existierender Menschen, so wie auch unsere Bürgermeisterkandidaten Tote auferstehen lassen, damit letztere für sie stimmen.

Steigen wir jetzt über die Alpen und sehen, wie man ohngefähr in derselben Epoche in Frankreich schrieb.

Da stoßen wir denn zunächst auf die „Hundert Erzählungen der Königin von Navarra", die, was die ungeschminkte Sprache betrifft, mit Boccaccio jeden Vergleich aushalten; ich halte diese Zusammenstellung für genügend. Zur selben Zeit schrieb der vielgenannte Rabelais seine berühmte Satire „Gargantua" gegen die Kirche und die Fürsten, ein klassisches Meisterwerk der Zotenreißerei, Brantôme die „Vies des dames galantes", Perier (den ich Sie jedoch nicht mit seinem Namensvetter und Ihrem Kollegen Casimir Perier wie Pyrrhon mit Piron zu verwechseln bitte) seine scherzhaften Reden, und Amyot übersetzte den Longus. In dieselbe Literaturepoche gehören die „Menippeische Satire", die Verse Marots, die Satiren von Renier, die Epigramme des Theophilus und sehr viele andere mit grobkörnigem französischen Witz gepfefferte Schriften, geeignet auch die Ungläubigsten zu

überzeugen, daß man in Frankreich genau so wie anderswo die freie Sprache als notwendig für die Satiriker ansah.

Kurz darauf bestieg der große König des großen Jahrhunderts, Ludwig XIV., den französischen Thron; unter seiner Regierung glänzten die Leuchten der Klassizität, Fenelon, Racine, Boileau, Beaugelas und andere, lauter ehrwürdige, fromme und vernünftige Schriftsteller, die den König mit der Sonne verglichen, das Haupt bis zum Boden vor ihm beugten, um nicht von seinen Strahlen geblendet zu werden, und Moral, Religion, gute Sitte, die päpstlichen Bullen und die drei Einheiten des Aristoteles verehrten. Und doch haben die Kritiker nicht ihnen den ersten Preis zuerkannt, wenn sie sie auch als echte Vertreter französischen Esprits betrachten, sondern einen Molière und Lafontaine als solche gepriesen, zwei Satiriker, die vor nichts Achtung hatten, sondern das Kind beim rechten Namen nannten und von der Freiheit der Ausdrucksweise schonungslosen, starken Gebrauch machten, Männer, die, wenn sie das Unglück hätten, heute in Ihrer Residenz zu schreiben, der Heilige von Karystia exkommunizieren, Herr Kalapodakis infam nennen und der Staatsanwalt als Verderber der Moral in Anklagezustand versetzen würde. Wahrhaftig, sie können von Glück sagen, daß sie als Barbaren und nicht als Griechen geboren sind! Über die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, Montesquieu, Diderot, Voltaire, Crebillon, Chamfort usw. zu reden dünkt mich überflüssig; denn jeder, selbst Ihre Kollegen eingeschlossen, weiß, daß die Verfasser der „Lettres persanes", des „Candide" und des „Sopha" kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegten, sondern auch der Meinung waren, daß freie Ausdrucksweise ein notwendiges Ingrediens eines jeden satirischen Werkes sei.

Durchfahren wir nunmehr die Meerenge von La Manche, wie wir soeben die Alpen überstiegen haben, und werfen für einige Augenblicke an den britischen Inseln die Anker, deren Sitten nach Byron reiner als der Schnee sind, der ihre Berge bedeckt, um zu untersuchen, ob die englischen Satiriker anständiger waren.

Dort tritt uns zunächst Chaucer entgegen, der Vater der englischen Poesie, zum guten Glück ein Satiriker, der als beachtenswertes Muster eines unverblümt redenden Komikers dienen kann.

Er war ein Zeitgenosse Boccaccios, den er in seinen „Canterbury tales“ nachzuahmen versuchte. Daher brauche ich Ihnen auch nicht besonders zu sagen, wie sehr er die Freiheit der Ausdrucksweise liebte, die übrigens alle seine Landsleute mehr oder weniger hochhielten, nicht nur in den komischen, sondern sämtlichen Produkten ihrer Literatur. Marlowe, Shakespeare, Fletcher, Butler, Ford, Prior und Beaumont werden sogar von Voltaire der Übertreibung in dieser Schreibweise geziehen, und nach Byron müßten alle englischen Schriftsteller vor Pope und ein großer Teil von Popes Schriften selbst verbrannt werden, wenn zügellose Redeweise als Todsünde gälte. Als sich einmal Lawrence Sterne, der auch Pfarrer war, einer Dame gegenüber verteidigte, welche ihm wegen der Freiheit des Ausdrucks in seinem Meisterwerk „Tristram Shandy“ Vorwürfe machte, verglich er dasselbe mit dem zweijährigen Kinde dieser keuschen Engländerin, das sich auf dem Teppich wälzte und in aller Unschuld und ohne irgendeine böse Absicht alle seine Glieder enthüllte. Fast gleichzeitig schrieb Swift, ebenfalls ein Geistlicher, seine Aufsehen erregende politische Satire „Gullivers Reisen“, von welcher der französische Übersetzer alles zu streichen für gut hielt, „was die keuschen Ohren der Jugend verletzen könne“, d. h. alle Pointen und alles Salz des Werkes, welches, auf diese Weise von dem keuschen Übersetzer gereinigt, dem von Diogenes gerupften Hahne gleicht, wie Sie ja auch an der Übersetzung in unserer „reinen“ Sprache ersehen können.

Über die Spanier weiß ich wenig zu sagen, da ich ihre Sprache nicht verstehe. Soweit ich jedoch aus den Übersetzungen schließen kann, so haben die Satiriker dieses Landes auch nicht die Kunst erfunden, mit geschlossenem Munde zu lachen. Don Guzman, Lazarillo und der „hinkende Teufel“ sind Übersetzungen oder Überarbeitungen spanischer Novellen, deren Vis comica, wenn auch von den Übersetzern gemildert, um nichts geringer wirkt. Die Deutschen und Holländer habe ich nicht erwähnt, da sie in jener Epoche noch keine Literatur besaßen, sondern nur Erklärer und in lateinischer Sprache schreibende Gelehrte, Männer wie Vossius, Skaliger, Lipsius und andere. Aber glauben Sie nur ja nicht, geehrter Herr Redakteur, daß diese eine Ausnahme

von der allgemeinen Regel bilden; im Gegenteil, da sie Tag und Nacht den Persius, Petronius und Juvenal in Händen hatten, ahmten sie diese keuschen Lateiner mit solchem Erfolg in ihren satirischen Flugblättern nach, die sie gegeneinander verfaßten, daß man nach dem Ausspruch, ich erinnere mich nicht welches Theologen, nicht versteht, „wie das Papier nicht vor Scham rot wurde, auf welchem solche Gemeinheiten geschrieben standen." Auf meinem Tische habe ich eine Sammlung Festivum Opusculum oder Parerga vor mir liegen, welche die größten Gelehrten der damaligen Zeit in ihren Mußestunden geschrieben haben. In dieser befindet sich die „Lobrede auf den Esel", das „Lob der Laus", die „Verderbnis des Jahrhunderts" und einige andere Opuscula, welche zeigen, mit welcher Sicherheit jene gelehrten Männer in den Fußtapfen eines Aristophanes und Martial wandelten.

Ich wünschte sehr, Herr Redakteur, meine Sammlung durch Anführung einiger weniger Beispiele aus der orientalischen Literatur zu vervollständigen; aber ich verstehe weder die asiatischen Sprachen, noch besitze ich wie Ihre Kollegen die wertvolle Kunst, über Dinge zu reden, die ich nicht gelernt habe. Jedoch sind meiner Meinung nach jene offenherzigen „milesischen Märchen" unserer Vorfahren aus dem Orient nach Griechenland eingeführt worden; außer ihnen haben wir die „Märchen der Halma", welche als eine Bearbeitung indischer, persischer und arabischer Überlieferungen den Geist des gesamten Orients widerspiegeln. Aber auch diese, obwohl vom Übersetzer gewissermaßen gesäubert, können noch als zahm gelten; dagegen macht dem heutigen Vertreter orientalischer Fröhlichkeit, dem berüchtigten Karagioso, niemand den Lorbeer der freien Ausdrucksweise streitig.

Dies alles bringt mich zu der Vermutung, daß auch die Anhänger Mohammeds und Brahmas für die Komiker die Unverblümtheit nicht für überflüssig gehalten haben. Wie aber hierüber die Kaffern, Patagonier, Eskimos und Hottentotten denken, werden wir dann zu erfahren bekommen, wenn erst kritische Studien zur Literatur dieser Nationalitäten herausgegeben werden, welche sich wahrscheinlich auch in den Regeln der Ästhetik von den anderen ebenso unterscheiden, wie sie in der Hautfarbe und im Körperbau von ihnen abweichen. Bis dahin jedoch erlauben Sie mir

wohl, geehrter Herr Redakteur, die Ansicht zu hegen, daß die am Eingang dieses meines Briefes angeführte Regel, nach welcher die unverblümte Redeweise für die Satire ebenso notwendig ist, wie die Flügel für die Vögel, darin von anderen Regeln verschieden ist, daß sie keine Ausnahmen hat.

Bei diesem allgemeinen Überblick über die Satirenschreiber von der Erschaffung der Welt bis auf uns bin ich mit großer Eile vorgegangen, indem ich wie die Götter Homers einherschritt, die zwei Schritte taten und sich beim dritten an den Enden der Welt befanden. Aus diesem Grunde habe ich auch weder Zitate noch Parallelstellen angeführt, da es mir um Raum, Zeit und Mühe leid tat, sowohl die Ihrigen wie die meinigen. Dann aber gehören auch die von mir erwähnten Autoren sämtlich mehr oder weniger einer anderen Epoche an, und Ihre Kollegen werden wahrscheinlich bemerken, daß das, was damals erlaubt war, heute „infam" genannt wird. Vielleicht haben sie recht; die Wahrheit kommt ja oft aus dem Munde der Einfältigen; aber in diesem Zeitalter der Wunder, in welchem wir ohne Segel zu schiffen, ohne Pferde zu fahren und ohne Tinte zu schreiben erfunden haben, würde es auch nicht verwunderlich sein, wenn die Satiriker eine Art und Weise entdeckten zu spotten, ohne den Mund aufzumachen. Bevor ich mich jedoch darüber verbreite, halte ich es für notwendig, auch einige wenige satirische Schriftsteller des gegenwärtigen Jahrhunderts zu untersuchen. Da aber mein Brief länger als eine Herbstnacht geworden ist, verschiebe ich diese Untersuchung auf den nächsten und verbleibe, Herr Redakteur,

Ihr ergebener Diener

Dionysius Sourlis.

DRITTER BRIEF.

Agrinion, den 20. Mai 1866.

Sehr geehrter Herr Redakteur der Avgi!

Wenn mich alten Mann mein Gedächtnis nicht täuscht, habe ich mein voriges Schreiben da abgebrochen, wo wir die Frage untersuchten, ob neben den übrigen Erfindungen unseres wundertätigen Jahrhunderts auch die Satiriker die Kunst entdeckt hätten, Satiren ohne Unverblümtheit, d. h. Knoblauchsauce ohne Knoblauch fertig zu bringen. Aber da gerade wieder von Knoblauchbrühe die Rede ist, so erlauben Sie mir, Ihnen in Gestalt einer Anekdote, Episode oder Abschweifung zu erzählen, wie Cuvier zu sagen pflegte, was mir vor ein paar Jahren passiert ist.

Es war an einem Freitag zu Mittag und es regnete stark; der Tisch war gedeckt und ich wollte mich gerade daran setzen, als sich plötzlich geräuschvoll die Tür meines Zimmers öffnet und ich eine große, blonde, hübsche, wenn auch etwas beschmutzte vornehme Dame vor mir sehe. Dieser unerwartete Besuch war die Gräfin Th. (ich schreibe den Namen nicht aus, weil er sehr bekannt ist), dreiviertel Engländerin und vierviertel spleenig; sie bereiste unsere Gegend zu Pferde, um Griechenland kennen zu lernen, und war in mein Haus geflüchtet, um Schutz vor dem Regen zu suchen. Nachdem sie ihre Kleider am Ofen etwas getrocknet hatte, teilte sie mir lachend mit, sie habe noch nicht gefrühstückt. Denken Sie sich meine Verlegenheit! Es war, wie gesagt, Freitag, und auf meinem frommen Tische hatte ich nur Rüben mit Knoblauchsauce. Von den ersteren mochte sie nichts essen, mit der Begründung, bei ihr zu Hause bekämen nur die Schweine so etwas; die Knoblauchsauce jedoch gefiel ihr — wer hätte das glauben mögen! — ausnehmend. Sie aß, langte wieder zu und rief von Zeit zu Zeit: „Was für ein famoses Essen! Schade, daß es so stinkt! Können Sie die Sauce nicht ohne Knoblauch machen?"

Kommt es Ihnen nicht so vor, Herr Redakteur, als glichen die Kritiker Ihrer Residenz auffallend meiner spleenigen Engländerin? Sie lesen alle die „Johanna" mit großem Appetit,

reihen ganze Perlenschnüre von lobenden Beiwörtern über die gewandte Sprache, den feinen Witz und die sonstigen Vorzüge des Buches auf, welche sie stundenlang beim Genuß seiner vielen Reize fesseln, wie Ihr geschätztes Blatt sagt, und dann klagen sie es der „Frechheit", der „Unverblümtheit", der „Gottlosigkeit", des „Sarkasmus" an, genau wie meine Engländerin die Knoblauchsauce, weil sie Knoblauch enthielt.

Erinnern Sie sich, Herr Redakteur, jener unnachahmlichen Ode von Anakreon:

> *Hörner gab Natur den Stieren,*
> *Und der Hufe Wehr den Rossen* usw.?

In ähnlicher Weise hat auch Apoll seinen Dienern die Gaben verschieden zugeteilt. Die Epiker erhielten die schmetternde Trompete, die Hymnendichter die göttliche Inspiration, die Tragiker die Tränen, die Bukoliker die Seufzer des Zephyrs und der Hirtinnen, die Redner die Sophismen und die Geschichtschreiber das gesamte Menschengeschlecht als Domäne; den Satirikern aber, für die am Boden des Korbes nichts mehr blieb, wurde zur Entschädigung die Erlaubnis gegeben, sich durch Spott über alles zu trösten. Und diese Erlaubnis will man den unglücklichen Enterbten versagen? Hat man denn kein Mitleid mit den armen Teufeln?

Im vorigen Briefe haben wir gesehen, welchen Gebrauch resp. Mißbrauch die Komiker seit Erschaffung der Welt von dieser Erlaubnis gemacht haben; jetzt kommt es nicht darauf an zu untersuchen, ob die Satiriker unserer Zeit dieses Privilegs beraubt worden sind oder ob sie darauf verzichtet haben, d. h. ob die „Johanna" der letzten europäischen Mode angehört oder nicht.

Aus der großen Menge will ich mit Ihrer Erlaubnis Goethe, Heine, Byron, Musset und Béranger als Vertreter der deutschen, englischen und französischen Literatur auswählen, der einzigen in unserem Zeitalter überlebenden. Außerdem sind es auch große, bekannte Schriftsteller, deren Namen vielleicht sogar zu den Ohren Ihrer Kollegen gedrungen sind, Männer also, die nicht zu kennen ein jeder sich schämen wird, der lesen kann, und wäre es auch nur neugriechisch.

Ich beginne mit Goethe und schlage den Faust, Seite 144 der Cottaschen Ausgabe, dieses Meisterwerk zeitgenössischer satirischer oder vielmehr satanischer Dichtung auf; da befinde ich mich auf dem Gipfel eines Berges, wo der verliebte Held, auf dem nassen Grase ausgestreckt, seine Arme verzückt dem Himmel, der Erde, der Luft, den Sternen, dem Mond und was sonst noch der liebe Gott im Zeitraum von sechs Tagen geschaffen hat, entgegenbreitet. Aber diese Ekstase unterbricht plötzlich Mephistopheles, die satirische Persönlichkeit des Dramas, ein positiver Mensch, der die Dinge sieht wie sie sind und mit ihrem wahren Namen nennt, der, um zu zeigen, woraus die Verzückung der Liebhaber besteht, auf der Bühne zu jenen Gesten seine Zuflucht nimmt, durch welche Diogenes seine Liebessehnsucht stillte, wobei er bedauerte, daß er auf dieselbe Weise nicht auch seinen Hunger befriedigen konnte. Darauf schlägt er dem Helden vor, zu seiner Liebsten einzugehen, anstatt mutterseelenallein jenem Vergnügen nachzuhängen, welches man vor keuschen Ohren nicht nennen darf, welches jedoch keusche Herzen nicht entbehren können. Doch Faust wendet sich entrüstet von seinen Zumutungen ab und nennt ihn Kuppler; aber jener antwortete lachend, ohne sich von dem Titel beleidigt zu fühlen:

Der Gott, der Bub' und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen.

Was sagen Sie, Herr Redakteur, zu dieser freien Sprache dieses Fürsten unter den deutschen Dichtern, den die Richter im poetischen Wettkampf unserem dichterischen Nachwuchs als Muster empfehlen? Aber einige Seiten weiter kommt es noch besser.

Da finden wir die so viel bewunderte Hexenszene der Walpurgisnacht, aus welcher ich zwei Vierzeiler zitiere:

Einst hatt' ich einen wüsten Traum;
Da sah ich einen gespaltnen Baum,
Der hatt' ein — — —;
So — es war, gefiel mirs doch.

Ich biete meinen besten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß!
Halt er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht scheut.

Was soll ich über die Ergötzungen des Proktophantasmisten in derselben Szene sagen? Was über das Kleinod der Helena, welches durch so viele Hände gegangen, daß es seine Vergoldung verloren (2. Teil), was über die Szene am Peneus, in welcher Mephistopheles, nachdem er versucht hat, wie ein anderer Herakles mit allen Lamien der Reihe nach zu „verkehren" (in der antiken Bedeutung des Wortes), die eine „dürr wie einen Besen", der anderen Gesicht „schmählich", die dritte „quammig" und so weiter findet. Was soll man weiter sagen, wenn man dies liest, als daß auch der hochweise Goethe das Privileg komischer Redefreiheit voll und ganz für sich in Anspruch nahm?

Aber damit Sie nicht etwa glauben, daß das Erwähnte poetische Lizenzen seien, die den Prosaikern nicht zugestanden werden dürfen, so eile ich zu Heinrich Heine, dem König der modernen Satire.

Auf Seite 277 der vielgenannten Reisebilder findet sich folgende Definition der „herrschenden Religion", welche der Verfasser eine „abscheuliche Mißgeburt" nennt, „gezeugt durch die Vermischung der weltlichen Macht mit der geistlichen, einen Maulesel, entstanden aus der Paarung des Hengstes des Antichrists mit der Eselin des Heilands." Auf Seite 345 des ersten Bandes erfahren wir die Geschichte jenes Bruchbandmachers, der ununterbrochen in der Schrift las und in der Nacht träumte, daß ihn Susanna, Lots Töchter, die heilige Magdalena und die anderen biblischen Heldinnen besuchten, während ihn seine rasend eifersüchtige Frau bis aufs Blut peinigte, um ihn „aus den Armen dieser zweifelhaften Weibsbilder" zu reißen. Auf Seite 191 wohnen wir einer andern Szene bei, in welcher Herr Gumpel ein Purgiermittel getrunken hat, danach in das Schlafzimmer seiner Freundin eingeladen, „anstatt die Nacht auf dem Throne der Liebe zu verbringen, sie auf einem andern viel niedrigeren Stuhle zubrachte"; nicht viel später werden die Töchter des kalten Hollands gescholten, „weil sie wollene Unterhosen tragen," und auf derselben Seite begegnet uns die Redensart „rohes Fleisch", die auch sonst bei allen Komikern vorkommt und den Kritikern Ihrer Residenz soviel Ärgernis bereitet hat. Derartig ist die bei den Satirikern Deutschlands herrschende Freiheit; und damit Sie nicht etwa

glauben, dies sei ein ausschließliches Vorrecht der jenseits des Rheins Wohnenden, so gehen wir sogleich über diesen Fluß und flüchten nach Frankreich, dem klassischen Land der schönen Phrase.

Sie kennen sicher den berühmten Béranger, welchen hunderttausend Franzosen unter Klagen über das Hinscheiden des Nationaldichters und des echten Repräsentanten französischen Frohmutes vor einigen Jahren zu Grabe geleiteten; die Kritiker erklären ihn für klassisch in seinem Genre, so daß sein Name, wenn er in die Wagschale gelegt wird, die Schwere aller Herren Kalapodakis Ihrer Hauptstadt aufwiegt, die gewiß nicht ermangeln würden die folgenden Verse als „infam" zu bezeichnen, welche ganz Frankreich fröhlich nachsang:

Si d'après à ce qu'on rapporte
On baille au céleste séjour,
Que le diable nous emporte
Et nous rendrons grâce à Dieu.

und das berühmte Lied:

Verse encore, mais pourquoi ces atours
Entre tes baisers et mes charmes
Ma pudeur ne connaît plus d'alarmes

sowie die Verse der „Großmutter" an ihre Enkelinnen:

Un mari plus sensé
Eût pu connaître à la coquille
Que l'œuf était déjà cassé etc.

oder die Worte der „Missionare", welche singen:

Que tout le sexe enflammé
Nous chante un „adsperges me" etc.

und tausend andere Verse, die ich, weil allzu deutlich, nicht anführe.

Kommen wir nun zu Musset, diesem Abgott des jungen Frankreichs, dessen Verse sich im Bücherschrank wie im Gedächtnis aller Französinnen finden. In der berühmten „Ode an den Mond" finden wir folgende Vierzeiler:

Le pied dans sa pantoufle
Voilà l'époux tout prêt
Qui souffle
Le bougenir indiscret.

Ouf! dit-il, je travaille,
Ma bonne, et ne fais rien
Qui vaille
Tu ne te tiens pas bien etc.

Derselbe Dichter bietet uns weiter unten eine günstige Gelegenheit, durch eine Nebeneinanderstellung auch den Grad von Freiheit darzulegen, welche die französischen Schriftsteller in ihren satirischen Werken für zulässig erachten, gleichzeitig auch die relative Mäßigung, mit welcher der Verfasser der „Johanna" von dieser Freiheit Gebrauch gemacht hat. Aber dazu müssen wir die Parallelstellen ganz nebeneinander stellen. Auf Seite 83 der „Päpstin" befindet sich eine Anrede an die Leserin, welche (die Anrede nämlich, nicht die Leserin) die Kritiker in Ihrer Hauptstadt so anstößig gefunden haben, daß sie ihr Antlitz mit beiden Händen verhüllten. Diese fürchterliche Stelle lautet wörtlich folgendermaßen:

„Zwinge dich nicht zu erröten, meine keusche Leserin; die Stahlfeder, mit welcher ich diese wahrhafte Geschichte niederschreibe, ist englisches Fabrikat aus der Fabrik von Smith, und daher so keusch, wie jene blonden Engländerinnen, welche, um ihr jungfräuliches Gewand nicht zu beschmutzen, es bis zum halben Schienbein hochheben und dem Wanderer große Füße in doppelsohligen Schuhen zeigen; du läufst also keine Gefahr, von mir etwas zu hören, was

nicht erlaubt ist, einer Maid zu sagen."

Dagegen ruft Musset in seiner Erzählung „Namouna" (I. Ges. Str. 6), um sich seiner Leserin gegenüber zu rechtfertigen, weil er seinen Helden splitternackt und sich selbst nur im Hemde ihr gegenüber dargestellt hat:

Ma lectrice rougit et je la scandalise
Et quel crime est-ce donc de se mettre à son aise,
Quand on est tendrement aimé . . . et qu'il fait chaud?
On est si bien tout nu dans une large chaise!

Croyez-m'en, belle dame, et ne vous en deplaise
Si vous m'apparteniez, vous y seriez bientôt,
Vous en crieriez sans doute un peu, mais pas bien haut.

Es wäre mir ein leichtes, diese Parallelen ad infinitum fortzusetzen; aber es fehlt mir an Zeit, und der Ekel benimmt mir den Atem, weil ich gezwungen bin, solch abgeschmackte Einzelheiten anzuführen, um Dinge zu beweisen, die selbst für Pinsel handgreiflich sind. Nur das bitte ich Sie zu glauben, Herr Redakteur, daß die Zeit der süßlichen romantischen Empfindelei in Frankreich vorüber und an ihre Stelle der alte, gesunde und ungeheuchelte französische Esprit getreten ist. Die Nachkommen Rabelais' haben wieder angefangen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und „lachen oft beim Lesen der pathetischsten Strophen Lamartines" (St. Beuve, Caus., tom. VII p. 424). Das Zepter der französischen Literatur hält jetzt About, der nächste Verwandte Lucians, seine „Novellen" haben in fünf Jahren zehn Auflagen erlebt, und auf den Schlössern Napoleons wird der „Kotillon", eine aristophanische Komödie des seligen Mornu, aufgeführt, während die Seufzer und die Mondstrahlen gestorben, begraben, oder, um mit Heine zu reden, zum Gebrauch der Museen „einbalsamiert" sind.[1]

Kommen wir nun zu Byron, dem berühmten Philhellenen, bei dessen Nennung auch Sie, Herr Redakteur, und alle Ihre Kollegen, denke ich, die Hüte, Mützen, die Fesse oder was sie sonst auf ihren weisen Häuptern tragen, hochachtungsvoll abnehmen. Wahrscheinlich haben Sie gehört, daß dieser Griechenfreund gleichzeitig auch ein großer Poet gewesen ist, der neben anderen Wer-

[1] Der zeitgenössische Dichter Laprade, der zur Schule Lamartines gehört, beschreibt den augenblicklich in Frankreich grassierenden schrankenlosen Materialismus in folgenden Versen:

... Muses
Descendez à jamais de ces hauteurs glacées,
Où règne la pudeur, je veux dire l'ennui
Le réel avant tout! Si du vieux idéal
Donnez à vos romans une odeur d'hôpital,
Faites-en des charniers peuplés de bêtes fauves;
Allez fouiller du nez dans toutes les alcoves etc.
(Muses d'État, str. 10, Paris 1860.)

ken auch das satirische Gedicht „Don Juan“ verfaßt hat, welches als das geistreichste seit Erschaffung der Welt geschriebene Buch gilt. Was die freie Sprache betrifft, so steht es hinter keinem andern zurück. Bruchstücke daraus führe ich aber hier nicht an, weil mir der 6. Vers des 7. Kapitels des Evangeliums Matthäi zu verbieten scheint, Ihren Kollegen byronische Verse vorzusetzen, und außerdem weil ich fürchte, diese Stellen möchten aus dem Zusammenhang gerissen oder mißverstanden zu dem Glauben Veranlassung geben, Byron sei mit Piron und Parny, der Schwan mit den Raben verwandt. Nur das sage ich Ihnen, daß der englische Dichter, dessen Bedeutung auch als Kritiker groß ist, die Freiheit des Ausdrucks für die satirischen Werke als eine conditio sine qua non ansah. Als er von dem Verleger gebeten wurde, die gar zu großen Offenheiten seines Werkes etwas zu verhüllen, gab er zur Antwort: „Die Seele derartiger Werke ist gerade ihre Schrankenlosigkeit (licence), ohne welche sich der Dichter unmöglich seiner ausgelassenen Laune hingeben kann, ebensowenig wie Hamlet den Tollen mit gebundenen Händen spielen kann; beide wären einfach lächerlich, wenn ihnen Schranken gezogen würden.“ In einem andern Briefe sagt er: „Mein komisches Gedicht ist nicht zu dem Zwecke geschrieben, um in den Kirchen gesungen zu werden; ist es geistreich, dann wird es Erfolg haben; ist es witzlos, wird es Schiffbruch erleiden. Alles übrige (d. h. die Bemerkungen des Verlegers über moralische Wohlanständigkeit usw.) sind Nebensachen, die den Wert des Buches weder erhöhen noch verringern.“[1]

Dabei müssen Sie bedenken, Herr Redakteur, daß Byron, als er die eben zitierten Bemerkungen schrieb, nicht mehr der freche, spleenige Jüngling war, der sich aus einem Totenschädel betrank und die Akademiker von Cambridge um ein Doktordiplom für seinen Bären anging, sondern ein Mann auf der Höhe seiner männlichen Besonnenheit. Der „Don Juan“ ist keine Jugendsünde, sondern das Schwanenlied eines reifen Dichters, welcher nun die Feder niederlegte, um nach Griechenland zu gehen

---

[1] Siehe die Briefe des Dichters an Murray vom 1. Februar, 6. April und 12. August 1819.

und für die Griechen zu sterben. Allerdings suchte die Partei der Puritaner, die Herde der wässerigen Moralisten und der Schwarm der Gänse, die er in seiner Satire weidlich durchgehechelt, die Dichtung und den Dichter sofort in einem „Ozean getaufter Milch", wie er ihre Kritteleien nannte, zu ersäufen. Heilige von Karystia, „Sterne des Orients" und Schönschuhe (Kalapodia), welche wie Bileams Esel die Gabe der Rede besitzen, finden sich ja überall; aber ihnen gegenüber sehen Sie den Reigen der berühmten Kritiker, welche angesichts dieses Meisterwerks kniend ihre Rauchfässer schwingen! Der große Goethe hat nicht genug Worte zum Lobe des „Don Juan", den er sofort zu übersetzen versucht; Villemain findet nicht einmal in der antiken Literatur etwas, das er mit ihm vergleichen kann, Heine, Sainte Beuve und andere lassen keine Gelegenheit vorübergehen, um darüber zu reden; auch ich tue es trotz meiner fast siebzig Jahre, Herr Redakteur, wenn ich mit einigen famosen Kerlen das Frühlingsfest am 1. Mai begehe, mit ihnen um das Feuer liegend, an welchem das Lamm gebraten worden ist; dann trage ich ihnen im vierten Gesang des „Don Juan" die Haidée-Episode vor:

> *Now pillow'd cheek to cheek, in loving steep*
> *Haidée and Juan their siesta took,*

und so sehr war ich von der Lektüre hingerissen, daß ich mein eines Bein, glücklicherweise das hölzerne, anbrennen ließ.

Aber der Dämon der Schwatzhaftigkeit hat mich wieder zu Abschweifungen verführt, während doch der einzige Zweck dieses Briefes sein sollte, Ihnen darzulegen, daß wie die alten, so auch die modernen Satiriker die Unverblümtheit als unbedingt notwendig für ihre Schöpfungen betrachten. Der einzige Unterschied zwischen ihnen besteht darin, daß sie heutzutage die Glieder des menschlichen Körpers nicht mehr mit Namen nennen, in allem übrigen jedoch sind sie gleich, eine Regel, die keine Ausnahme kennt. Irgendein Philosoph, ich erinnere mich nicht mehr welcher, wollte einem asiatischen König beweisen, daß er unrecht habe die Götter zu lästern, weil er seinen Sohn verloren habe: er verlangte von ihm, er solle in seinem ungeheuren Reiche nur drei Menschen ausfindig machen, die kein Leid erfahren; ihre Namen,

auf dem Grabstein des Verstorbenen eingemeißelt, würden ihn sofort von den Toten erwecken. Ich meinerseits bin bereit, wenn Ihre Kollegen auch nur einen Satiriker nachweisen, der nicht frei von der Leber weg redet, sie Aristarche zu nennen, Herrn Kalapodakis nicht ausgenommen. Wenn diese Herren behaupteten, das Buch sei fade, dann hätte ich nichts weiter zu sagen, als daß der Verfasser der „Johanna" den tollen Pegasus Ariosts habe reiten wollen, aber abgeworfen und in den Schmutz gefallen sei. Wenn sie sagten, wie Herr Koumanoudis bei irgendeiner Preisverteilung für poetische Werke, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, sie möchten keine satirischen Bücher, „weil es in ihrer Beschaffenheit liege, schlimme Dinge zu enthalten," so würde ich ihre Sittsamkeit bewundern; aber daß sie die „Johanna" als witziges und geistreiches Buch in den Himmel heben und in einem Atem den Verfasser als unanständig, ironisch und sarkastisch verurteilen, während er in der Einleitung unverhohlen zugibt, den Spuren Heines und Byrons gefolgt zu sein, das vermag ich weder zu verstehen, noch zu verdauen; das kommt mir gerade so vor, als wollten sie einem frommen Katholiken einen Vorwurf daraus machen, daß er das Kreuz mit vier Fingern schlägt, einer Tänzerin, daß sie ihre Waden zeigt, oder einem Prediger, daß er Unsinn redet.

Bemerken Sie gefälligst, Herr Redakteur, daß ich in der obigen langen Aufzählung aller Satirenschreiber von Anfang der Welt bis heute keinen verdächtigen oder anrüchigen Namen, weder den Meursius, noch Aretin, noch Parny, noch Casanova angeführt habe, sondern im Gegenteil aus jedem Lande und jeder Epoche die Koryphäen, Lucian, den heiligen Augustinus, Ariost, Shakespeare, Molière, Sterne, Montesquieu, Goethe und alle, die sonst noch die Menschheit verehrt und bewundert; bemerken Sie ferner, daß es in diesem glänzenden Reigen, was die Freiheit der Ausdrucksweise betrifft, keine Ausnahme gibt, sondern daß dieselbe als unerläßlich betrachtet wird von Männern, die zu verschiedenen Zeiten und an weitentfernten Örtlichkeiten lebten, durch Ozeane und Äonen voneinander getrennt, in Religion, Moral, Sitte und Sprache verschieden, aber hierin übereinstimmend. Erwägen Sie dies alles recht genau, Herr Redakteur, und dann entscheiden

Sie, bis zu welchem Grade von Unbildung jemand gelangt sein muß, um befremdet zu sein, daß er in einem satirischen Werke Zoten findet.

Tagelang habe ich mir den Kopf zerbrochen, wie ich die verschiedenen Urteile, die Lobeserhebungen und die Tadelsäußerungen der athenischen Presse über die „Johanna" unter einen Hut bringen solle, aber es hat mir nicht gelingen wollen. Vorgestern nun habe ich von meinem Neffen, der aus Athen zurückkam, wo er Jura studiert, die Namen mehrerer Journalisten erfahren, die mir bei der Lösung des Rätsels behilflich gewesen sind. Man kann diese Kritiker in zwei Klassen zerlegen, nämlich solche, die Anstoß genommen haben, und solche, die es nicht haben. Unter den ersteren ragen die Herren Giannopoulos, Anagnostopoulos, Kalapodakis und einige andere hervor, deren ich mich nicht mehr entsinne, in der zweiten Gruppe, d. h. den Freunden der „Johanna", bemerke ich die Herren Gustav Flourens, Soutsos Mavrogiannis, E. Asopios, die „Eintracht von Zakynthos" usw. Weder die einen noch die andern habe ich die Ehre zu kennen; soweit ich jedoch aus den Endungen der Namen schließen kann, gehören Herr Flourens und Genossen dem europäischen, phanariotischen, kurz auswärtigen Bevölkerungselement Ihrer Residenz an, während die mit der Endung -poulos, wenn ihre Namen nicht trügen, echte Söhne der Morea sind und darum vollkommen Recht haben, die „Johanna" als dekolletiert zu verurteilen. Um Ihnen klarer zu machen, wie ich es meine, Herr Redakteur, will ich Ihnen zu guter Letzt noch eine Anekdote erzählen. Jesus redete in Parabeln und Gleichnissen, damit ihn die begriffsstutzigen Juden verständen; diese Methode scheint mir auch für die griechischen Zeitungsschreiber angebracht. Aber statt eines Gleichnisses will ich Ihnen die nachfolgende wahrheitsgetreue und vor kurzem geschehene Tatsache erzählen. Vor einigen Jahren ging die Prinzessin Solm, eine vornehme Dame am Hofe Napoleons III. und mit dem Kaiser ein wenig verwandt, um ihrer Gesundheit willen in die Schweiz, wo sie in einem abseits vom Weltverkehr gelegenen Orte von Unterwalden ihren Aufenthalt nahm. Die Einwohner jener Gegend, von hohen Bergen umgeben, haben bis auf den heutigen Tag die einfachen und tugendhaften Sitten ihrer Vor-

fahren beibehalten; sie heiraten jung, machen tagsüber Uhren und nachts Kinder und tanzen an hohen Festtagen im Hofe einer alten Burgruine. Das obenerwähnte Fräulein bekam unglücklicherweise Lust, sich zu einer jener abendlichen Belustigungen zu begeben, und erschien dort angezogen oder vielmehr ausgezogen nach der neuesten Pariser und internationalen Mode. Aber beim Anblick jener nackten Schultern wichen die guten Dörflerinnen, die nur ihren Ehemännern die ihrigen zeigten, mit Schauder zurück, da sie die Prinzessin für eine Dirne hielten, weil sie — dekolletiert war. Was die Fabel lehrt, ist wohl überflüssig noch besonders zu sagen, Herr Redakteur. In meinem nächsten Briefe werde ich ausschließlich von Moral reden. Bis dahin grüße ich Sie und verbleibe Ihr ergebener Diener

Dionysius Sourlis.

VIERTER BRIEF.

Agrinion, den 29. Mai 1866.

Geehrter Herr Redakteur der Avgi!

In meinem vorigen Schreiben habe ich mich lediglich darauf beschränkt, so handgreiflich wie möglich zu machen, daß alle Satiriker jeder Epoche und in jedem Lande ausnahmslos unverblümt, unanständig und sarkastisch gewesen sind; daher müssen wir entweder die Satire aus der Gesellschaft verbannen, wie Plato die Poeten, oder sie samt ihren Fehlern hinnehmen, die mit ihr ebenso unlöslich verbunden sind, wie die Dornen mit der Rose. Sie werden mir vielleicht entgegenhalten, daß der heilige Medardus auf dem Gipfel der Alpen Rosen ohne Dornen gefunden hat; aber weder ich noch, wie ich glaube, Sie haben diese Rosen gesehen, Herr Redakteur. Darum bleibe ich bei meinem Vergleich, den ich für durchaus treffend halte.

Es bleibt uns nunmehr noch übrig zu erörtern, ob ein Interesse vorliegt, die Satire, die als solche unanständig, verletzend

und boshaft ist, aus dem Reiche der Literatur zu verbannen oder nicht, und den Ekklesiastes, Aristophanes, Lucian, Byron und Molière als „Verpester, Verderbenstifter, Ottern und Bösewichter" nach den evangelischen Ausdrücken unserer heiligen Synode den Flammen zu überantworten. Bevor wir jedoch hierüber entscheiden, muß ich, Herr Redakteur, ein wenig über Philosophie zu Ihnen reden.

Daß das Böse in der Welt existiert, kann niemand leugnen, der Augen und Ohren hat, außer wenn seine Ohren länger sind als die des Midas; in diesem Falle nennt man den Inhaber solcher Gehörsorgane nach einem französischen Ausdruck Optimist. Wie dagegen das Böse in die Welt gekommen ist, vermag ich Ihnen nicht zu sagen, weil die Menschen darüber nicht einig sind. Die alten Griechen klagten die Pandora an, sie habe die Büchse geöffnet, aus der die Übel herausgeflattert seien; die Manichäer stellten die Hypothese auf, Gott habe, weil er die Welt nicht ganz zu Ende bringen konnte, den Dämon um Beihilfe angegangen und diesem als Entgelt das Nutznießungsrecht über seine Schöpfung eingeräumt, während wir glauben, der Teufel habe unsere erste Mutter verführt und daher rühren unsere Leiden. So glaube auch ich als gehorsamer Sohn der orthodoxen Kirche, wenn ich mich auch zuweilen frage, wer vor der Verführung Evas durch den Teufel diesen selbst verführt und zu einem bösen Dämon gemacht hat, während er doch vorher ein fleckenloser Engel und wie die übrigen geflügelt gewesen war. Sollten Sie das wissen, Herr Redakteur, so teilen Sie es mir mit, und ich werde mich Ihnen zu Dank verpflichtet fühlen. Vorderhand jedoch ist uns dies gleichgültig; denn wenn auch die Weisen über die Quelle des Bösen uneins sind, so leugnet doch keiner seine Existenz in der Welt, wenigstens auf unserem Planeten, wo wir es unter zahllosen Gestalten herrschen sehen. Kriege, Ehescheidungen, Vipern, Räuber, Podagra, Galgen, Steuern, Pfaffen, Eroberer, Cholera, Dummheit und andere Übel haben niemals auf der Erdoberfläche gefehlt und ihren Bewohnern tagtäglich ins Gedächtnis zurückgerufen, daß Eva den Apfel gegessen hat.

Auf der andern Seite jedoch kann niemand ableugnen, daß uns der allgütige Gott in der Fülle seines Erbarmens auch viele

Dinge gelassen hat, wenn wir auch alle der furchtbaren Schuld unterliegen, als Nachkommen Evas geboren zu sein. Überall begegnet uns neben dem Bösen das Gute, die Tugend neben der Schlechtigkeit; daher sind die Leugner der Existenz des Guten nicht weniger lächerlich als diejenigen, welche das Vorhandensein des Bösen verneinen; Optimisten und Pessimisten erscheinen mir als wunderliche Geschöpfe, die in denselben Käfig gehören.

Das größte Geschenk aber, welches uns nach dem Sündenfall erhalten geblieben ist, oder vielmehr welches wir durch denselben erlangt haben, weil es für uns vorher, wie ich meine, überflüssig war, das ist jenes Seelenvermögen, welches wir „Gewissen" nennen und durch welches wir Gut und Böse unterscheiden sowie das erstere lieben und das andere hassen. Das Gewissen unterliegt auch wie die Sonne Flecken und Verfinsterungen. Die Religionen, die Gesetze, Not und Leidenschaften vermögen wohl zeitweilig das Licht dieser Himmelsfackel zu verdunkeln, aber nie und nimmer auszulöschen; denn wie ein zeitgenössischer großer Dichter sagt, „das Menschengeschlecht ist, als ein Ganzes betrachtet, ein ehrenwerter Mensch", d. h. es liebt das Gute und haßt das Böse.

Wenden wir nunmehr dieses Prinzip auf die Produkte des Geistes an.

Die Liebe zum Guten heißt Enthusiasmus und bringt die Pindar und Milton hervor; der Haß gegen das Böse wird Satire genannt und erzeugt Luciane und Voltaires.

Diese beiden Gefühle sind für den gesellig lebenden Menschen gleich notwendig zur Erfüllung seiner Bestimmung, welche der Fortschritt ist, und darum sehen wir den Enthusiasmus und die „Satire", die Liebe zum Guten und die Abneigung gegen das Böse ständig mit der fortschreitenden Menschheit zusammengehen, den Aristophanes neben Plato, und Heine gegenüber Schiller. Der Enthusiasmus inspiriert die großen Männer, welche die religiösen, moralischen und politischen Gebäude aufführen, in denen die Menschheit wohnt. Aber diese Gebäude haben als Menschenwerke ihre Unvollkommenheiten und Mängel; diese Mängel erkennend, bricht die Satire das Gebäude von Grund aus ab, und kurz danach errichtet man ein anderes vollkommneres,

welches nach einiger Zeit ebenfalls abgetragen wird. So schreiten wir aufbauend und zerstörend vorwärts. Unmöglich kann eine Gemeinschaft erhalten bleiben ohne Enthusiasmus, d. h. ohne Achtung vor den sie zusammenhaltenden Banden, aber ebenso unmöglich ist es, daß sie sich ohne die Satire fortentwickelt, welche diese Bande um anderer, besserer willen lockert und löst. Sobald eine Gemeinschaft aufhört fortzuschreiten, verfault sie sogleich und stirbt, wie die Ägypter und Inder abgestorben sind und wie heuzutage die Chinesen gesunken sind durch das Bestreben ihre Zivilisation zu verewigen, indem sie dieselbe unsterblich und unveränderlich machen, anstatt abbrechend und wiederaufbauend vorwärts zu schreiten.

Daraus folgt, Herr Redakteur, daß, bis auf der Welt das absolut Gute zur Herrschaft gelangt, bis ein religiöses, moralisches und politisches Gebäude ohne Fehler und Mängel errichtet wird, solange also der Fortschritt der Menschheit sein Ende nicht erreicht hat, die Satire notwendig ist.

Und glauben Sie nicht, daß dies meine individuellen Anschauungen sind. Wie ich Ihnen schon in meinem ersten Briefe gesagt habe, habe ich wenig Zutrauen zu meinen kritischen Fähigkeiten und entscheide niemals über irgendeine Sache, ohne mich vorher zu vergewissern, was andere darüber gedacht haben. Alles oben über den Nutzen der Satire Gesagte findet sich zerstreut — inhaltlich, wenn auch nicht wörtlich — in einer vielbändigen Reihe von Kritikern, nach denen ich die Hände ausstreckte, um die erforderlichen Hinweise aufzusuchen, als ich mich zum guten Glück an den folgenden Ausspruch eines deutschen Philosophen erinnerte, welcher mich einer solchen Mühe überhebt und dem am nächsten kommt, was ich gesagt habe. Dieser Deutsche ist der berühmte Schelling; er betrachtet die Satire als notwendig, da sie ein „unerbittlicher Feind der Vergangenheit", d. h. also der Mißbräuche, und ein „Bundesgenosse der Zukunft", mit andern Worten des Fortschritts, ist. Von denselben Prinzipien ausgehend, wie es scheint, hat Herr Flourens, welcher die Eigentümlichkeit hat, die unverblümt und sarkastisch geschriebene „Johanna" für ein moralisches Buch zu halten, über dieselbe gesagt: „Jeder Angriff auf das Schlechte ist ein Verdienst

um die Menschheit, und darum schulden wir dem Verfasser des vorliegenden Buches Dank."

Sollte dies nicht genügen, Herr Redakteur, so könnte ich noch hinzufügen, daß zu allererst der liebe Gott selbst die Satire, d. h. die Bestrafung der Schlechtigkeit und Dummheit durch Spott, gegen den ersten Menschen zur Anwendung gebracht hat. Die heilige Schrift erzählt uns wenigstens, daß Adam, von der törichten Hoffnung erfüllt, seinem Schöpfer gleich zu werden, seine göttlichen Gebote übertrat; zur Strafe für seinen Ungehorsam vertrieb ihn Gott aus dem Paradiese, entzog ihm die Unsterblichkeit und fügte, sich damit nicht begnügend, noch den Spott der Strafe hinzu, indem er zu ihm sagte, wie er zitternd, nackt und beschämt vor ihm stand: „Siehe, Adam ist wie einer von uns geworden!" was nach dem heiligen Basilius und den übrigen Erklärern eine furchtbare Ironie ist, mit welcher Gott die Torheit des ersten Menschen bestrafte. Der heilige Victor, welcher die Stelle in demselben Geiste interpretiert, setzt hinzu, der Spott sei ein gerechtes, Gott wohlgefälliges Werk, wenn die Schlechtigkeit dadurch bestraft werde. Sie sehen daraus, Herr Redakteur, daß die Kritiker, Philosophen, die Kirchenväter, ja sogar Gott selbst die Satire als eine gute Waffe gegen die Torheit gebrauchen.

Aber kann man denn vielleicht die Schamlosigkeit und Unverblümtheit, die, wie wir oben gesehen haben, allen Satirikern gemeinsam zu sein scheint, als der Moral schädlich betrachten, und sind diejenigen unmoralisch zu nennen, welche die Schlechtigkeit entblößen, um ihre ganze Häßlichkeit aufzudecken und sie verhaßt und gemieden zu machen? Was mich betrifft, so halte ich nur denjenigen für unmoralisch, welcher diese Blöße mit keuschen Hüllen verdeckt, ihre Runzeln durch Schminke verbirgt, ihre Häßlichkeit verhüllt, die so verwandelte Schlechtigkeit liebens- statt hassenswert hinstellt, indem er durch diese Verkleidung die Vorstellungen von Gut und Schlecht verwirrt und die angeborene Abneigung eines jeden gesunden Bewußtseins gegen das Böse mindert; als moralisch hingegen sehe ich denjenigen an, welcher auf irgendeine Weise versucht, dieses Gefühl zu stärken. Und darum erscheint mir Byrons unanständiger „Don Juan", welcher alle gesellschaftlichen Mißstände verspottet, tausendmal moralischer,

als die keusche „Valentine" der Sand, welche den Ehebruch mit fleckenlosen Lilien bekränzt, tausendmal gesünder die lachenden Novellen Balzacs, als die melancholische „Kameliendame" von Dumas, welcher versucht die — Berufstätigkeit seiner Heldin durch gefühlvolle Phrasen zu beschönigen. Auch die „Johanna" halte ich für ein moralisches oder zum mindesten unschädliches Buch, da sich in ihr keine wollüstige Beschreibung findet, nirgends die Unsittlichkeit verherrlicht oder mit einem andern Namen genannt wird, da der Verfasser nirgends die Sympathien des Lesers seiner Heldin zu gewinnen sucht, indem er mit sentimentalen Redensarten ihre Verfehlungen umkleidet, sondern er hat von Anfang bis zu Ende nur Spott und Hohn für die Schlechtigkeit, wenn er von der Wollust, der Schwelgerei, der Liebe, den Weibern und den Leidenschaften im allgemeinen redet, so wie der Ekklesiastes, Lucian, Juvenal, Voltaire, Heine und alle andern geredet haben, welche die Wahrheit sagten, in demselben Sinne, wenn auch nicht mit derselben Beredsamkeit. Gefährlich, Herr Redakteur, sind die Bücher, welche die Leidenschaften entfachen, nicht diejenigen, welche sie abkühlen; in der „Johanna" aber, von der ersten bis zur letzten Seite, werden die Leidenschaften mit eiskaltem Sarkasmus und Spott besprochen. Die Heldin des Buches ist, wenn ich mich nicht täusche, die Personifikation der Selbstsucht und Undankbarkeit, und der Verfasser zeigt nach dem Ausdruck eines Ihrer Kollegen „eine größere Härte, als sie der Teufel gegen eine von ihm in die Hölle abgeholte Seele zeigt," und ich glaube, er hat ein Recht dazu, wir müßten denn die Meinung Ihres eben erwähnten Kollegen teilen, der Historiker müsse eine gewisse Liebe zu seinen Helden und Heldinnen zu erwecken suchen, dadurch daß er sie dem Leser verehrungswert und liebenswürdig erscheinen lasse. Aber bedenken Sie, Herr Redakteur, daß, wenn die Historiker nach dieser moralischen Anweisung verfahren wären, man einen Nero, eine Delila, einen Ephialtes und eine Messalina verehren würde. Nach diesem System hätte der Verfasser der „Johanna", um seine Heldin den Lesern verehrungswert und liebenswürdig erscheinen zu lassen, z. B. ihre Zügellosigkeit „den edlen Trieb einer Seele" nennen müssen, „die den unerschöpflichen Schatz ihrer Hingebung und

Liebe mitzuteilen bestrebt war," dann hätte er den Wankelmut, mit welchem sie ihre Liebhaber wechselte, rechtfertigen müssen, indem er sie mit „einer weißen Taube verglich, die unaufhörlich umherflatterte, um ein Herz zu finden, das fähig war, sie zu verstehen" usw. in der Manier der Sand. Hätte er das Buch in diesem Stile geschrieben, so hätten es Ihre Kollegen sehr moralisch gefunden, aber ich, Herr Redakteur, hätte es ins Pfefferland gewünscht, weil ich weder die süßlichen Phrasen noch das Loblied auf die Unsittlichkeit vertragen kann. Darum hat man mich auch vielleicht in Agrinion einen Menschenfeind genannt.

Noch eine Schlußbemerkung erlauben Sie mir, Herr Redakteur, an die Kritik in Ihrer Avgi zu knüpfen. Der Verfasser der „Johanna" läßt, um die in jener Zeit herrschende Verderbtheit zu schildern, zwei Frauen, die heilige Ida und die heilige Liobba, auftreten, welche in den schwärzesten oder vielmehr lächerlichsten Farben diese Zustände beschreiben; der betreffende Artikelschreiber hat sich bewogen gefunden zu sagen, der Verfasser verleihe seinen Anschauungen über Gemeinde- und Klosterleben durch den Mund dieser Frauen Ausdruck! Nach diesem Grundsatz müßte man also annehmen, daß auch Molière in seinem „Avare" seine Prinzipien über den Gebrauch des Reichtums in der Gestalt des Harpagon verkörpere, daß Byron im „Korsar" den Seeraub rechtfertigen wolle und daß die Spartaner bei den Gelagen berauschte Heloten vorführten, um den Jünglingen die Trunkenheit anzuempfehlen. Diese Prätention geht denn doch über den Spaß! Um Ihnen die ganze Lächerlickeit dieser Ansicht darzutun, Herr Redakteur, müßte ich zuvörderst erklären, was „objektiv" und „subjektiv" zu bedeuten hat, die Grundbegriffe der Philosophie. Aber dieser Versuch erscheint mir ein wenig schwierig, ja ich würde sogar sagen unmöglich, wenn ich nicht gehört hätte, man habe jüngst die Kunst erfunden, den Blinden die Farben begreiflich zu machen. Nur das will ich Ihnen sagen: wenn der Verfasser die Grundsätze der heiligen Liobba empfähle, so hätte er, statt sie so nackt und unverhüllt dem allgemeinen Gelächter preiszugeben, vielmehr Eugen Sue nachgeahmt, welcher eine Verteidigung oder, besser gesagt, eine Verherrlichung der sieben Todsünden, der Wollust, des Neides,

des Zornes usw. geschrieben hat, ein Buch, welches Ihre Kollegen als „äußerst passende Lektüre" empfohlen haben, während sie diejenigen, welche diese Schlechtigkeiten verspotten, gottlos und frech nennen.

De nobis post haec tristis sententia fertur;
Dat veniam corvis, vexat censura columbas

(Iuven. Sat. II)

was, frei übersetzt, bedeutet, daß man die Raben weiß und die Tauben schwarz sieht.

Vielleicht halten Sie dem entgegen, Herr Redakteur, daß der Verfasser der „Johanna", weil er fortwährend lacht, niemals mit genügendem Nachdruck gegen die Schlechtigkeit zu Felde zieht, und daß der Leser oft schwankend bleibt, die sogenannte „Reinigung der Leidenschaften" erwartend. Vielleicht teilen auch Sie die mit viel Witz von Herrn Bernardakis verspottete originelle Meinung einiger Philologen in Ihrer Residenz, die „Reinigung" bestehe in der direkten Verurteilung des Bösen; ich dagegen, der ich weit von diesen Leuchten allein mit meinen Büchern lebe, bin noch immer der Ansicht des Aristoteles, Schlegel und der übrigen Kritiker, welche unter „Reinigung" die durch gleichviel welche Mittel hervorgerufene Abneigung gegen die Schlechtigkeit verstehen. In der „Johanna" ist nun die „Reinigung der Leidenschaften" gerade das Lachen des Lesers, der gezwungen wird, das Böse zu verspotten. Vielleicht kennen Sie, wenigstens von Hörensagen, jene berüchtigten „Briefe aus der Provinz" gegen die Jesuiten von Pascal. In diesen stellt der berühmte Schriftsteller alle Schändlichkeiten jener Skorpione in der Kutte mit einer so ergötzlichen Leidenschaftslosigkeit dar, daß der Leser oft in Zweifel ist, ob Pascal ein Verteidiger oder Ankläger derselben ist, und seine Entrüstung nimmt auf jeder Seite in einem solchen Grade mit der phlegmatischen Ironie des Verfassers zu, daß man oft zugleich mit den Jesuiten auch ihren apathischen Geschichtschreiber ohrfeigen möchte. Diese spöttische Mäßigung, diese wohlüberlegte Enthaltung von jedem verwerfenden Urteil, welche die Abneigung gegen das Schlechte im Bewußtsein des Lesers bis zum Höhepunkt steigert, ist von allen Kritikern als ein Meisterstück gesunder moralischer Ironie betrachtet worden. Ein

solches System hat, glaube ich, auch der Autor der „Johanna" befolgt; als Beweis dafür, daß er in seinem Angriff auf die Schlechtigkeit reüssiert hat, kann wohl der Umstand dienen, daß es ihm gelungen ist, selbst Ihre Kollegen zu Vorkämpfern der Moral zu machen.

Bedenken Sie ferner, Herr Redakteur, daß der Geist der Satire das Eintreten für das Gute keineswegs ausschließt, ja es sogar durch den Gegensatz noch schärfer hervortreten läßt. So z. B. wenn der „alles unterschiedslos durchhechelnde und verspottende" Verfasser der „Päpstin" inmitten der schmutzigen Herde von Kuttenträgern des Mittelalters einem wahren Diener des Höchsten begegnet, dem heiligen Agobard, einem sanften milden Manne, der von Hierokratie, Wundern, Prozessionen und anderen Dummheiten nichts wissen will, da kniet er sofort vor ihm nieder, „um ihm den Saum des Gewandes zu küssen," unterbricht seine Erzählung, „um einige Augenblicke bei ihm zu rasten, wie der durstige Araber an der Quelle in der Wüste," und hält den Titel eines Heiligen für einen derartigen Mann nicht für ausreichend, welcher, „ein Diamant unter Kieselsteinen, ein Schwan inmitten von Raben, in jener mittelalterlichen Finsternis glänzt wie eine Perle in der Nase eines Schweines." Weiter unten findet der „alles durchhechelnde und verspottende gottlose Verfasser" Tränen der Klage am Scheiterhaufen von Huß und an den Gräbern der in Skythopolis zerstückelten griechischen Philosophen; überall aber, wo sich eine Gelegenheit bietet, beeilt er sich dem pestatmenden Dunstkreis des mittelalterlichen Fanatismus zu entrinnen und läßt die Mönche, Wundertäter, Wahrsager aus der Schüssel, die Bilderstürmer, Theophilus, Irene, die Konzilien, die Metzeleien, den Aberglauben und die übrigen byzantinischen Greuel im Stich, um sich unter dem Dach des Parthenon auszuruhen oder den Worten des Libanius andächtig zu lauschen, diesem Schwanengesang des sterbenden Hellenismus; dann, d. h. sobald er über wahrhaft ehrwürdige Dinge redet, entweicht, wie einer seiner Kritiker mit Recht bemerkt, sofort Hohn und Ironie von seinen Lippen. Die Satiriker, Herr Redakteur, leben in dem Bösen wie die Frösche in den Teichen; aber wie diese Helden des Aristophanes gezwungen sind, von Zeit zu Zeit den Kopf aus

dem schmutzigen Pfuhl herauszustrecken, um Luft zu schöpfen, so fühlt auch jeder ehrenhafte Satiriker, nachdem er die Schlechtigkeit verspottet hat, das Bedürfnis, seinen Blick auf das Gute zu richten und mit Aristoteles zu rufen:

> *Du Tugend, schwer erringbar dem sterblichen Geschlecht,*
> *Du Ziel des Menschenlebens, nach dem zu trachten recht,*
> *Um deiner Schönheit willen, o Jungfrau, ging manch' Mann*
> *Aus Hellas zu den Toten, der sterbend Ruhm gewann.*

Dies ist es, geehrter Herr Redakteur, was ich über Moral zu sagen hatte, über welche zu urteilen ich eher in der Lage zu sein glaube, als die Kritiker Ihrer Residenz, die lauter Schulmeister, Zeitungsschreiber, Beamte, Politiker, Verwalter philantropischer Stiftungen, Mitglieder philologischer Vereine, Verleger von Lehrbüchern sind, Vorurteile, Sorgen und Traditionen im Kopfe und wenig Zeit für Lektüre haben, während ich, der ich nur Sourlis und nichts weiter bin, Zeit zum Studieren und daher auch zum Lernen habe. Wenn ich von Moral rede, bin ich glaubwürdiger als jeder andere; denn meine Haare sind weiß, und den größten Teil meiner Zeit habe ich mit dem Studium dessen verbracht, was die Weisen seit Erschaffung der Welt über die Moral geschrieben haben. Meine unzertrennlichen Genossen sind Plutarch und Cicero, welche mich lehren das Gute zu lieben, und Byron, von welchem ich lerne das Böse zu hassen, und, wenn es nötig sein sollte, wie er für den großen Gedanken die wenigen Tage und den Fuß zu opfern, der mir geblieben ist.

Bis hierher glaube ich Ihnen bewiesen zu haben, Herr Redakteur,

1. *daß alle antiken und modernen Satiriker ohne Ausnahme schamlos, unverblümt und sarkastisch gewesen sind, so daß jemand im höchsten Grade unbelesen sein muß, um daran Anstoß zu nehmen, wenn er in einem satirischen Werke Spöttereien und Zoten findet;*
2. *daß nach der Ansicht aller Kritiker, der Philosophen und sogar der Kirchenväter die Satire notwendig ist, solange das Böse auf der Welt existiert;*
3. *daß, wie schon ein Kollege von Ihnen bemerkt hat, der Autor der „Johanna“ das wahrhaft Verehrungswürdige geehrt hat . . .*

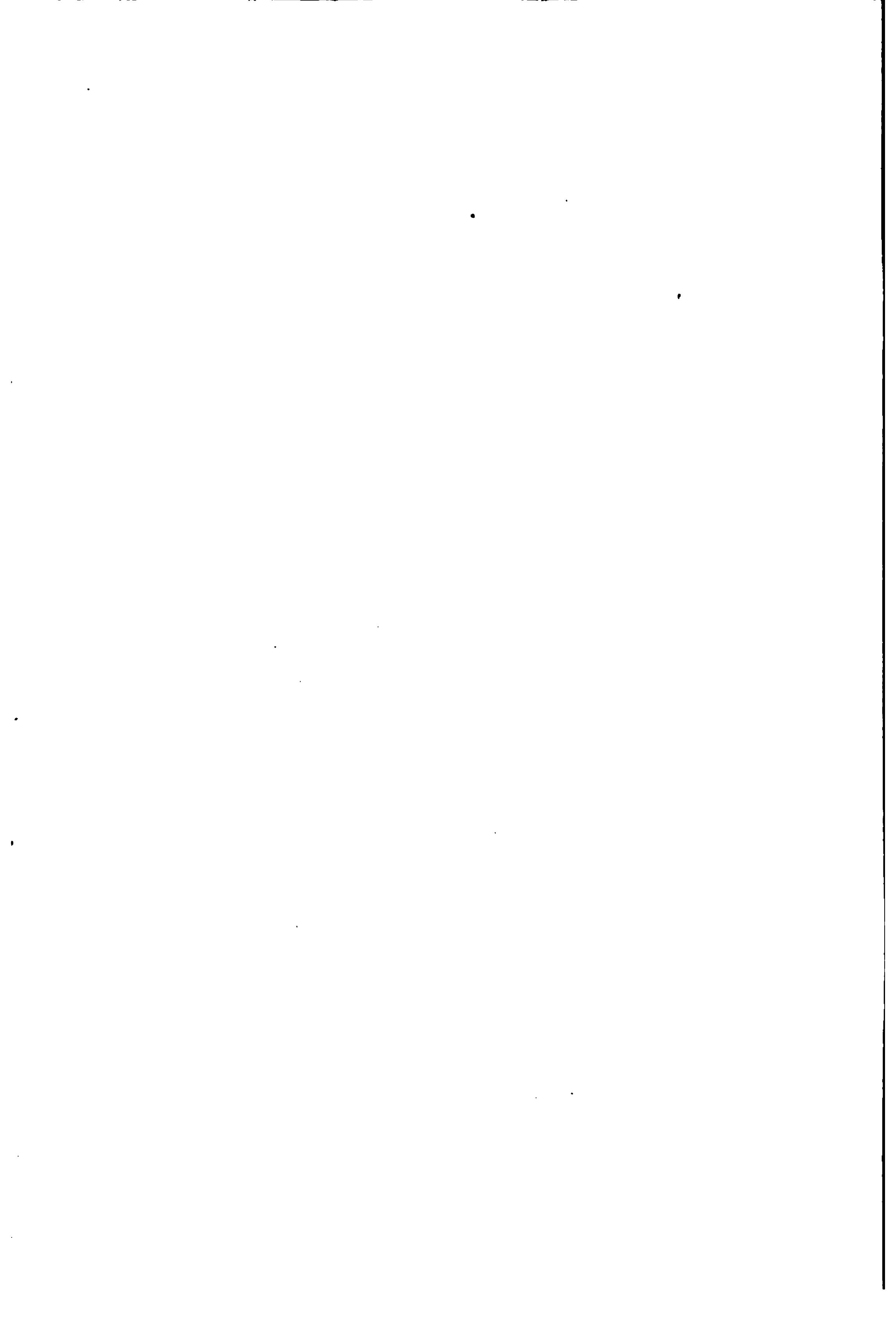
Aber hier werden Sie mich wahrscheinlich mit der Bemerkung unterbrechen, daß er die „Religion" verspottet habe. Eine schwere, unverzeihliche Sünde! Wenn sich der Verfasser ihrer in Wahrheit schuldig gemacht hat, dann würde ich der erste sein, der den Rat gibt, nicht ihn zu exkommunizieren, sondern bei lebendigem Leibe zu verbrennen, und ich würde bereitwillig sogar meine Krücken ins Feuer werfen, damit er schneller verbrennt; da ich sie aber äußerst notwendig brauche, so halte ich es für gut, bevor ich sie opfere, daß wir untersuchen, ob der Autor der „Johanna" in Wahrheit die Religion oder etwas anderes verhöhnt hat.

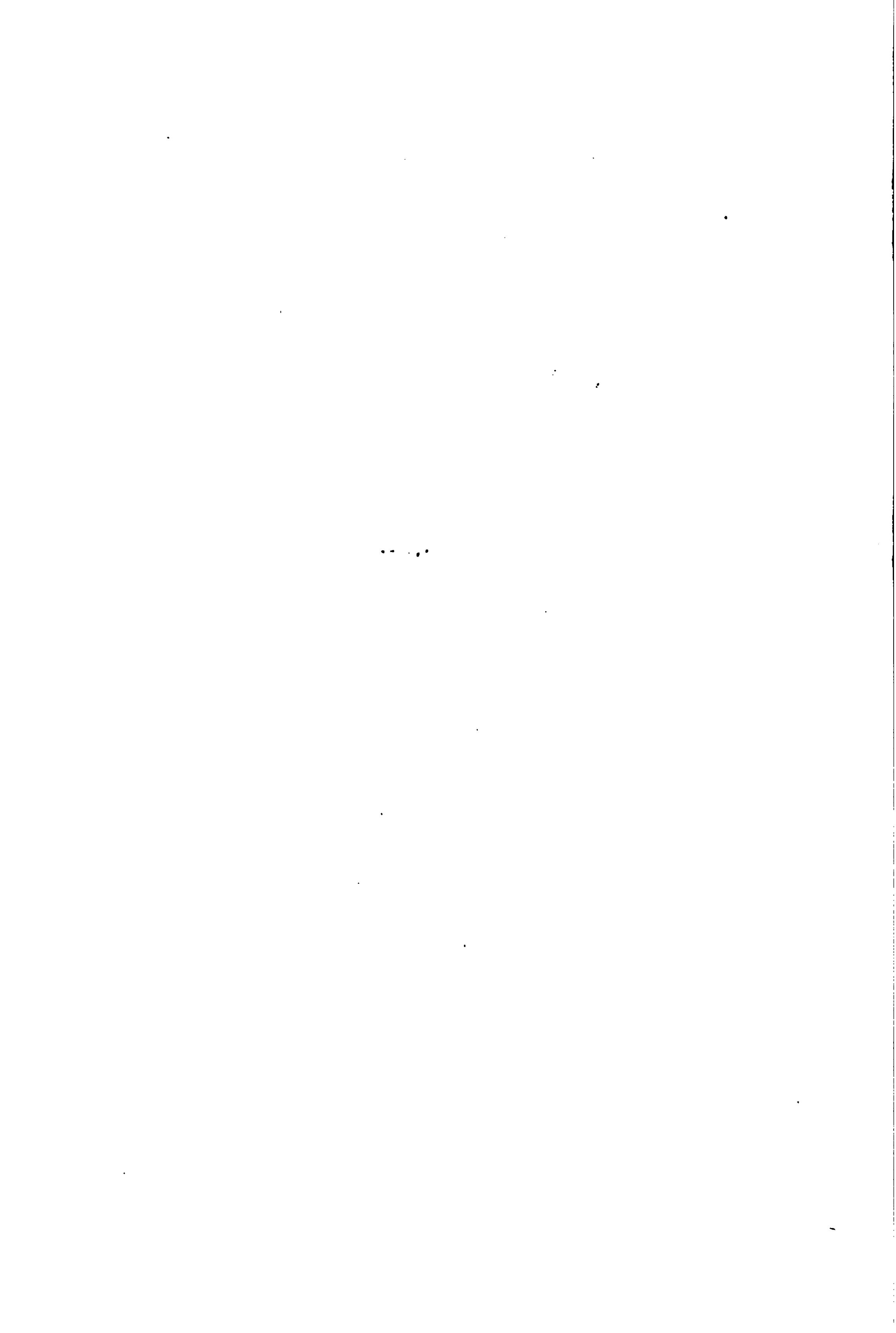
Inzwischen bitte ich Sie, Herr Redakteur, mich zu halten für Ihren ergebenen Diener

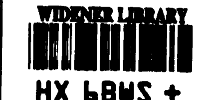
Dionysius Sourlis.





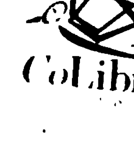





WIDENER LIBRARY
HX LBUS +


3 2044 010 325 611


04
LDPE


CoLibri

